



Dynamische Gesellschaften – dynamische Kulturen

Sprachliche Verständigung im globalen Zeitalter



Festgabe für Withold Bonner
Herausgegeben von Ewald Reuter

Dynamische Gesellschaften – dynamische Kulturen

Sprachliche Verständigung im globalen Zeitalter

Festgabe für Withold Bonner

herausgegeben von Ewald Reuter

Herausgeber der Schriftenreihe

Teemu Ikonen
Jarkko Toikkanen

Redaktion der Schriftenreihe

Soili Hakulinen
Johanna Koivisto
Maria Laakso
Unni-Päivä Leino
Frans Mäyrä
Olga Nenonen
Hanna Parviainen
Eliisa Pitkäsalo
Päivi Stöckell

Layout

Ewald Reuter und Teemu Ikonen

Umschlaggestaltung von Mika Reuter unter Verwendung eines Fotos (Gebäude Pyy-nikki) von Jürgen F. Schopp und eines Fotos (Pinni-Gebäude Hauptcampus) der Universität Tampere.

ISBN 978-952-03-0636-6 (pdf)
ISSN 2242-8887 (Tampere Studies in Language, Translation and Literature: B6)

Universität Tampere 2017

Inhalt

Zum Geleit Ewald Reuter	1
Das Leben des W. – ausgewählt und verfasst von ihm selbst Withold Bonner	3
Schulische Selektion und Priorisierung von Sprachen an deutschen Schulen Tuncer Cabadağ & Yüksel Ekinci & Stephan Holz	9
„in Lateinischer sprach / durch die Römisch Kirch in sovil Streit um Luthers Bibelübersetzung im 16. Jahrhundert Barbarische Nationen gebracht“. Friedrich Staphylus und der Streit um Luthers Bibelübersetzung im 16. Jahrhundert Cora Dietl	21
Das Radio und der polyphone Erzählraum in Lutz Seilers Roman <i>Kruso</i> Sabine Egger	37
Berlin, Helsinki, Kaunas. Dynamische urbane Topographien der modernen Dichtung Rūta Eidukevičienė	50
Zu Gast im Lande der Elche und Ohrenpilze: DDR-Ansichten über Finnland Frank Thomas Grub	63
„Die Trance des ersten Augenblicks“ – Spielarten des poetischen Wechseltauschs mit Fremde/m am Beispiel von Durs Grünbeins <i>Lob des Taifuns</i> Jacqueline Gutjahr	75
Ostdeutsche Erinnerungen: Generationendialog und Zeit- geschichte im neuen ostdeutschen Familienroman Marja-Leena Hakkarainen	91
Heterogenität der Rollenmuster in Emine Sevgi Özdamars <i>Die Brücke vom Goldenen Horn</i> Mahmut Karakus	108

Deutsche Romane russischer Autorinnen Hannes Krauss	117
Ausgewählte Probleme beim Übersetzen von juristischen Kollokationen im Sprachenpaar Deutsch–Finnisch Annikki Liimatainen	125
Migration und Flucht im (deutschen) Gegenwartstheater. Sujet – Subjekt – Stimme Silke Pasewalck & Dieter Neidlinger	135
„Revolution von oben“ – Die kommunikative Durchsetzung universitären Organisationswandels am Beispiel der finnischen Mitarbeiterzeitung <i>Aikalainen</i> Ewald Reuter	155
BeiträgerInnen	178

Zum Geleit

Die in dieser Publikation versammelten Beiträge gehen auf ein Ehrensymposium zurück, das anlässlich der Emeritierung des germanistischen Literatur- und Kulturwissenschaftlers Withold Bonner am 15. April 2016 an der Universität Tampere stattfand. Mit diesem Festakt würdigte das Studienprogramm *Deutsche Sprache, Kultur und Translation* der Universität Tampere Withold Bonners unermüdlichen Einsatz für die deutsche Sprache und die Literatur der deutschsprachigen Länder sowie für seine Verdienste in Forschung, Lehre und Verwaltung.

Titel und Thema von Ehrensymposium und Sammelpublikation spielen darauf an, dass „Bewegung“ sowohl zentraler Schauplatz als auch zentraler Forschungsgegenstand in Withold Bonners Leben ist. Die nachfolgend von ihm selbst erzählte Lebensgeschichte „Das Leben des W.“ vermittelt anschauliche Einblicke in die vielen Gründe und Ziele seines Unterwegsseins. Fragt man Withold danach, womit er sich in seinem Forscherleben beschäftigt, so benennt er mit 1. autobiographische Texte, 2. Literatur der DDR und 3. interkulturelle Literatur und interkultureller Film immer wieder drei Forschungsbereiche, die auf die eine oder andere Art und Weise allesamt von Wandel und also von „Bewegung“ geprägt werden. Der Titel „Dynamische Gesellschaften – dynamische Kulturen“ mag auf den ersten Blick vielleicht sehr anspruchsvoll erscheinen, doch bringt er nur auf den Punkt, womit sich im Kern alle hier versammelten Beiträge beschäftigen, wenn sie unterschiedliche Facetten der „sprachlichen Verständigung im globalen Zeitalter“ untersuchen.

Wie aus Witholds Lebensgeschichte ebenfalls hervorgeht, entspringt das Unterwegssein nicht nur eigener Lust und Laune, sondern erfolgt auch auf äußeren Druck. Diesen Zusammenhang von selbstgewollter und erzwungener Bewegung sollen die beiden Fotos auf dem Titelblatt als augenfälliger Kontrast von alter Bildungsuniversität und neuer Forschungsuniversität symbolisieren. Auf dem linken Foto ist ein älteres Gebäude im Stadtteil Pyynikki von Tampere zu sehen, das einst die Philologien beherbergte und das der Schauplatz war, an dem Withold Bonner 2001 seine literaturwissenschaftliche Dissertation verteidigte. Zu jener Zeit galt noch die akademische Freiheit der Bildungsuniversität: Doktoranden wie Withold konnten sich völlig frei ein Forschungsthema wählen, interessierte Betreuer suchen und selbst entscheiden, wann Denk- und Forschungsprozesse beendet und belastbare Ergebnisse erzielt waren. Das rechte Foto zeigt Gebäude auf dem Hauptcampus der Universität Tampere, die sich inzwischen als neoliberale Forschungsuniversität versteht und den Philologien seit 2003 in einem nagelneuen Trakt eine rektorsnahe Heimat bietet. So kam es, dass Withold im Sommer 2005 zwar ein germanistisches Lektorat an der Universität Tampere übernehmen und seine literatur- und kulturwissenschaftlichen Forschungen endlich hauptberuflich betreiben konnte, zugleich jedoch erfahren musste, wie durch sukzessive Ökonomisierung und Anglophonisierung des

akademischen Betriebs ein zwangloses studentisches Interesse an deutschsprachiger Literatur und Kultur zunehmend ausgemerzt wird. Auch dieser Aspekt gesellschaftlichen und kulturellen Wandels wird in verschiedenen Beiträgen in unterschiedlicher Fokussierung abgehandelt. – Mangels eindeutiger thematischer Schwerpunkte erscheinen die Beiträge in alphabetischer Reihenfolge der AutorInnennamen.

Dank gebührt zunächst all jenen Kolleginnen und Kollegen aus Witholds weitgespanntem internationalen Forschernetzwerk, die keine Kosten und Mühen scheuten und nach Tampere anreisten, um Withold und seine akademischen Verdienste durch Festvorträge zu ehren. Namentlich erwähnt seien hier Andreas F. Kelletat (Germersheim) und Thomas Taterka (Riga), deren Beiträge bereits an anderen Orten erschienen sind und hier nicht erneut veröffentlicht werden. Anzumerken ist ferner, dass in diese Publikation auch Beiträge von Kolleginnen und Kollegen aufgenommen wurden, denen eine Teilnahme am Ehrensymposium verwehrt war. Withold darf sich sehr glücklich schätzen, dass seine Freunde und Bekannten hochkarätige Aufsätze zu dieser Publikation beigesteuert haben, obwohl sie vermutlich mit keinem hohen Impact Factor belohnt werden.

Zu danken ist dem Studienprogramm *Deutsche Sprache, Kultur und Translation*, dem bis Ende 2016 existierenden Fachbereich für *Sprache, Translation und Literatur* sowie dem Stiftungsfond der Universität Tampere für die finanzielle Unterstützung der festlichen Rahmung des Ehrensymposiums. Dem Forschungszentrum *Plural* der seit Anfang 2017 tätigen neuen Fakultät für Kommunikationswissenschaften sei für die freundliche Aufnahme dieser Festgabe in die B-Schriftenreihe *Tampere Studies in Language, Translation and Literature* gedankt und Teemu Ikonen für die geduldige Betreuung der Arbeit am Layout. Ein besonderes Dankeschön gilt Brigitte Reuter für ihre unentbehrliche Hilfe beim Korrekturlesen.

Tampere, im September 2017

für das Studienprogramm *Deutsche Sprache, Kultur und Translation*

Ewald Reuter

Das Leben des W. – ausgewählt und verfasst von ihm selbst

Withold Bonner (Universität Tampere, Finnland)

Am 16.5.1949 in Kiel geboren, verbringt W. die ersten zehn Lebensjahre mit Eltern und Geschwistern im Haus der Großeltern in Fördenähe. Der Garten wandelt sich allmählich von einem Nachkriegsnutzgarten mit Kartoffeln, Möhren, Salat und Hühnern zu einem Erholungsgarten mit Rasenfläche, aber zum Glück bis zum Schluss mit Kirsch-, Apfel- und Pflaumenbäumen sowie Stachel- und Johannisbeersträuchern. Die Doppelhaushälfte, in der in den ersten Jahren des im Krieg stark zerstörten Kiel zunächst drei Generationen und Untermieter dicht gedrängt wohnen, beherbergt schließlich ‚nur‘ noch Eltern, Großeltern und Kinder. Zu W.s Lieblingsort wird im Sommer trotz zahlreich vorkommender Quallen die Seebadeanstalt Bellevue in der Kieler Förde. Der Geruch der Ostsee nach Tang, Teer und Salz wird ein Leben lang bestimmen, wie Wasser zu riechen hat.

1955 erfolgt die Einschulung in die Hardenberg-Grundschule. Der Krieg ist noch überall zu sehen, u.a. an den Lehrern, denen mal Hände, mal Beine, mal Augen fehlen. Gesprochen wird dagegen über die Zeit des Nationalsozialismus nicht. Später wird W. in Erinnerung an seine Schulzeit feststellen, dass es zwei Themen gab, über die im Unterricht nie gesprochen, sondern zu denen jeweils ein Film gezeigt wurde: Nationalsozialismus und Sexualaufklärung. Die sog. Vergangenheitsbewältigung setzte erst später ein.

Während der vier Grundschuljahre verbringt W. dreimal die Sommerferien in Wyk auf Föhr, zusätzlich führt eine Klassenfahrt in der 4. Klasse nach Amrum, so dass die Nordsee mit ihren Sturmfluten, Halligen und dem Wattenmeer zumindest ebenso wie die Ostsee einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlässt. Das Interesse an dieser Region verfestigt sich später noch einmal durch wiederholte Besuche im naturkundlich-historischen Nissen-Haus in Husum.

Zu Ostern 1959 – das Schuljahr beginnt damals noch um diese Zeit – erfolgt der kurzfristige Wechsel zur altsprachlichen „Kieler Gelehrtenschule“, die als ehemalige Klosterschule 1960 ihren 640. Geburtstag feiert.

Im Sommer 1959 kommt es zum Umzug nach Berlin, da der Vater bereits ein Jahr zuvor an das Bundeskartellamt gewechselt ist. Die Bahnfahrt von Kiel nach Berlin inklusive Anhängen der Kieler Kurswagen an den Hamburger Interzonenzug und Lokomotivwechsel in Büchen nebst Grenzkontrollen und eingleisigem Zuckeln durch die DDR dauert in dieser Zeit sieben bis acht Stunden. Jahrzehnte später wird sich W. wundern, als er mit seiner Tochter einen Abstecher von Berlin nach Kiel macht und die Dauer der Bahnfahrt nicht mehr als drei Stunden beträgt.

Mit dem Berlinern lernt W. seine erste Fremdsprache. Brötchen heißen jetzt Schrippen, Wurzeln sind Möhren und auf Frikadellen muss als Bouletten referiert werden. Das Schlimmste dabei: Viertel nach zwei heißt plötzlich viertel drei – wer soll das verstehen?! Außerdem riecht das Süßwasser der Berliner Seen falsch. Der Schulbesuch wird auf dem ebenfalls altsprachlichen Gymnasium Steglitz fortgesetzt, was einen ziemlichen Abstieg bedeutet, da dieses Gymnasium 1961 gerade erst seinen 75. Geburtstag feiert. Diese Lehranstalt sieht sich als Schule mit besonderer pädagogischer Prägung, was ihr Zögling später wiederholt hinterfragen wird. Interessierte können gerne eine Beschreibung des dortigen Lateinunterrichts in Thomas Manns *Buddenbrooks* nachlesen.

Am schönsten an der Zeit auf dem Gymnasium sind neben den Sommerferien, die W. bei den Großeltern in Kiel verbringt, die Klassen- bzw. Schulfahrten, vor allem in die USA 1965 in die Nähe von New York, aber auch mit der Französisch AG nach Avignon und Paris 1967 sowie mit der Abiturklasse nach Rom und Neapel im selben Jahr. Das Abitur besteht W. erst im Frühjahr 1968, da es in Berlin im Gegensatz zu den anderen Bundesländern keine Kurzschuljahre gibt.

Im Sommersemester 1968 (!) erfolgt die Aufnahme eines von Anfang an zum Scheitern verurteilten Jurastudiums an der FU Berlin. Aber immerhin gibt es dort ältere Kommilitonen wie Herta Däubler-Gmelin oder Rainer Geulen und zu den sog. Teach Ins kommen Juristen wie Horst Mahler (der später eine rasante Metamorphose von der RAF zum Neonazismus durchlaufen sollte), Otto Schily (inzwischen staatstragend) oder Christian Ströbele (immer noch grün). Außerdem lernt W. fehlerfrei Ho-Ho-Ho Tschì Minh an die Tür des ASTA zu klopfen, auf dass ihm aufgetan werde.

Zum Sommersemester 1971 kommt es zum Wechsel an die Pädagogische Hochschule Berlin, wo W. eine Ausbildung zum Lehrer mit einem Wahlfach (Politologie) für Primarstufe und Sekundarstufe I durchläuft. Allerdings wird während des Studiums wahrscheinlich mehr gestreikt als studiert. Die I. Staatsprüfung für das Amt des Lehrers schließt W. im Dezember 1974 ab.

Im Januar 1975 bewirbt sich W. um eine Stelle an der Birken-Grundschule im Bezirk Spandau. In Erinnerung geblieben ist ihm der folgende Merksatz aus dem Bewerbungsgespräch beim Schulrat: „Ha'm Se nich noch een' Kollegen für mich?“ (Nicht „für mir“. Immerhin handelt es sich um einen Schulrat!) – Das waren noch Zeiten! An die Bewerbung schließt sich wie damals üblich – es ist die Zeit des Radikalenerlasses – eine mehrmonatige Überprüfung beim Landesamt für Verfassungsschutz an.

Der offizielle Eintritt in den Berliner Schuldienst an der Birken-Grundschule in Spandau erfolgt am 1.5.1975: Die zentrale Parole auf der Maidemonstration lautet in diesem Jahr „1. Mai – Vietnam ist frei“ (aber war es das wirklich?). Mit Beginn des Schuljahres 1975/1976 übernimmt W. eine vierte Klasse als Klassenlehrer. Die Kleinen vertreten die

Jahrgänge 1964-1966 und sind heute im Schnitt 52 Jahre alt. 1977 schließt W. die 2. Phase der Lehrerausbildung – für Grundschullehrer gibt es in Berlin zu diesem Zeitpunkt noch kein Referendariat – mit der II. Staatsprüfung für das Amt des Lehrers ab.

Ab dem Schuljahr 1977/78 fungiert W. neben der Klassenlehrertätigkeit als Lehrer für Deutsch als Fremdsprache in Vorbereitungsklassen für Schüler aus der Türkei. In der Schule wie auch in der sog. Ausländerkommission der GEW Berlin macht W. die Bekanntschaft von vielen KollegInnen aus der Türkei, die mindestens ebenso vielen linken türkischen bzw. türkisch-kurdischen Parteien angehören. Nicht zuletzt aus dieser Zeit rührt sein starkes Interesse an der Türkei und an türkischer bzw. türkisch-deutscher Literatur – und an türkischem Essen. Seine einzige Qualifikation für die Tätigkeit als Lehrer für DaF ist übrigens, dass er einen Türkischkurs für Anfänger an der GEW-eigenen Dierkerweg-Hochschule absolviert hat. Dort lernt er u.a. die kleine und große Vokalharmonie kennen. Außerdem kann W. jetzt auf Türkisch kommandieren: „Gel buraya!“ (komm her!) oder „otur!“ (Setz dich!) und fragen, woher der jeweils neue Schüler denn kommt, der eines schönen Tages mit seinen Eltern vor der Tür steht („Sen nerelisin?“).

Im Februar 1980 kommt es zur Bekanntschaft mit einer gewissen A. R.; man lernt sich in Kreuzberg bei einem Konzert der finnischen Polit-Musikgruppe *Agitprop* im Türkenzentrum kennen. In Ostberlin findet nämlich gerade das alljährliche Festival des politischen Liedes statt, auf dem *Agitprop* Dauergast ist. „Fortschrittliche“ Finnen wiederum haben die Gruppe zu einem Konzert nach Westberlin eingeladen.

Da diese Frau R. Anfang 1982 für ein halbes Jahr zu einem Intensiv-Sprachkurs nach Moskau fährt, reist auch W. in die UdSSR – zuerst nach Moskau und darauf mit den *Falken* für zwei Wochen nach Sibirien, wobei in unvergesslicher Erinnerung die Reise nach Jerusalem mit sowjetischen Komsomolzen in Nowosibirsk unter erheblichem Wodkaeinfluss bleibt, wobei W. übrigens gewinnt. Noch lange wird auf seinem Schreibtisch der erste Preis dieses Wettkampfes zu finden sein, ein Plastikmodell der Moskauer Leninbibliothek. W. verliebt sich unsterblich nicht nur in Frau R., sondern auch in die russische Sprache, die er bald zu lernen beginnt und die ihn noch zu zwei Sprachkursen nach Moskau führen wird. Allerdings endet letztere Liebesbeziehung abrupt im Sommer 1985, da ab jetzt andere Sprachkenntnisse benötigt werden.

Im Sommer 1985 lässt sich W. als Lehrer beurlauben und zieht besagter Frau R. nach Helsinki hinterher, wohin diese bereits 1984 gegangen ist. W. reist offiziell als Student in das damals ziemlich geschlossene Finnland ein und beginnt ein erneutes Studium an der Uni Helsinki. Dort studiert er Germanistik im Haupt- und Finnische Sprache und Kultur im Nebenfach. Einmal mehr macht W. Bekanntschaft mit der Vokalharmonie, diesmal allerdings der finnischen. Neben dem Studium (oder war es umgekehrt?) arbeitet er als Free-Lance-Deutschlehrer in verschiedenen privaten Sprachschulen, in Firmen, in Volkshochschulen und beim Goethe-Institut in Helsinki.

Zum ersten August 1991 scheidet W. nach Ablauf seiner maximal sechsjährigen Beurlaubung ohne größeres Bedauern aus dem Berliner Schuldienst aus. Schließlich sitzt er zu diesem Zeitpunkt im gerade fertig gestellten Sommerhaus in der Nähe von Oulu und blickt auf die sonnenbeschienene Ostsee. Er stellt zu seinem Erstaunen fest, wie leicht ihm im Gegensatz zum Eintritt der Austritt aus dem Schuldienst gemacht wird; denn schon wenige Tage nach seiner Entscheidung hält er die Entlassungsurkunde aus dem Beamtenverhältnis in der Hand.

Obwohl er bereits ab dem Studienjahr 1991/92 als vertretender Lektor am Germanistischen Institut der Universität Helsinki tätig ist, schließt er sein Studium der Germanistik erst zum 1.6.1993 ab. Das bleibendste Erlebnis der Tätigkeit als Lektor in Helsinki ist wahrscheinlich, als von einem Semester zum anderen seine bisherigen Kommilitonen plötzlich seine Studierenden werden. Sie tragen es mit Fassung und machen ihm das Leben nicht weiter schwer.

1994 beginnt W. die Arbeit an seiner Dissertation, wobei von Anfang an klar ist, dass diese sich mit der DDR-Autorin Brigitte Reimann befassen wird. Einer von mehreren Gründen: Über viele Jahre hatte er bei seinen Ostberlin-Besuchen den Zwangsumtausch in Höhe von 25 Mark der DDR nach Abzug von Museumstickets und Restaurantrechnungen in DDR-Literatur angelegt, so dass er mit der ostdeutschen besser als mit der westdeutschen Literatur vertraut ist. In der Folge lassen sich viele Urlaubsbilder aus sieben Jahren finden, wo W. im Garten des Sommerhauses an einem Tisch sitzt und versucht, mit dieser Arbeit voranzukommen. Das schönste Erlebnis aus der Zeit der Arbeit an der Dissertation: Viele Abende sitzt er mit einer – wechselnden – Flasche Rotwein am Schreibtisch im Archiv des Literaturzentrums Neubrandenburg, das sich damals in Feldberg/Mecklenburg an einem See befindet. Er vergleicht dort das Originaltyposkript von Reimanns postum erschienenem Roman *Franziska Linkerhand* mit dessen offenkundig aus Zensurgründen gekürzter DDR-Ausgabe. Neben wirklichen Überraschungen findet er Kürzungen zumeist genau an den Stellen, wo er sie erwartet hatte. Er fühlt sich wie Howard Carter, als der das Grab Tutanchamuns entdeckt.

Zu einem großen Einschnitt in seinem Leben kommt es, als die Tochter Helmi im April 1998 im Alter von vier Jahren aus China zur Familie B.-R. stößt. Da jetzt mehr Sicherheit dringend benötigt wird, wechselt W. zu Beginn des Studienjahres 1998 von der Universität Helsinki an das Sprachenzentrum der TU Helsinki, der heutigen Aalto-Universität, wo er ein auf fünf Jahre befristetes Lektorat erhält. Ein weiteres bleibendes Erlebnis fällt in diese Zeit: Zwei Tage vor dem Abflug nach China hält W. seine Lehrprobe an der TU Helsinki. Da die kommende Erstbegegnung mit der Tochter deutlich spannender als eine Lehrprobe ist, hat er nie wieder so entspannt wie damals eine solche gehalten.

Am 13. Oktober 2001 verteidigt W. seine Dissertation mit dem schönen Titel *Der Vogel mit dem bunteren Gefieder. Redevielfalt als Maskerade in der Prosa Brigitte Reimanns* an der Uni Tampere. Als Opponent fungiert Wolfgang Emmerich, wobei sich die 13 keineswegs als Unglückszahl herausstellt. Auf der abendlichen Feier wird W. in seinen Dankworten an seine Betreuerin Marja-Leena Piitulainen, Professorin für Germanistik an der Uni Tampere, die Wichtigkeit des Vertrauens in einem derartigen Betreuungsprozess hervorheben.

Die Jahre an der TU Helsinki enden 2003 in Unfrieden und erneuter Unsicherheit, da W.s auf fünf Jahre befristete Stelle nach Ablauf dieser Zeit gestrichen wird – es mehren sich die Anzeichen, dass es mit Deutsch an finnischen Schulen und Hochschulen bergab zu gehen beginnt.

Zu seinem Glück – immerhin ist er bereits 53 – bekommt W. im Sommer 2003 umgehend eine Beamtenplanstelle als Deutschlektor am Sprachenzentrum der TU Tampere, und das auch noch auf Lebenszeit. Da Frau R. bereits zwischen Helsinki bzw. Vantaa und Tampere pendelt und nicht beide Eltern pendeln können, zieht die Familie zum 1. August 2003 nach Tampere.

Die Zeit an der TU Tampere bleibt allerdings kurz, wenn auch in guter Erinnerung, da 2005 ein Lektorat mit dem inhaltlichen Schwerpunkt „Literatur und Kultur der deutschsprachigen Länder“ (nicht mehr und nicht weniger) an der Universität Tampere ausgeschrieben wird. Offensichtlich möchte man ihn dort gerne haben und so wechselt W. im Sommer 2005 erneut und zum letzten Mal den Arbeitgeber.

In den verbleibenden elf Jahren seiner Berufslaufbahn arbeitet W. als Lektor an der Universität Tampere. Sein Ehrgeiz besteht dabei u.a. darin, es dort länger als an jedem anderen bisherigen Arbeitsplatz auszuhalten, was ihm auch um ein Jahr gelingt. Er unterrichtet und forscht vorwiegend zu zwei Themen: transkulturelle deutschsprachige Literatur und Film sowie DDR-Literatur.

Die Bilanz dieser elf Jahre könnte natürlich besser sein, aber wohl auch deutlich schlechter. In dieser Zeit bietet W. u.a. Seminare zu zehn verschiedenen Spezialthemen an, er veröffentlicht 36 Artikel, von denen sich fünf derzeit noch im Druck befinden, er ist Mitorganisator von zwei *Studia generalia*-Vorlesungsreihen und sechs Konferenzen sowie Mitherausgeber von sechs Publikationen.

Um das Jahr 2008 lässt er sich gerne von Ewald Reuter vom Sinn einer Mitgliedschaft in der *Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik* (GiG) überzeugen und unternimmt nicht zuletzt daher in der Folge viele schöne Konferenzreisen zu Tagungen der GiG, so nach Budapest, Istanbul, Göttingen, Johannesburg, Mumbai, Prag und Limerick, wobei er zu den Mitorganisatoren letzterer Konferenz gehört. Durch seine Tätigkeit hat er nicht nur

die Möglichkeit zu forschen und zu publizieren, vielmehr kann er dadurch auch eine Reihe von KollegInnen kennenlernen, die ihm ans Herz gewachsen sind und von denen er einige zu seiner großen Freude auch auf dem von seinen KollegInnen organisierten Abschiedsseminar im Frühjahr 2016 begrüßen kann.

Schulische Selektion und Priorisierung von Sprachen an deutschen Schulen

Tuncer Cabadağ (Oberstufenkolleg an der Universität Bielefeld), Yüksel Ekinici (FH Bielefeld), Stephan Holz (Oberstufenkolleg an der Universität Bielefeld)

1 Einleitung

Die politische, wirtschaftliche und demografische Situation in Europa und demzufolge die Situation am Arbeitsmarkt und auf dem Feld der Bildung haben sich in den letzten 25 Jahren massiv verändert; insbesondere in der BRD leben in diesem Zusammenhang dauerhaft mehrere Millionen Menschen mit einer nicht deutschen, meistens nicht-europäischen Herkunftssprache. Durch die Flucht aus den Kriegsgebieten des Nahen Ostens kommen außerdem Millionen Menschen hinzu, die hier Arbeit suchen und deren Kinder in den Bildungsprozess eingegliedert werden. Angesichts dieser Fakten müssen die Fremdsprachen-Leitlinien der Bildungspolitik überprüft und die Bildungspraxis so verändert werden, dass für zweisprachig aufwachsende Kinder und Jugendliche ihre Zweisprachigkeit zum Vorteil wird.

Wir zeigen hier am prototypischen Beispiel des Türkischen, dass dies zurzeit nicht der Fall ist. Im Gegenteil: eigene Untersuchungen (Ekinici & Güneşli 2016) belegen, dass Zweisprachigkeit in den Fällen, in denen die zweite Sprache nicht-europäisch ist, im bildungspolitischen Alltag meistens als Nachteil angesehen wird; bildungssoziologisch pointiert lässt sich sagen: diese Zweisprachigkeit wird institutionell zum Nachteil gemacht. Wir stellen hier aufgrund eigener Praxiserfahrungen und eigener Untersuchungen Forderungen auf, wie diese Zweisprachigkeit ein Vorteil für den Bildungsprozess der Jugendlichen werden und sich für sie arbeitsbiografisch zum Nutzen wandeln kann.

2 Sprachenpolitik in Deutschland

Sprachkompetenzen gelten in der EU seit den Barcelona-Vereinbarungen von 2002 als wesentliche Komponenten für eine wettbewerbsorientierte, wissensbasierte Gesellschaft. In der globalen Welt gehört die Beherrschung mehrerer Sprachen zu allen anspruchsvollen Berufen. Schon in der EU kommt man nur mit Deutsch nicht weit (Hoffmann 2011: 12). In der EU ist Mehrsprachigkeit erwünscht, wenn es sich um große Sprachen (z.B. Chinesisch, Spanisch, Hindi oder Japanisch) oder Nachbarsprachen (für Deutsche z.B. Französisch, Polnisch, Tschechisch oder Dänisch) handelt. Experten und Politiker gehen von einer Formel 1+2 (d.h. Erst- und zwei weitere Sprachen) aus. Neben dieser offiziellen Sprachenpolitik gewinnt Englisch als Verkehrssprache immer mehr an Bedeutung (A-peltauer 2013: 153).

Fremdsprachen werden als wichtige Ressource der jeweiligen Person angesehen, um wirtschaftliche und soziale Vorteile zu erzielen. Während also Mehrsprachigkeit von der EU angestrebt ist, ist in den Schulen Deutschlands allerdings eine andere Realität zu beobachten. Immer mehr werden in den Klassen Sprachen der Zuwandererfamilien gesprochen. Hierbei handelt es sich um eine natürliche Mehrsprachigkeit, die Schüler/innen bringen die Sprachen schon mit in die Schule. Diese Sprachen sind z.B. Türkisch, Arabisch, Russisch, Kurdisch. Diese Sprachen werden aber nicht immer in den Schulen akzeptiert, teilweise sogar verboten.

Einige Schulen in Deutschland fordern, dass alle SchülerInnen während der Schulzeit in der Schule durchweg Deutsch miteinander sprechen. Die Erstsprachen der SchülerInnen werden somit nicht erlaubt. An der Berliner Herbert-Hoover-Schule in Wedding, die 450 Schüler besuchen und davon 92 Prozent einen Migrationshintergrund haben, ist dies der Fall. Die Schulleiterin Jane Natz verlangt von den Eltern, dass sie eine Schulordnung unterschreiben, in der unter Punkt 6 Folgendes aufgeführt ist: *Ich spreche im Unterricht während der Schulzeit (auch in den Pausen und bei schulischen Veranstaltungen) ausschließlich Deutsch.*¹ Natz argumentiert, dass die SchülerInnen dadurch besser die deutsche Sprache lernen würden. Hoffmann (2011: 12) dagegen konstatiert, dass Einsprachigkeit ein Verstoß gegen Menschenrechte sei.

Als Gründe für den Nicht-Gebrauch der Erstsprachen der Schüler/innen in deutschen Klassenräumen nennen LehrerInnen in einer Studie von Ekinici & Günesli (2016: 50) Argumente wie, dass die deutsche Sprache für eine berufliche Perspektive und die Zukunft der Schülerinnen und Schüler wichtiger sei. Es sei sinnvoller, Weltsprachen, z.B. Englisch, zu fördern. Die deutschen SchülerInnen dürften außerdem nicht von den Gesprächen ausgeschlossen werden (Ekinici & Günesli 2016: 50).

Sie argumentieren auch mit der Vielzahl der Migrantensprachen, die in ihren Klassen vertreten sind. Dabei sei es für LehrerInnen ausreichend, wenn sie einige Floskeln wie z.B. Begrüßungen in der Sprache der SchülerInnen lernen, um Vertrauen aufzubauen bzw. Anerkennung gegenüber den SchülerInnen und ihren Sprachen zu zeigen.

Die türkische Sprache ist nach Angaben von fast 90% der LehrerInnen die am häufigsten durch die Lern(er)gruppen vertretene Sprache in deutschen Schulen. In der Analyse der Häufigkeiten der genutzten Sprachen fiel in der Studie von Ekinici & Günesli (2016) auf, dass Türkisch mit 86,6% die am häufigsten gesprochene Sprache darstellt. In der Häufigkeit der weiteren genutzten Erstsprachen folgen Polnisch, Russisch und Arabisch. Schüler/innen mit der Familiensprache Kurdisch bilden die fünftgrößte Gruppe in den deutschen Schulen.

¹ Im Internet unter: <http://www.stern.de/tv/schueler-aus-vielen-nationen--schulen-fordern-durchweg-deutsche-sprache-auf-pausenhofen-7204166.html> [29.11.2016].

Fast 90 % der befragten LehrerInnen der Studie zur Mehrsprachigkeit im Alltag von Schule und Unterricht geben an, SchülerInnen mit der Erstsprache Türkisch in ihrer Klasse zu haben. Somit ist die Anzahl der in einem deutsch-türkischkulturellen Kontext aufgewachsenen SchülerInnen in den deutschen Schulen und Klassenzimmern deutlich höher als die ihrer MitschülerInnen mit einem anderen herkunftssprachlichen Hintergrund.

Da es sich bei der türkischen Sprache um die meistgesprochene nicht-deutsche Alltagssprache in deutschen Schulen handelt, wollen wir im Folgenden unsere Fragestellung am Beispiel des Türkischen entwickeln.

3 Die türkische Sprache in der EU

Seit über 50 Jahren leben Menschen türkischer Herkunft in der Europäischen Union. Inzwischen leben weit über 5 Millionen türkischsprachige Bürger in 28 EU-Staaten (noch mit England). Circa 3 Millionen davon leben und arbeiten allein in der Bundesrepublik Deutschland, mittlerweile oft in der dritten Generation. Die türkische Community ist fester Bestandteil der europäischen Städte und Gesellschaften geworden. Der allgemeine Eindruck vielerorts ist jedoch, dass die jeweilige Aufnahmegesellschaft zu wenig über sie weiß. Sowohl in den Schulen als auch in den gesellschaftspolitischen Debatten werden diese folglich oft in Verbindung gebracht mit Begriffen wie „Parallelgesellschaften“, „den Muslimen“, „den bildungsfernen Schichten“. Allzu oft werden der türkischen Community auch Isolation, Patriarchat o. ä. zugeschrieben.

Die sogenannten „Gastarbeiter“ sind zu einem wichtigen Bestandteil der europäischen Bevölkerung geworden, folglich sind sie Europäer wie jede andere. Auch Bezeichnungen wie „Migrantenkinder“ oder „Jugendliche mit Migrationshintergrund“ sind faktisch obsolet, und sie suggerieren oft die Ausschließung dieser Bevölkerungsgruppe aus der europäischen Gesellschaft. Oft vergisst man, dass die Deutsch-Türkische Community allein in Deutschland für mehr als 400.000 Arbeitsplätze – mehr als 810.000 Arbeitsplätze in Europa (cf. Atiad 2010) in unterschiedlichen Sektoren sorgt. Dieser Aspekt findet in den Medien oder in politischen Debatten kaum noch Erwähnung, obwohl die Deutsch-Türkische Ökonomie mit einem Jahresumsatz von über 40 Milliarden Euro (cf. Cruz 2012) zu einem wichtigen Teil der deutschen Wirtschaft avancierte.

Es stellt sich hier die Frage, ob solche Erfolge und solche Leistungen in diesem Ausmaß ignoriert worden wären, wenn es sich um eine EU-Sprache gehandelt hätte. Die Wirkungskraft einer Kapitalart nach Pierre Bourdieu (1983) scheint dieser Sprache nicht zugesprochen zu werden. Welche Bedeutung oder welche Nach-/Vorteile hat die türkische Sprache bzw. die Beherrschung dieser Sprache, die wie jede andere Sprache zum sozio-kulturellen Kapital zählt, im Schulwesen europäischer Staaten? Welche Sprachpolitik hat

die Europäische Union? Welchen Stellenwert hat die türkische Sprache innerhalb der Europäischen Union? In wie weit greift das europäische Schulwesen auf die sprachlich vorhandenen Ressourcen der deutsch-türkischen Communities zurück und versucht sie zu fördern? Im Folgenden wird dargelegt, auf welche Weise – und auf welche Weise nicht – versucht wird, Erstsprachen der SchülerInnen an deutschen Schulen zu fördern. Hier wird z.B. muttersprachlicher Ergänzungsunterricht erteilt, welcher jetzt in „Herkunftssprachenunterricht“ (HSU) umbenannt wurde.

3.1 Herkunftssprachenunterricht an deutschen Schulen

Laut der Studie von Ekinici & Günesli (2016) macht HSU in jeder zweiten Schule einen Teil des Schulalltags der SchülerInnen mit einem migrationsbedingt mehrsprachigen Hintergrund aus – vorausgesetzt, die SchülerInnen nehmen dieses Angebot wahr. In etwa drei von vier Grundschulen gibt es HSU zumindest als Angebot an Schüler/innen. In den weiterführenden Schulen – besonders in den Förderschulen – rückt der HSU verstärkt in den Hintergrund.

Interessant ist zudem zu erfahren, zu welchen Unterrichtszeiten der HSU in den unterschiedlichen Schulformen stattfindet und wie viele Schulstunden dafür eingeplant sind.² Nach Angaben der Lehrkräfte wird in den Förderschulen der HSU vorrangig am Vormittag angeboten. Hier erhalten die SchülerInnen zudem häufig nur eine Schulstunde HSU. Während in der Primarstufe die Zeiten variieren, wird in der Sek I vorrangig der Nachmittagsbetrieb für den HSU als günstig empfunden. In diesen beiden Schulformen sind i.d.R. zwei, in wenigen Fällen aber auch mehr als zwei Schulstunden vorgesehen.

HSU findet zu über 57 % in den üblichen Unterrichtsräumen statt; nicht selten wird dieser aber in separate Ausweichräume übertragen: neben einem Differenzierungsraum dient beispielsweise auch der Kunst- oder PC-Raum, aber auch ein Raum im Keller zu Unterrichtszwecken in der Herkunftssprache. Einige wenige Schulen verfügen allerdings auch über einen eigenen oder speziellen Raum für den HSU sowie das Fach Islamkunde. In Ausnahmefällen findet dieser Unterricht manchmal auch in einer anderen Schule statt, sogar „an verschiedenen Schulen im Stadtgebiet“.³ Schulen legen dennoch i.a. Wert darauf, diesen Unterricht in der eigenen Schule anzubieten; fehlende strukturelle Rahmenbedingungen werden deshalb manchmal durch den Transfer des HSU in die Schulbibliothek kompensiert.

² Das Bundesland NRW hat für den HSU fünf Schulstunden eingeplant. Wie den Daten der Studie entnommen werden kann, werden aktuell nicht mehr als zwei Schulstunden in der Woche unterrichtet.

³ An dieser Stelle sind die sogenannten Schwerpunktschulen hervorzuheben, an denen Griechisch oder Arabisch unterrichtet wird.

Des Weiteren findet der HSU auch parallel zum Religionsunterricht statt. Die Entscheidung, ob die SchülerInnen am HSU oder am Religionsunterricht teilnehmen wollen, bleibt ihnen überlassen.

Insgesamt wird das Interesse der SchülerInnen am HSU als gering oder durchschnittlich eingeschätzt. Hierbei ist die Frage zu stellen, ob es eine Rolle spielt, dass dieser Unterricht nicht versetzungsrelevant ist. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die oft mangelnde Kooperation zwischen dem Herkunftssprachenunterricht und dem Regelunterricht. Aus der Sicht der Lehrkräfte ist eine Kooperation zwischen Regelunterricht und HSU häufig nicht erwünscht und findet eher selten und größtenteils gar nicht statt. Dabei wäre es für die Stellung dieses Unterrichts bedeutsam, dass eine Kooperation stattfinden würde. Die Wertschätzung der LehrerInnen für die Erstsprache ihrer SchülerInnen würde hier zur Geltung kommen. Die Erstsprache ist bisher für die SchülerInnen in der Familie, der Verwandtschaft und bei Freunden die gesprochene Sprache und gehört zu ihrer Identität. Sie kann nicht zugunsten einer anderen neuen Sprache abgelegt werden. Die Wertschätzung der Erstsprache wäre von daher sehr wichtig für die weitere Identitätsentwicklung dieser SchülerInnen. Die Ablehnung der Erstsprache bezieht eine Schülerin unmittelbar auf sich. Die Geringschätzung gibt der Schülerin das Gefühl, nicht akzeptiert zu werden. Dabei wäre es wichtig, SchülerInnen in ihrer Identität zu stärken. Diese Wertschätzung könnte gemeinsam anhand von verschiedenen Sprachprojekten in der Schule zur Geltung kommen.

3.2 Sprache, Spracherwerb und Identität

Für viele in Deutschland eingeschulte Kinder ist die Schulsprache nicht die Erstsprache. Die Schüler mit der Erstsprache Türkisch und der Zweitsprache Deutsch lernen später in der Schule Englisch bzw. eine andere dritte Fremdsprache, oder aber ihre erstgelernte Sprache ist Kurdisch und ihre Zweitsprache Türkisch, ihre Drittsprache ist Deutsch, und sie lernen in der Schule eine vierte Sprache dazu.

Den späteren Nutzen eines schulischen Mehrsprachenerwerbs bildet beispielsweise die Fähigkeit, sich mehrsprachig in einer Fachsprache in wirtschaftlichen Zusammenhängen ausdrücken zu können. Zu einem solchen Kompetenzerwerb zählen die Basis-Business-Sprache, Telefonieren, Small Talk mit Geschäftspartnern pflegen, die Firma präsentieren, Präsentationen durchführen, Grafiken und Tabellen erläutern, Probleme diskutieren, in Besprechungen und Konferenzen Meinungen erfragen oder eigene Meinungen ausdrücken sowie Vorschläge und Empfehlungen zur Problemlösung unterbreiten. Wenn im europäischen Binnenmarkt oder bei bilateralen Handelsbeziehungen mit der Türkei die Kommunikation im Türkischen statt im Englischen stattfinden würde, so wäre die Sprache oftmals für beide Partner Erst- oder Muttersprache; viele sprachliche und kulturelle Barrieren auf bilateraler Handelsebene würden sich erübrigen.

Wir konkretisieren an dieser Stelle den Erwerb einer Fremdsprache mit dem Erwerb des Türkischen, das die Jugendlichen türkischer Herkunft als Erstsprache beherrschen. Die Deutsch-Türkischen Jugendlichen der dritten Generation erfüllen also die Prämissen einiger dieser Kompetenzbereiche wie Telefonieren, Small Talk, Probleme diskutieren sowie Meinungen erfragen oder Meinungen äußern, hingegen müssten die anderen o.g. Bereiche zusätzlich erworben werden. Ökonomisch betrachtet, könnte man mit geringem Aufwand enorm große und wichtige Ziele erreichen, wenn die Länder der Europäischen Union nicht auf ihrer traditionell seit Jahrhunderten vorherrschenden und rigiden Sprachpolitik beharren würden. Denn Fremdsprachenlernen heißt traditionell Latein-, Altgriechisch-, Englisch- oder Französischlernen, wobei das letztere bei den Schülerinnen und Schülern zumindest im deutschsprachigen Raum aus individuell unterschiedlichen Gründen an Attraktivitätsverlust leidet.

Das Erlernen der lateinischen Sprache oder einer anderen europäischen Sprache gilt in Europa als kulturelles Kapital mit sehr hohem Prestige. Tatsache ist, dass das eurozentrische Denken mittlerweile anachronistisch ist und so ein Gedankengut unterschwellig die Entwicklung und den Wandel der eigenen Gesellschaft ablehnt. Diese überalterte Sprachpolitik, die auf ursprünglich katholische Gymnasien des 16. und 17. Jahrhunderts zurückgeht, hat den Charakter national ausgerichteter Bildungspolitiken des 18. bzw. 19. Jahrhunderts geformt, welche in Anbetracht der demographischen Entwicklung den jetzigen Verhältnissen nicht mehr gerecht werden können. So erfährt man oft durch die Presse, dass eine Unterhaltung in der türkischen Sprache auf manchen Schulhöfen untersagt wird – mit der Absicht, die Integration zu fördern. Findet aber eine Unterhaltung in einer der mitteleuropäischen Sprachen, beispielsweise im Englischen, statt, wird ihr mit hohem Respekt und Anerkennung begegnet. Während die eine Schülergruppe zur bildungsfernen Schicht oder zu den Kindern von integrationsbedürftigen Mitbürgern und zu den Leistungsschwachen zählt, gilt die andere Schülergruppe als leistungsstark. Es wirkt bildungspolitisch skrupellos, wie eine Sprache zum kulturellen Ungut deklariert und die andere zum Kulturgut und Bildungskern hochgelobt wird. In beiden Fällen handelt es sich aber um Sprachkompetenzen, die zu den prinzipiellen Aufgaben einer Schulausbildung gehören. Ein derartiges selektives Verhalten hat mit der hinter der Sprache liegenden Identität zu tun. Denn die Schule als Bildungsinstitut hat einen elitären Anspruch und sie spricht eine gemeinsame elite-selektierende Sprache. Es handelt sich hierbei um eine spezifische kollektive Identität, die gefördert werden soll. Denn die Identität ist eine notwendige Bedingung für Gruppenbildung, also für die Einbindung von Individuen in eine Gruppenformation und für die Abgrenzung dieser Formation gegenüber anderen Gruppen. Dieses binäre Prinzip der Identifikation ist auch hier wirksam. Die Dualität von interner Gruppensolidarität und Abgrenzung nach außen spiegelt sich in sprachorientierten Wertungen wider, denn Sprache als Ausdrucksform kultureller Eigenarten ist niemals wertneutral.

Die Vorstellung aber, dass der „ideale“ Mensch einsprachig sei – und zwar möglichst in einer der großen westlichen Kultursprachen – ist für die moderne Sprach- und die sozio-linguistische Forschung obsolet. Tatsache ist, dass die Mehrheit der Menschheit in mehrsprachigen Gesellschaften lebt und mehrsprachig ist. Konkret heißt das, dass in Gesellschaften, in denen mehrere Sprachen und Sprachvarietäten synchron auf gleichem Territorium verwendet werden, Mehrsprachigkeit vorherrscht. Historisch betrachtet waren alle großen Reiche vom Morgenland bis zum Abendland mehrsprachig. Mehrsprachigkeit ist ein interdisziplinäres Forschungsfeld, dessen verschiedene Schwerpunkte sich um drei Pole zentrieren: das Individuum, die Gruppe/Gesellschaft und die Sprache. Unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Sprachen und Kulturen leben seit Jahrtausenden zusammen. Individuelle Mehrsprachigkeit oder Multilingualität von Menschen heißt, dass sie mit mehr als einer Sprache in ihrem Repertoire ausgestattet sind.

Von der funktionalen Definition ausgehend ist Mehrsprachigkeit die Fähigkeit einer Person, zwei oder mehr Sprachen als Kommunikationsmittel zu nutzen und der Situation entsprechend von einer Sprache in die andere hinüberzuwechseln, unabhängig von den Intrasprachvarietäten. Fast jedes Land wird von der multidimensionalen Problematik berührt. Konkret ist es oft so, dass die Sprachgrenzen mit den Staatsgrenzen nicht übereinstimmen. In diesem Sinne scheint Monolingualität eine eher rare Erscheinung zu sein.

Zur menschlichen Mannigfaltigkeit gehört selbstverständlich unter anderem auch die Sprache. Wenn wir die Identität als Metapher für ein Gefäß (cf. Cabadağ & Holz 2008) verstehen, gehören die Sprachen, die das Individuum spricht, neben seiner Religion als wesentlicher Identitätsfaktor zu dem steten Inhalt dieses Gefäßes. Die Sprachen, die das Individuum spricht, gehören folglich zu seinem sozialen und kulturellen Kapital. Die Sprache als Identitätsfaktor kann nicht beliebig ausgetauscht werden, wie manch anderes soziales oder kulturelles Kapital. In diesem Zusammenhang sollte die Bildungspolitik in der Europäischen Union genau diese Mehrsprachigkeit fördern. Im Prinzip spiegelt Mehrsprachigkeit mit ihrer kulturellen und sprachlichen Vielfalt das ideale Bild einer Gesellschaft der Europäischen Union wider.

Der folgende Absatz soll andeuten, dass in den staatlichen Bildungsinstitutionen, die entscheiden, auf welche Weise welche Sprachen in Schulen gefördert bzw. nicht gefördert werden, mehrere Bildungspolitiken miteinander darum ringen, ob die klassische Methode der gymnasialen Elitebildung (d.h. Elitebildung über alte mitteleuropäische Sprachen) weiter hochgehalten werden soll, oder ob man gerade über Förderung des Türkischen als der größten Migrantengruppen-Sprache jungen Menschen Bildungswege ermöglicht, in denen ihre Herkunftssprache ein Bildungsvorteil ist.

4 Selektion durch Priorisierung traditioneller mitteleuropäischer Fremdsprachen

Der Schulerfolg in der Oberstufe in Mitteleuropa hängt von der Fähigkeit zu abstrahieren ab; als „gute“ Abstraktion gilt die Fähigkeit, in Taxonomien zu denken und sich in formalen Systemen unter expliziter Nennung der benutzten Regeln (Grammatik, Mathematik, Physik, Chemie und Biochemie) sprachlich souverän bewegen zu können. Diese Formen des Abstrahierens werden – unhistorisch und gleichzeitig eurozentristisch – als die einzig richtigen und möglichen gesetzt. Wer in diesem Sinne souverän abstrahieren kann, bekommt bis zum Abitur gute Noten; insbesondere die Benotung mündlicher Abiturprüfungen spiegelt diesen Anspruch wider. Der hohe Wert klassischer Sprachen (in besonderem Maße Latein, aber auch Altgriechisch) beruht gleichzeitig darauf, dass die Entwicklung des Gymnasiums in Europa über die Bildungsinitiative der Jesuiten im 17. Jahrhundert (kostenloser Besuch des Gymnasiums für Söhne katholischer Bürgerfamilien an damals innerhalb von nur 60 Jahren in Europa 900 neugegründeten Gymnasien) einen sehr großen, das Bildungswesen in Europa für Jahrhunderte prägenden Schub erhielt, und dem mit der Entwicklung moderner Mathematik und Naturwissenschaften in der Neuzeit eine zu dem hohen Wert alter Sprachen gleich hohe Bewertung dieser Fächer in den Gymnasien angegliedert wurde. Der hohe Wert alter Sprachen beruht zusätzlich darauf, dass die Söhne der Bildungseliten über das frühe Antrainieren von Latein ein familiäres Bildungsinstitutions-Überlebensselement auf sichere Weise mitgegeben bekamen. Diese Formen der Sicherung von Übergabe von Bildungskapital an die nächste Generation funktionierte unhinterfragt bis zum Ende der 60iger Jahre des letzten Jahrhunderts:

Man weiß etwa, dass der Schulerfolg eng mit der (tatsächlichen oder scheinbaren) Fähigkeit zusammenhängt, mit der abstrahierenden Unterrichtssprache umzugehen, und dass in diesem Bereich erfolgreich ist, wer Latein und Griechisch gelernt hat. [...] Die Untersuchungen von Basil Bernstein haben gezeigt, inwieweit die Struktur der Sprache, die in Arbeiterfamilien gesprochen wird, ein kulturelles Hindernis darstellt. [...] Sie haben ferner gezeigt, dass klassische Bildung (Latein und Griechisch) diejenige Variable ist, die am stärksten mit der Sprachbeherrschung zusammenhängt. Diese Beziehung fällt umso stärker aus, je schulmäßiger die Übung ist, an der der Erfolg gemessen wird, und erreicht ihren Höhepunkt bei Definitionsaufgaben [...]. Und so ist die Benachteiligung im Zusammenhang mit der sozialen Herkunft wesentlich an erste Weichenstellungen geknüpft und bleibt [...] eng mit einer weit zurückliegenden schulischen Vergangenheit verbunden. (Bourdieu & Passeron 2007: 24f.)

Falls die Leserin meint, das sei die Vergangenheit der 60iger Jahre, hierzu ein gegenläufiges Beispiel: Im Jahr 2005 wurden bei der Versammlung von ca. 90 Gymnasialleitern eines Regierungsbezirks in NRW die geplanten Änderungen des Schulgesetzes (die sich in hohem Maße auf individuelle Förderung bezogen) von einem Vertreter des Kultusministeriums vorgestellt; danach bat der Moderator der Bezirksregierung das Auditorium um Fragen und Kommentare zu den geplanten Änderungen. Von den ersten neun besorgten Fragen bezogen sich acht darauf, ob durch die Änderungen die Bedeutung des Faches

Latein gemindert würde. Weitere Versuche der Moderation, den Hauptaspekt „individuelle Förderung“ hervorzuheben, wurden geflissentlich ignoriert. Hier wird der Wunsch nach systemischer Selbststabilisierung der Träger und Weitergeber des Bildungswertes „alte Sprachen“ extrem deutlich.

In der Bundesrepublik leben einige Millionen türkischsprachige Bürgerinnen und Bürger und deren Familien; es liegt mehr als nahe, deren Fremdsprachenkompetenzen gleichberechtigt neben den klassischen gymnasialen Fremdsprachen in den Bildungskanon aufzunehmen. Aus einer jüngeren Initiative dazu ein Beispiel: Durch Initiative einer Kommission aus Dezernenten zweier Bezirksregierungen kam im Frühsommer 2009 nach Genehmigung durch das NRW-Kultusministerium eine Regelung zustande, die es möglich machte, in einer Versuchsoberstufe schulübergreifend Türkisch als fortgeführte Fremdsprache bis zum Abitur anzubieten. Dieser Erlass ermöglicht es Schüler/innen mit Türkisch als Muttersprache, bei Nachweis von hinreichend viel vorangegangenen muttersprachlichem Unterricht oder bei Bestehen einer Sprach-Eingangsprüfung in Türkisch, die das Niveau für die Fortsetzung des Türkisch-Unterrichts in Klasse 11 prüft, Türkisch bis zum Abitur zu führen. Es hat damit dieselbe Rolle als „hartes Kernfach“ fürs Abitur wie z.B. Englisch.

Als mündliche Reaktion aus dem Kultusministerium wurde damals kolportiert, SchülerInnen mit türkischem Hintergrund kämen durch eine solche Regelung in die Lage eines „unberechtigten Vorteils“, da sie dadurch eine der anderen Fremdsprachen vermeiden könnten. Diese Aussage verdeutlicht, dass damals in Teilen des Kultusministeriums Türkisch als eine Fremdsprache wahrgenommen wurde, die sich jenseits des Abitur-Bildungskanons zu bewegen habe (man überlege sich nur das analoge Abweisungsargument gegen jemand mit Englisch oder Französisch als Muttersprache!). Man muss aber korrekterweise sagen, dass diese mündliche Äußerung aus dem Ministerium, die in der damaligen Kommission einige Empörung hervorrief, keinen Einfluss auf die Zulassung des Türkischen als fortgeführter Fremdsprache hatte; es hat seit 2009 konstant hohe Resonanz in der türkischen Community und kann seit dem ersten Abiturjahrgang 2012 ca. 30 schulübergreifende Abiturprüfungen jährlich vorweisen.

Diese Erweiterung des fremdsprachlichen Bildungskanons um Türkisch, das damit denselben Rang wie Latein, Altgriechisch oder Englisch hat, macht es Jugendlichen mit Türkisch als Muttersprache auf wirksame Weise leichter, Abitur zu machen. Die damalige Entscheidung der Bezirksregierungen und des NRW-Kultusministeriums, Türkisch als „hartes Kernfach“ (welche Metaphorik!!) zuzulassen, ist eine Begünstigung der bis dahin Benachteiligten im Sinne des folgenden Bourdieu-Zitates (Bourdieu 2001: 39):

Damit die am meisten Begünstigten begünstigt und die am meisten Benachteiligten benachteiligt werden, ist es notwendig und hinreichend, dass die Schule beim vermittelten Unterrichtsstoff, bei den Vermittlungsmethoden und -techniken und bei den Beurteilungskriterien die kulturelle Ungleichheit der Kinder der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen ignoriert.

Anders gesagt, indem das Schulsystem alle Schüler, wie ungleich sie auch in Wirklichkeit sein mögen, in ihren Rechten wie Pflichten gleich behandelt, sanktioniert es faktisch die ursprüngliche Ungleichheit gegenüber der Kultur. Die formale Gleichheit, die die pädagogische Praxis bestimmt, dient in Wirklichkeit als Verschleierung und Rechtfertigung der Gleichgültigkeit gegenüber der wirklichen Ungleichheit in Bezug auf den Unterricht und der im Unterricht vermittelten oder, genauer gesagt, verlangten Kultur.

Es wird offensichtlich, welche Rolle die Zulassung oder Zurückweisung des Türkischen bzw. der Erstsprachen der Schüler in der Schule spielt (neuere Forschungen dazu werden in Tusek 2007, 13–16, referiert, wo auf der Basis von Bourdieus frühen Untersuchungen argumentiert wird). Damit alle Schüler sich in der Gesellschaft akzeptiert fühlen, wäre es von zentraler Bedeutung, die gesprochenen Sprachen der Schüler auch im Unterrichtsalltag zuzulassen und wertzuschätzen, unabhängig davon, um welche Community es sich handelt. Mit dem Nicht-Verbot der Sprachen der Schüler, unabhängig davon, ob es große oder kleine Sprachen sind, werden die Schüler mit allem, was sie an kulturellem Kapital mitbringen, akzeptiert. In der interkulturellen Schulentwicklung sollte die Mehrsprachigkeit dieser SchülerInnen mehr Unterstützung finden, damit sie im deutschen Schulsystem immer mehr sprachliche und kulturelle Einbindung und Verwurzelung finden können.

5 Ausblick

Wie auch aus der Studie von Ekinci & Günesli (2016) hervorgeht, ist Mehrsprachigkeit der SchülerInnen bereits jetzt in den deutschen Schulen Alltag und erfordert institutionelle Weichenstellungen für die Zukunft der Schulentwicklung. Mehrsprachigkeit ist bereits jetzt eine alltägliche Schulrealität. Die sprachlichen Ressourcen dieser SchülerInnen sollten vielmehr in den Vordergrund treten als bisher. Sprachverbote passen nicht in eine sich selbst als demokratisch bezeichnende Gesellschaft. Vielmehr sollten sich Schulen – anstatt Verbote zu erlassen – auf den Weg machen, wie man diese SchülerInnen mit ihrer Mehrsprachigkeit und ihrem großen Potential an Bildungsabschlüsse und dementsprechende Berufe heranführen kann.

In der Lehrerbildung wurde bis vor kurzem Mehrsprachigkeit nicht als fester Bestandteil in der Ausbildung berücksichtigt. Erst seit kurzer Zeit wird auch in der 2. Ausbildungsphase der Lehrerbildung darauf geachtet, dass sprachsensibler Unterricht stattfindet. Hierzu wurden z.B. in NRW FachleiterInnen für den gymnasialen Bereich qualifiziert, die in den ZfsL-Einrichtungen entsprechend ihre ReferendarInnen ausbilden.⁴ In Zukunft wird in den ZfsL-Einrichtungen für alle Schulformen sprachsensibler Unterricht etabliert. Dies sind bereits wichtige Meilensteine in der Förderung der mehrsprachigen

⁴ ZfsL = Zentren für schulpraktische Lehrerbildung. Gegenwärtig wird das Projekt, welches in Kooperation mit LAKI (Landesweite Koordinationsstelle Kommunale Integrationszentren), Mercatorstiftung und Schulministerium durchgeführt wird, auf alle Schulformen ausgeweitet.

SchülerInnen, aber noch nicht ausreichend, um die Inklusion der Mehrsprachigkeit an deutschen Schulen zu gewährleisten.

Lehrkräfte können die veränderte mehrsprachige Gesellschaft in Deutschland nicht mehr ignorieren. Es wäre jetzt besonders wichtig keine Unterschiede zu machen, ob die Sprachen der Schüler/innen zu den EU-Sprachen gehören oder nicht. Die verschiedenen Sprachen der Schüler sind ein natürlicher Bestandteil im Alltag von Schule und Unterricht. Unter anderem die Sprachenpolitik von Deutschland wird unsere Zukunft entscheiden. Institutionen wie Schulen und Universitäten müssen in Zukunft auf die mehrsprachige Gesellschaft reagieren, wenn sie allen Schülern realistische Bildungswege oder höhere Bildungsabschlüsse ermöglichen möchten und diese Schüler sprachlich und kulturell in die deutsche und europäische Gesellschaft einbinden möchten. Schließlich werden diese Schüler auch unsere Zukunft in Deutschland und Europa mitgestalten. Mit mehr Bildung ist dies sicherlich qualitativ besser möglich. Mehrsprachigkeit ist also eine wichtige Ressource, die wir unabhängig von der konkreten Sprache pflegen und fördern sollten.

Literatur

- Apeltauer, Ernst 2013: „Mehrsprachigkeit in und vor der Schule“, in: Ekinci, Yüksel & Ludger Hoffmann & Kerstin Leimbrink & Lirim Selmani (eds.) 2013: *Migration – Mehrsprachigkeit – Bildung*, Tübingen: Stauffenburg, 153–168.
- Atiad 2010: *Die treibende Kraft: Türkischstämmige Unternehmer in Deutschland und Europa*, im Internet unter: http://www.bteu.de/index/turk_kokenli_girisimci-ler_de.pdf [18.11.2016].
- Bourdieu, Pierre 1983: „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital“, in: Kreckel, Reinhard (ed.) 1983: Themenheft: Soziale Ungleichheiten. *Soziale Welt, Sonderband 2*, 183–198.
- Bourdieu, Pierre & Jean Claude Passeron, 2007: *Die Erben. Studenten, Bildung und Kultur*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Bourdieu, Pierre 2001: „Die konservative Schule“, in: ders.: *Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik*, Hamburg: VSA, 25–52.
- Cabadağ, Tuncer 2001: *Zur Genese einer Diasporavarietät des Türkkeitürkischen: Studie zum Gebrauch der Flexionsendungen zur Tempus- und Modus-Markierung bei Jugendlichen türkischer Herkunft*, Universität Bielefeld, im Internet unter: <http://d-nb.info/963794000/34> [18.11.2016].
- Cabadağ, Tuncer & Stephan Holz 2008: *Interkultureller Unterricht als ‚Dritter Raum‘. Zur Analyse von Leitbegriffen für Männlichkeit – am Beispiel der Ehre als Gefäß für Familie / Volk / Nation*, Oberstufenkolleg an der Universität Bielefeld (unveröffentlichtes Manuskript).
- Cruz, Joel 2012: „Das Interview mit Suat Bakir“, im Internet unter: <http://www.migration-business.de/2012/07/8741/> [18.11.2016].

- Ekinci, Yüksel & Habib Günesli 2016: *Studie zur Mehrsprachigkeit im Alltag von Schule und Unterricht in Deutschland*, Frankfurt a. M.: Lang.
- Hoffmann, Ludger 2011: „Mehrsprachigkeit im funktionalen Sprachunterricht“, in: Hoffmann, Ludger & Yüksel Ekinci-Kocks (eds.) 2011: *Sprachdidaktik in mehrsprachigen Lerngruppen*, Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, 10–28.
- Tusek, Claudia 2007: *Die Illusion der Chancengleichheit nach Bourdieu und Passeron*, München / Ravensburg: GRIN Verlag.

„in Lateinischer sprach / durch die Römisch Kirch in sovill Streit um Luthers Bibelübersetzung im 16. Jahrhundert Barbarische Nationen gebracht“. Friedrich Staphylus und der Streit um Luthers Bibelübersetzung im 16. Jahrhundert

Cora Dietl (Universität Gießen, Deutschland)

1 Einleitung

Vielleicht ist ja die Verbindung, die zwischen Deutschland und Finnland im 16. Jahrhundert entstand, als Michael Agricola bei Luther und Melanchthon in Wittenberg studierte und dann die Idee einer Bibelübersetzung in die Volkssprache nach Finnland importierte und letztlich dafür sorgte, dass die finnische Sprache Literatursprache wurde, neben allen politischen und wirtschaftlichen Faktoren mit dafür verantwortlich, dass sich die Germanistik in Finnland so lange halten können. Heute befindet sie sich (wie viele andere Philologien) in einer Krise, da in der Wissenschaftspolitik vermehrt die Rückkehr von der (in der Frühen Neuzeit etablierten) Wissenschaft in den Volkssprachen zum älteren Modell der Wissenschaft in der *lingua franca* gefordert wird, nur heißt diese heute nicht mehr „Latein“, sondern „Englisch“. Diese aktuelle Situation dient mir als Impuls dazu, anlässlich der Pensionierung eines verdienten Kollegen in der finnischen Germanistik¹ nach Rechtfertigungen einer volkssprachlichen Wissenschaft und nach Argumenten beider Seiten im Streit um die Brauchbarkeit oder Notwendigkeit von wissenschaftlichen Übersetzungen in der Reformationszeit zu fragen. Ich konzentriere mich dabei auf die wichtigste Wissenschaft der Zeit (die Theologie) und auf eine besonders streitbare und allein schon aufgrund ihrer Biographie hoch interessante Forscherpersönlichkeit, die im 16. Jahrhundert in dieser Frage besonders laut wurde: Friedrich Staphylus, ein Schüler Melanchthons und späterer Superintendent der katholischen Universität Ingolstadt.

2 Eine kurze Vorgeschichte des Streits

Die Geschichte der Bibelübersetzungen ist lang und wechselhaft. Für die germanischen Sprachen beginnt sie im 4. Jahrhundert mit der gotischen *Wulfila-Bibel*, die freilich auch Wulfilas arianischem Bekenntnis Ausdruck verleiht. Nach einer Vielzahl von Bibelteilübersetzungen, Bibeldichtungen, Bibelkommentaren, Evangelienharmonien etc. in den verschiedenen Sprachstufen des Deutschen ab althochdeutscher Zeit zeichnet sich im 14.

¹ Mit Withold (Moritz) Bonner verbindet mich eine langjährige kollegiale Freundschaft, die auf unsere gemeinsame Zeit in Helsinki zurückgeht. Der Humboldt-Stiftung, dem Erasmus-Programm sowie begeisterten Germanistikstudierenden in Tampere und Gießen, die sich stets über unsere wechselseitigen Gastdozenturen freuten, sei Dank, dass unser Kontakt auch nach Jahrzehnten noch lebendig ist.

Jahrhundert eine neue Tendenz zur vollständigen Bibelübersetzung ab; 22 Vollübersetzungen der Bibel ins Deutsche sind handschriftlich überliefert (Kartschoke 1983; vgl. Reinitzer (Hrsg.) 1991). Bald nach Erfindung des Drucks mit beweglichen Lettern bringt dann Johann Mentelin 1466 in Straßburg die erste hochdeutsche Vollbibel in den Druck, was sich als Erfolgsgeschäft erweist. Bis 1500 sind mindestens elf weitere hochdeutsche und ein niederdeutscher Vollbibeldruck bezeugt. Luthers Bibelübersetzung, die 1534 vollständig vorlag, war der Idee nach also nichts Neues.

In kirchlichen und wissenschaftlichen Kreisen aber hatten sich seit Einführung der Druckkunst generelle Zweifel an Übersetzungen – nicht nur der Bibel – geregt; als ein Beispiel hierfür wird gerne das Zensuredikt des Berthold von Henneberg, Erzbischof von Mainz, aus dem Jahr 1485 zitiert (Gelhaus ²2012: I, 2; Polenz ²2000: 256 f.). Berthold untersagte grundsätzlich die Übersetzung wissenschaftlicher Literatur aus irgendeiner anderen Sprache, denn

Fateri oportet ydeomatis nostri inopiam minime sufficere necesseque fore, eos ex suis ceruicibus nomina fingere incognita, aut, si veteribus quibusdam vtantur, veritatis sensum corrumpere. (Gelhaus ²2012: II, 1)

(Sie müssen doch bekennen, dass unsere Sprache aufgrund des Mangels an Idiomen hierfür gar nicht ausreiche und dass es deshalb nötig ist, dass sie in ihrem eigenen Gehirn unbekannte Wörter fingieren oder dass sie, wenn sie irgendwelche alten Ausdrücke verwenden, den wahren Sinn des Texts verderben.)

Zu diesem linguistischen Argument kommt noch ein inhaltliches hinzu: Der ungebildete Laie könne die Bibel und andere wissenschaftliche Schriften ohne weitere Erläuterung ohnehin nicht verstehen. Eine Gefahr sieht Berthold schließlich auch im Buchmarkt: Manche Verleger verfälschten Bücher absichtlich oder schrieben sie falschen Autoritäten zu, um sie besser verkaufen zu können. Daher verbietet der Erzbischof generell den Verkauf von wissenschaftlicher Übersetzungsliteratur und insbesondere von theologischer, da dort Übersetzungsfehler besonders gravierende Folgen haben können, wenn nicht nur das leibliche, sondern auch das seelische Heil der Menschen in Gefahr gerät.

Ein anderes Argument gegen die Verwendung der deutschen Sprache in Bibelübersetzungen und in Übersetzungen der Liturgie führt der Franziskaner Thomas Murner an:

das sich die Barbarischen sprachen oft verendern / vnnd spöttisch oder verächtlich lautet / der sprachen zuo den götlichen emptern sich gebruchen / die wir zuo menschlichen vnd deglichen hendlen reden vnd vben. (Murner, ed. Pfeiffer-Belli 1927: 54)

(dass sich die Volkssprachen oft verändern und dass es spöttisch und verächtlich klingt, wenn man sich im Gottesdienst der Sprache bedient, die wir in menschlichen und täglichen Dingen verwenden.)

Der Sprachwandel, dem die Volkssprache unterworfen ist, ist für Murner ein Argument gegen die Übersetzung von Liturgie und Bibel, er nennt als Beispiel den Begriff *minne*, den man früher problemlos für die ‚Gottesliebe‘ verwenden konnte, der aber zu seiner Zeit unpassend klinge. Ohne es zu wollen, liefert Murner damit zwei Jahre vor Erscheinen des *Neuen Testaments* Luthers diesem das beste Argument zur Rechtfertigung seiner neuen Bibelübersetzung: Das Deutsch der (anonymen) deutschen Bibeldrucke des 15./16. Jahrhunderts nämlich war ein altertümliches, das erneuert werden musste.

Bekannt sind die Vorwürfe des Hieronymus Emser gegen Luthers Bibelübersetzung, die sich als philologische Argumente ausgeben: Luther verändere den Satzbau der Vorlage, verwende eine dem Göttlichen nicht angemessene Begrifflichkeit, mache Auslassungen und Zusätze. Emser publizierte 1527 eine von diesem „Übersetzungsfehlern“ bereinigte Fassung der Luther’schen Übersetzung des NT. Dieser erläutert daraufhin im *Sendbrief vom Dolmetschen* (1530) seine Übersetzungsmethode:

Also habe ich hie Roma, 3. fast wol gewist, das ym Lateinischen und krigischen Text das wort ‚solum‘ nicht stehet, und hetten mich solchs die papisten nicht dürffen leren. War ists. Dise vier buchstaben s o l a stehen nicht drinnen, welche buchstaben die Eselsköpff ansehen, wie die kue ein new thor, Sehen aber nicht, das gleichwol die meinung des text ynn sich hat, und wo mans wil klar und gewaltiglich verteutschen, so gehoret es hinein, denn ich habe deutsch, nicht lateinisch noch kriegisch reden wollen. (Luther, ed. Drescher 1909: 636 f.)

(So habe ich im Fall von Rm 3 sehr wohl gewusst, dass im Lateinischen und Griechischen das Wort „solum“ nicht steht. Das hätten mir die Papisten nicht beibringen müssen. Wahr ist, dass diese vier Buchstaben S-O-L-A nicht dort stehen. Diese Buchstaben starren diese Eselsköpfe an wie die Kuh ein neues Scheunentor. Sie sehen aber nicht, dass der Text die entsprechende Bedeutung sehr wohl in sich trägt. Wenn man den Text klar und kraftvoll ins Deutsche übersetzen will, dann gehört es hinein, denn ich wollte Deutsch und nicht Latein oder Griechisch reden.)

Luther will eine natürliche, eine dem täglichen Gebrauch entsprechende Sprache schreiben. Das ist der Grundsatz, den er durch seinen ganzen *Sendbrief* hindurch erklärt: Es komme ihm auf Sinnstreue, nicht auf Buchstabentreue an, mit anderen Worten: Er übersetzt zielsprachen-, nicht quellsprachenorientiert. Dabei argumentiert er auffälligerweise gerade nicht mit Abweichungen, sondern mit Gemeinsamkeiten zwischen der griechischen und der lateinischen Bibel. Freilich war Emsers Kritik eigentlich keine rein linguistische – und so konnte eine rein linguistische Erklärung sie nicht aus dem Feld räumen.

Auch nach dem Tod Emsers und Luthers hielt der Streit um Luthers Bibelübersetzung an. In der Forschung hält sich zwar hartnäckig die Meinung, ab der Mitte des 16. Jahrhunderts würden nur noch die bereits bekannten Argumente gegen Luthers Bibelübersetzung wiederholt (Gelhaus ²2012: I, 195). Ich möchte aber im Folgenden zeigen, dass Staphylus’ Argumentation eine neue Qualität besitzt.

3 Friedrich Staphylus

Friedrich Stapellage² wurde 1512 in Osnabrück geboren und wuchs nach dem frühen Tod seiner Eltern bei Verwandten in Danzig auf. Er studierte zuerst in Krakau, dann in Italien und ab ca. 1536 in Wittenberg, wo er ab 1543 an der Artistenfakultät lehrte, bevor er 1546 auf Vermittlung Melanchthons Professor für Theologie in Königsberg wurde. Dort geriet er sofort in Konflikt mit Wilhelm Gnaphaeus, später mit Andreas Osiander. Wiederholt suchte er um Entlassung an, heiratete in Breslau und nahm auch dort die Stelle eines Griechischlehrers am Gymnasium an, wurde aber vom Herzog wieder nach Königsberg zurückgerufen. Nachdem er wohl 1552 konvertiert war, berief ihn Balthasar von Promnitz, Bischof von Breslau, an seinen Hof in Neiße und beauftragte ihn mit dem Ausbau der bischöflichen Schule. Im diesem Kontext reiste Staphylus 1554 zum Kaiser nach Wien und knüpfte Kontakte zu den dortigen Jesuiten. Schon 1555 war er Rat Kaiser Ferdinands und 1557 stand er beim Wormser Religionsgespräch auf katholischer Seite. Nachdem ihn 1559 mit Dispens des Papstes die Universität Augsburg zum Doktor der Theologie promoviert hatte, ernannte ihn Herzog Albrecht von Bayern 1560 zum Bayerischen Hofrat und zum Professor und bald darauf zum Superintendenten der Universität Ingolstadt. Dort starb er 1564.

1560 veröffentlichte Staphylus zuerst in der auf sein Betreiben in Neiße eingerichteten Offizin Crucigers (Gelhaus ²2012, I, 196), dann 1561 in Ingolstadt³ den *Christlichen gegenbericht an den Gottseligen gemainen Layen / Vom rechten waren verstand des Göttlichen worts / von verdolmetschung der Teütschen Bibel / vnd Von der ainigkait der Lutherischen Predicanten*. Wie der Titel bereits andeutet, steht die Schrift in einem längeren Diskussionszusammenhang: Seit dem Wormser Religionsgespräch 1557 bzw. seit der Veröffentlichung von Staphylus' Reaktion auf die Diskussionen in Worms in *Theologiae Martini Lutheri Trimembris Epitome* (1558) standen Melanchthon, Jacob Andreae und er in einem konstanten Austausch von Streitschriften (cf. Bremer 2005: 103–119). Im *Gegenbericht* geht es zentral um die Frage der Bibelübersetzung. Sie ist verbunden mit zwei anderen Fragen: Wie die Bibel richtig ausgelegt werden soll und wie zersplittert die protestantische Lehre ist. Die Zersplitterung der protestantischen Lehre nämlich ist für Staphylus der Nachweis dafür, dass es offensichtlich nicht möglich ist, die Schrift einfach nach dem Grundsatz „sola scriptura“ wörtlich zu nehmen und eindeutig zu verstehen. Sie ist für ihn auch das sicherste Argument für die Richtigkeit der katholischen Lehre: Was richtig ist, bewährt sich und ist nicht Einzelanschauung, sondern *communis opinio*, „katholisch“ im eigentlichen Sinne (Staphylus 1561: Jj^v). Dazu gehört für ihn aber auch, dass nicht jede und jeder auf eigene Faust die Heilige Schrift auslegen und Priester spielen

² Zu seiner Biographie vgl. Mennecke-Haustein 2003, 45–212 und 347–49; Mennecke-Haustein 2001, 113; Soffner 1904; Tschackert 1893.

³ Nach dieser Auflage wird im Folgenden zitiert; ich konnte keines der in Neißen gedruckten Exemplare nachweisen.

darf; dies müsse dem Fachmann vorbehalten bleiben. Um der Entstehung und Verbreitung von individuellen Sonder- und d.h. Fehldeutungen der Bibel vorzubeugen, so sein Argument, wäre zu erwägen, ob man nicht besser auf Bibelübersetzungen in die Volkssprache ganz verzichten sollte. Konsequenterweise publizierte er dies dann auch noch einmal in der internationalen Fachsprache Latein: Noch 1561 erschien die lateinische *Apologia*, eine Übersetzung des *Gegenberichts* durch Laurentius Surius (Bremer 2005: 119). Diese Schrift sorgte dann für das entsprechende internationale Aufsehen, so dass unmittelbar nach Staphylus' Tod im Jahr 1564 in Antwerpen eine englische Übersetzung der *Apologia* erschien.

4 „daz man den Layen die teütsch Bibel zûlesen verbieten soll“

Staphylus' *Gegenbericht* und noch einmal dessen zweiter Teil beginnen mit einer Verteidigung des Verfassers gegen unlautere Vorwürfe. Staphylus wirbt, indem er sich als Opfer stilisiert, um die Sympathie seines Lesers. Man werfe ihm vor, er wolle den Laien die Bibellektüre verwehren: „ich würdt angegeben / als soll ich das heilig Euangelium / vnnd das sâligmachende Göttlich wort anfechten / vnd vndertruckten helffen“ (Staphylus 1561: Bj^r). Damit tue man ihm vor Gott „gewalt vnd vnrecht“ (Staphylus 1561: Bj^v); das habe er nie gesagt. Freilich, so denkt er weiter, die Idee seiner Gegner, man könne den Laien die deutsche Bibel verbieten, sei eigentlich gar nicht so schlecht (Staphylus 1561: Liiij^r). Tatsächlich stehe nirgends in der Bibel, dass Laien sie lesen sollten:

Dann warzû dem genainen mann das lesen der H. Bibel nötig sey / find Ich in der H. schrift nirgent / Aber daz es vnnötig / vnnd solcher fürwitz auch schädlich sey / gibt die täglich erfahrung / jha auch die H. schrift genügsam zûerkennen / wie der Herr Christus solchs gwaltiglich mit disen worten bestettigt / da er spricht: Euch ist gegeben zûwissen das gehaimnuß des Reichs Gottes / den andern aber in gleichnussen / daz sie es nicht sehen ob sie es schon sehen / vnd nit verstecken / ob sie es schon hören. (Staphylus 1561: Liiij^r)

(Wozu nämlich es für den einfachen Menschen nötig sei, die Heilige Bibel zu lesen, finde ich in der Hl. Schrift nirgends erklärt. Dass es aber unnötig und dass eine solche Wissbegier auch schädlich sei, das lässt die tägliche Erfahrung, ja, auch die Hl. Schrift deutlich genug erkennen, und Christus der Herr bestätigt dies machtvoll mit den folgenden Worten, wenn er spricht: „Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu wissen, den übrigen aber in Gleichnissen, auf dass sie nicht sehen, obwohl sie sehen und nicht verstehen, obwohl sie hören“ [Lc 8,10].)

Staphylus zitiert Lc 8,10 wörtlich aus Luthers Bibelübersetzung.⁴ Das zeigt deutlich seine Intention: Er will seine lutherischen Gegner mit ihren eigenen Waffen schlagen, schließlich seien ja sie auf die Idee des Übersetzungsverbots gekommen. Sie sind es ja auch, die

⁴ Die Bibelübersetzung von Eck (Eck 1558: 32^v–33^r) etwa bleibt hier näher am lateinischen Original und formuliert: „das sie das sehend nit sehen / vnd hörend nit hören“. Dietenberger (Dietenberger 1534: 478^v) dagegen formuliert sichtbar Luther um: „das sie das / ob sie es schon sehen / doch nit sehen / vnnd ob sie es schon hören / doch nitt verstehen.“

nur Regeln akzeptieren, die in der Bibel stehen – und daher gar nicht vorschreiben können, dass man die Bibel in der Volkssprache lesen solle. In seiner Antwort auf Jacob Andreaes Einwände gegen den *Gegenbericht*, dem ebenfalls noch 1561 veröffentlichten *Vortrab zů rettung des Bûchs*, weist Staphylus auf einen weiteren Widerspruch der lutherischen Lehre hin:

Der Schmidel aber soll antwort geben / nämlich auff diß / ob ehs dem gemainen Layen nötig sey die Bibel zûlesen / vnnd wo ehr sie nicht lase / das ehr nicht seelig werden kûnn?
(Staphylus 1561b: Eiiij^r)

(Der Schmiedle [= Jacob Andreae] soll mir auf die Frage antworten, ob es für den einfachen Laien nötig sei, die Bibel zu lesen und ob er, sollte er sie nicht lesen, dann nicht selig werden könne.)

Die Gnadenlehre Luthers freilich verbietet es, ein „Werk“, hier: die Bibellektüre, für das Seelenheil vorauszusetzen. Damit nimmt Staphylus jedem lutherischen Vorwurf, er würde dem Seelenheil der Menschen schaden, wenn er angeblich den ungebildeten Laien verbiete, die Bibel zu lesen, sämtlichen Wind aus den Segeln: Weder ist dieses Verbot seine Idee noch könnte ein Lutheraner etwas dagegen haben. Erst nach dieser Vorüberlegung kommt er zu seinen Argumenten, die wider eine Bibellektüre durch ungebildete Laien sprechen könnten. So erklärt er zunächst, die Meinung, man könne ohne Amt und Ausbildung die Bibel verstehen, sei ein Irrtum, verweise doch Christus selbst Jo 5,39 auf die Notwendigkeit der Schriftauslegung – und Paulus hat in 2 Cor 6 auf den Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geist hingewiesen (Staphylus 1561: Diiij^v): Genau mit dem Korintherbrief freilich hatte Luther seine Übersetzung „nach dem Geiste“ gerechtfertigt. Wenn eine Auslegung der Bibel unnötig sei, dann hätten, so Staphylus, Luther und Zwingli ja auch nicht so viel zu schreiben brauchen (Staphylus 1561: Diiij^v). Die Auslegung der Heiligen Schrift, die Christus seinen Jüngern in Emmaus selbst vorgeführt hat (Lc 24,27), sei Teil des Apostelamts und nicht jeder könne dieses für sich in Anspruch nehmen, denn schließlich werden die Gaben des Heiligen Geistes unterschiedlich verteilt:

Wie kûnnen sie auch vor bey geen / das Sant Pauls schreibt / der H. Geist thail seine gaben also auß / das nit ain jeder alle gaben hab / sunder ain jeder die seinigen besunder / als nemlich / das diser ain artzt sey / jhener ain außleger / der heiligen schrift / ain ander erfahrung hab viler sprachen etc. So ist es ja nicht mûglich / das alle menschen kûnnen ärtzt vnd Doctores Theologie oder Juristen sein. (Staphylus 1561: Fij^v)

(Wie können sie auch darüber hinweggehen, dass St. Paulus schreibt, der Heilige Geist teile seine Gaben so aus, dass nicht jeder alle Gaben habe, sondern jeder seine eigenen Geistesgaben, wie nämlich dass dieser ein Arzt sei und jener ein Ausleger der Heiligen Schrift, ein anderer viele Sprachen beherrsche etc. So ist es doch nicht möglich, dass alle Menschen Ärzte, Doktoren der Theologie oder Juristen seien.)

Wieder argumentiert Staphylus hier auf der Grundlage der Schrift, entscheidet sich aber für eine freie Paraphrase von 1 Cor 12,4–11 und setzt die dort genannten Beispiele für unterschiedliche Geistesgaben zeitgenössisch um in die Fächer der frühneuzeitlichen

Universität: Medizin, Jura, Theologie – und als Vertreterin der *studia humaniora* die Grammatik. Mit seinem Argument wirft er den lutherischen Theologen vor, den Status der Theologie als Wissenschaft, die mit der Medizin, der Rechtswissenschaft – oder auch nur mit den sprachlichen Künsten vergleichbar ist, zu leugnen. Zugleich empört er sich über die Amtsanmaßung weltlicher Obrigkeit, die theologische Deutungshoheit für sich beansprucht, da „in den Stetten die Burgermaister / vnnd Schülhern / auff dem land die Junckhern / an Fürstlichen Höfen die Cantzler sich vnderstehen jren Pfarrhern / maß und weiß zugeben / die H. schrift außzulegen“ (Staphylus 1561: Eijj^v).

Während sich das erste Argument v.a. auf die Deutung der Bibel bezieht, schlägt Staphylus' zweites Argument den Bogen zum Thema ‚Übersetzung‘: Übersetzungen, so erklärt er, sind immer Interpretationen. Luther verheimliche, dass er in seiner Bibelverdeutschung eine Bibelinterpretation vorlege (Staphylus 1561: Biiij^r). Wenn man zum Beispiel frage, wo es denn in der Bibel stehe, dass die guten Werke dem Seelenheil abträglich seien,

Antworten sie flux / Es sey das pur Euangelium / das rain Gottes wort / die Heilig schrift selbs. Wann du aber weiter fragst / vnnd begerst die obgemelten wort vnd sententien außdrucklich zúweisen / da ist nullus und niemandts dahaim / sonder sprechen / es seyen zwar die wort nicht da / Aber der synn on zweiffel. (Staphylus 1561: Biiij^v)

(Da antworten sie sogleich, es sei das reine Evangelium, das reine Wort Gottes, die Heilige Schrift selbst. Wenn du aber weiter fragst und die genannten Worte und Aussagen ausdrücklich identifiziert haben möchtest, dann ist niemand zu Hause und sie sagen, es seien zwar die Worte nicht da, aber zweifellos der Sinn.)

Ganz offensichtlich geht hier Staphylus auf Luthers *Sendbrief vom Dolmetschen* und seine Rechtfertigung der Formulierung ‚sola gratia‘ ein. Hier trifft also die Behauptung zu, dass Staphylus die alten Argumente gegen Luthers Bibelübersetzung wiederhole. In der Verbindung aber mit dem Hinweis darauf, dass das Prinzip ‚sola scriptura‘ angesichts der unterschiedlichen Bibelauslegungen auch der protestantischen Theologen nicht funktioniert, wird das alte Argument gegen eine Übersetzung „nach dem Geiste“, welche angeblich das „reine Wort“ wiedergebe, ein kluger Schachzug. Wenn es also eine Übersetzung ohne Auslegung nicht gibt, so Staphylus weiter, bedeutet jede Übersetzung, dass dem Laien eine Interpretation aufgezwungen und als ‚Wort Gottes‘ verkauft wird (Staphylus 1561: Fiiij^v), was er, da er weder über den Originaltext noch über die entsprechenden Sprachkenntnisse noch über das theologische Wissen verfügt, nicht beurteilen kann (Staphylus 1561: Fiiij^v).

Auch korrekte Bibelübersetzungen aber können schädlich sein, wenn dunkle Stellen unkommentiert stehenbleiben, wie wenn man es den Laien selbst überlasse, sich mit Medikamenten zu versorgen, ohne den Rat von Arzt und Apotheker (Staphylus 1561: Mj^v–ij^r). Zu diesem letzten Punkt führt Staphylus aus, dass es durchaus gute Bibelübersetzungen

gebe. So lobt er des kaiserlichen Geheimrats Georg Giengers Übersetzung der Evangelien, Psalmen und Lesungstexte, die „im Teütschen schier lustiger zulesen / als im Latein“ (Staphylus 1561: Pij^v). Aber es handle sich dabei eben nur um ausgewählte Auszüge, sinnvoll in die liturgischen Kontexte eingebunden. Hier bestehe nicht die Gefahr einer Fehldeutung. Anders verhalte sich das v.a. bei all den Geschichten in Alten Testament, in denen zur Sicherung des Fortbestands des Stammes ein Beilager erschwindelt wird, etwa bei Juda und Thamar oder bei den Töchtern Lots. Gerade für Frauen, die sich daran ein Beispiel nehmen könnten, wäre eine unkommentierte Vollbibel schädlich (Staphylus 1561: Pj^v).⁵ Dass Staphylus als Beispiel der „dunklen“ Stellen des AT gerade solche, bei denen es um Sexualmoral geht, auswählt, ist sicher kein Zufall. Dem Gegner Unzucht oder zumindest eine indirekte Förderung von Unsittlichkeit vorzuwerfen, ist eine geläufige Methode frühneuzeitlicher Polemik.

5 „dise falsch dolmetschung vnnd dergleichen mehr loß verfürungen“

Der Hauptteil des Traktats ist der tendenziösen, den Laien fehlleitenden (Staphylus 1561: Mj^r), Bibelübersetzung Luthers gewidmet. Staphylus geht nicht etwa Luthers Bibel von vorne bis hinten durch, um Fehler festzuhalten, sondern er greift zentrale Aspekte der protestantischen Theologie auf und benennt zu diesen jeweils eine Beispielstelle aus Luthers Bibelübersetzung: die Möglichkeit der Freiheit von Sünde (Staphylus 1561: Mij^r); die Rolle des Gesetzes (Staphylus 1561: Miiij^r); die priesterliche Keuschheit (Staphylus 1561: Miiij^v); die Stundengebete (Staphylus 1561: Nij^r); die Bedeutung von Werken (Staphylus 1561: Nij^v); das Sakrament der Priesterweihe; die Wertschätzung der Philosophie (Staphylus 1561: Oij^r). Er greift zumindest in den ersten sechs Punkten zentrale Themen des Wormser Religionsgesprächs auf – und macht letztlich deutlich, dass sein intendierter Leser nicht der „einfache Laie“ ist. Es ist aber v.a. augenfällig, dass es hier nicht um eine linguistische Übersetzungskritik geht, sondern um das Aufdecken gezielten Verfälschens – modern gesprochen: akademischen Fehlverhaltens. Völlig einwandfrei aber argumentiert Staphylus selbst auch nicht. Um das zu demonstrieren, greife ich als Beispiel das Thema „Zölibat“ heraus:

⁵ Dass dieses Argument gegen Übersetzungen im 16. Jahrhundert in verschiedenen Feldern üblich war, belegt u.a. Wild 2016: 305. Er referiert einen 1543 per Dekret Philipps II. bestätigten Antrag Isabels von Portugal, den Import fiktionaler Literatur in der Volkssprache in die Kolonien zu verbieten. Die Indios sollten zwar Lesen und Schreiben lernen, aber keine weltliche Unterhaltungsliteratur lesen, da diese ihnen zum schlechten Beispiel reichen könne. Auch aus jüngster Zeit ist freilich die Diskussion um die (kommentarlose) Edition oder Übersetzung von Texten mit politischer oder religiöser Sprengkraft bekannt. Vgl. dazu z.B. die Kommentare zur Neuedition von Hitlers „Mein Kampf“ von Nils Markwardt in der ZEIT vom 8.1.2016 (<http://www.zeit.de/kultur/literatur/2016-01/hitler-mein-kampf-kommentar> [16.07.2017]) und von Martin Anetzberger in der Süddeutschen Zeitung vom 8.1.2016 (<http://www.sueddeutsche.de/politik/buchvorstellung-deutschland-ist-reif-fuer-die-auseinandersetzung-mit-mein-kampf-1.2810163> [16.07.2017]); zum Problem der Koranübersetzung existiert sogar eine Wikipedia-Seite mit Links zu Presseartikeln: <https://de.wikipedia.org/wiki/Koranübersetzung> [16.07.17].

Item an ainem andern ort spricht Paulus / bayde im Griechischen vnnd Lateinischen text: Haben wir auch nit macht ein weib / ein schwester mit umbher zûfûrn. Dafür setzt der Luther / haben wir nicht macht ein schwester zûm weib mit vmbher zûfûrn? Vermischt abermals seinen ketzerischen meißdreck vnder den Pfeffer der H. schrift / setzt darzû das wörtlin / zûm weib: wölchs der H. Geist nit hat gemaint / der H. Paulus nie geschrieben / kain Catholischer Christ von anbegin der kirchen nie in der H. Schrift gelesen. (Staphylus 1561: Miiij^v)

(Und an einer anderen Stelle sagt Paulus sowohl im griechischen als auch im lateinischen Text: „Haben wir nicht auch die Macht, eine Frau, eine Schwester mit uns umherzuführen?“ Dafür schreibt Luther: „Haben wir nicht die Macht, eine Schwester zur Frau mit uns umherzuführen?“ Er mischt abermals seinen ketzerischen Mäusedreck unter den Pfeffer der Heiligen Schrift und setzt ein Wörtlein hinzu „zur Frau“, was der Heilige Geist nicht gemeint, der Heilige Paulus nie geschrieben, kein katholischer Christ von Beginn der Kirche an jemals in der Heiligen Schrift gelesen hat.)

Staphylus greift in seiner Argumentation wider Luthers Übersetzung ein Bibelzitat als Exempel heraus, zunächst völlig kontextfrei. Es handelt sich um I Cor 9,5. In diesem Brief empört sich Paulus, dass man ihm Vorschriften mache, die seinem Apostelamt zuwider sind, und ihm nicht erlaube, was man den anderen Aposteln erlaube. Die Luther-Übersetzung ist korrekt wiedergegeben. Den griechischen oder auch den lateinischen Text behält uns Staphylus vor, er behauptet einfach, seine Übersetzung „Haben wir auch nit macht ein weib / ein schwester mit vmbher zûfûrn“ sei die wörtliche. In der Vulgata heißt die entsprechende Stelle: „numquid non habemus potestatem sororem mulierem circumducendi“, in der griechischen Bibel „μη οὐκ ἔχομεν ἐξουσίαν ἀδελφὴν γυναῖκα περιάγειν ὥς“. Wie der doppelte Akkusativ „sororem mulierem“ bzw. die Wendung „ἀδελφὴν γυναῖκα“ zu verstehen sei, ist nicht eindeutig. Eck entscheidet sich in seiner Bibelübersetzung für die ausführliche Formulierung „Haben wir nicht auch macht / ain weib: die do ain schwester ist / mit vmbher zû fûren“ (Eck 1558: 82^v), ebenso Dietenberger (Dietenberger 1534: 529^r). Staphylus wählt eine andere Strategie zur Vermeidung von Ambivalenz: Er stellt die Reihenfolge um und setzt „mulierem“ nach vorne. Das ist ein Eingriff, der ebenso stark ist wie der Luthers, doch ihn verschweigt Staphylus. Zudem hat Staphylus auch keine Hemmung, in der lateinischen Fassung seiner *Apologia* den Vulgata-Text entsprechend verkehrt zu zitieren:

Alio loco Apostolus et Græcè et Latinè sic habet: Numquid non habemus potestatem mulierem sororem circumducendi? Quod Lutherus ità reddidit: Haben wir nicht macht ein schwester zum weib mit umbher zufûrn? id est, nunquid non habemus potestatem sororem in vxorem, vel pro vxore circumducendi? vbi iterum suam ille haereticam muscerdam sacrarum piperi scriptuarum permiscet, apponens illis voces illas, in vxorem, vel, pro vxore: quod longè abfuit à Sanctispiritûs mente et sententia, nec Apostolus scripsit vnquàm, neque vllus catholicus Christianus iam indè ab ipsis Ecclesiae exordijs diuinis legit voluminibus. (Staphylus 1561a: 75^v–76^r)

(An einer anderen Stelle sagt Apostel sowohl auf Griechisch als auch auf Latein: „Haben wir denn nicht die Macht, eine Frau, eine Schwester umherzuführen?“ Das hat Luther so wiedergegeben: „Haben wir nicht macht ein schwester zum weib mit umbher zufûrn?“ Das heißt „Haben wir nicht die Macht, eine Schwester in den Stand einer Ehefrau oder als Ehefrau herumzuführen?“ Hier mischt er abermals seinen ketzerischen Mäusedreck unter den Pfeffer der Heiligen Schrift, indem er in diese Worte jene einfügt: „in uxorem“ oder „pro uxore“, was

lange Zeit weder im Sinn noch im Wortlaut des Heiligen Geists vorhanden war und der Apostel nie geschrieben hat, und kein katholischer Christ von Beginn der Kirche an jemals in heiligen Büchern gelesen hat.)

Kein echter Christ habe die entsprechende Bibelstelle jemals so gelesen wie Luther. Das heißt, dass das, was Luther suggeriert, weder in der Bibel noch in einer „rechten“ Schriftauslegung steht, ja, vom Heiligen Geist (der ja nach Staphylus' Auffassung die Mehrheitsmeinung vertritt) nicht gemeint worden sei; es ist Luthers persönlicher Einfall und eine absolute Einzelmeinung – und zwar eine böswillige. Das Bild des Mäusedrecks, der den Pfeffer der Hl. Schrift verunreinige, ist für seine Polemik sehr geschickt gewählt, denn es verdeutlicht, dass es hier nur um minimale Veränderungen gehen, die aber darauf zielen, ein wertvolles Produkt zu verunreinigen und den ahnungslosen Laien zu betrügen. Dass Luther dabei als Schädling Maus und nicht als ein Gegner von bedrohlicher Größe gezeichnet wird, spricht für sich. Typisch für Staphylus ist aber, dass er den Rückschluss vom Mäusedreck auf die Maus seinem Leser überlässt und selbst gar nicht ausspricht; vor direkter Polemik gegen eine Person schreckt er meist zurück und beschimpft nur Taten und Aussagen. Ironische Bezeichnungen wie „Prophet der Deutschen“ freilich verwendet er sehr wohl, greift damit aber wiederum weniger die Person Luthers als die Wertschätzung, die er in den Augen anderer erfährt, an. Mit dieser klugen Strategie bewahrt Staphylus in seinem polemischen Schreiben deutlich mehr Haltung als seine Zeitgenossen.

Dies zeigt zum Beispiel die Umformulierung der hier zitierten Stelle in der englischen Übersetzung der *Apologie*, die unmittelbar nach Staphylus' Tod in Antwerpen angefertigt wurde und nicht mehr auf die Vermeidung persönlicher Angriffe achtet:

In another place where the Apostle according to the Latin and Greke text, hath thus. Haue we not power to leade about a sister a woman? Luther thus translateth it: Haben wir nicht macht ein Schwester zum Weib mit vmbher zu führn, that is, Haue we not power to leade about a sister for a wife? Here againe like a false foister he thrifteth in conterfaited droges amonge the sweete spice of holy scripture: adding thereunto of his owne these words zum Weib. that is for a wife. which is farre different from the meaning of the holy ghost: and was neuer written by the Apostle, nor reade in holy scripture from the beginning of the church by any Christen Catholike man. (Staphylus 1565: 68^r)

(An einer anderen Stelle, wo der Apostel sowohl im griechischen als auch in lateinischen Text sagt, „Haben wir denn nicht die Macht, eine Schwester, eine Frau umherzuführen?“, da übersetzt dies Luther: „Haben wir nicht macht ein schwester zum weib mit umbher zufürn?“ Das heißt „Haben wir nicht die Macht, eine Schwester als Ehefrau herumzuführen?“ Hier wieder, wie ein niederträchtiger Fälscher, schiebt er gefälschte Pillen unter das süße Gewürz der Heiligen Schrift, indem er von sich aus diese Wörter „zur Frau“, d.h. „als Frau“ hinzufügt, was sich deutlich von der Bedeutung des Heiligen Geists unterscheidet, und was nie vom Apostel geschrieben worden war noch jemals von einem katholischen Christen in der Heiligen Schrift gelesen wurde.)

Hier wird nun Luther als „false foister“ (durch die Alliteration hervorgehoben) beschimpft. Er ist ein falscher Pillendreher, der anders als die Maus unmittelbar den Betrug beabsichtigt und die Schädigung der Getäuschten billigend in Kauf nimmt. Wo freilich der Angriff auf Luther als Quacksalber und Betrüger derart verschärft wird, darf man sich selbst keiner Satzverdrehungen schuldig machen. Im englischen Text ist folglich die Reihenfolge von Schwester und Mutter jener in Vulgata und griechischer Bibel angeglichen.

Dass es Staphylus an dieser Stelle nicht um eine philologische Frage geht, ist offensichtlich. Er sieht durch Luthers Übersetzung die Werte der Keuschheit und Enthaltensamkeit angegriffen. Daher führt er weiter aus:

Ja er will auch den H. Apostel Paulum lügen straffen / vnd jne mit der zeit auß der H. Bibel gar herauß stossen. Dann dieser Apostel sagt / Ich wolt daz jederman also wär / wie ich bin / das ist / wie er selbs außlegt / das alle Priester sich des Eestands enthielten vnd aller fleischlichen wollust müßig giengen / damit sie Gott mer / dann den weibern gefellig erscheinen möchten. Item da er sagt / Weib nemen ist güt / aber nicht nemen ist vil besser. (Staphylus 1561: Miiij^v-Nj^v)

(Ja, er will auch den Hl. Apostel Paulus der Lüge bezichtigen und ihn allmählich aus der Hl. Bibel herausstoßen, denn dieser Apostel sagt: „Ich wollte, dass jeder so wäre wie ich bin,“ d.h., wie er selbst erläutert, dass alle Priester sich des Ehestandes enthielten und auf alle fleischliche Wollust verzichteten, damit sie eher Gott als den Frauen gefällig erschienen. Und so sagt er: „Eine Frau zu nehmen ist gut, aber sie nicht zu nehmen ist besser“.)

Eine neue Bibelstelle also zieht Staphylus hier heran: I Cor 7,7: „Volo autem omnes homines esse sicut meipsum“. Auch das ist ein Satz, der erläutert werden muss und die *Glossa* gibt an, dass damit ‚ledig‘ gemeint sei, aber auf die Interpretation der Tradition will sich Staphylus in der Diskussion mit den Lutheranern nicht einlassen. Er verweist stattdessen auf Paulus’ eigene Interpretation seiner Worte in I Cor 7,32 f. und I Cor 7,38: „igitur et qui matrimoni iungit virginem suam bene facit / et qui non iungit melius facit“. Bei der Übersetzung dieses Verses folgt Staphylus zwar nicht wörtlich Luther (‚Endlich / welcher verheiratet / der thut wol / Welcher aber nicht verheiratet / der thut besser‘), steht dessen Übersetzung aber deutlich näher als der Ecks: ‚derhalben wölcher sein junckfrauen verheyrat / der thût wol / welcher sie aber nit verheyrat / der thût besser‘ (Eck 1558: 82^v, ebenso Dietenberger 1534: 528^v).

Es wäre ein Leichtes für Staphylus gewesen, auf den Widerspruch in Luthers Übersetzung von I Cor 9,5 (‚Schwester als Frau‘) und I Cor 7,38 hinzuweisen. Freilich hätte eine solche Argumentation eventuell provoziert, dass man nach der katholischen Übersetzung von I Cor 7,38 gefragt und festgestellt hätte, dass es darin gar nicht um einen Rat an den Mann, sich mit dem Mädchen zu verheiraten, sondern an den Vater, die Tochter mit jemand anderes zu verheiraten, geht. Eine solche Korrektur der Luther’schen Übersetzung lag nicht in Staphylus’ Interesse, daher argumentiert er nicht mit einem internen Widerspruch Luthers, sondern mit einem Widerspruch von I Cor 9,5 mit dem Wort des Apostels

Paulus, den Luther angeblich aus der Bibel verdrängen wolle, was angesichts der Hochschätzung Luthers für Paulus ein schlagendes Argument ist und darauf zielt, dass die lutherische Seite freiwillig die Übersetzung von I Cor 9,5 und damit die Geringschätzung der priesterlichen Keuschheit zurückziehen müsste.

Staphylus aber geht noch weiter: Er wirft Luther vor, dass er durch seine falsche Übersetzung nicht nur den Gedanken der Keuschheit aus der Bibel herausgerissen hätte, sondern „auch auß viler tausent menschen hertzen seelen mörderisch hinweg gerissen“ (Staphylus 1561: Nj^r), da er damit die Keuschheit und das Sakrament der Ehe in gleicher Weise beschädigt habe, denn es herrsche aufgrund von Luthers Einfluss auch keine Keuschheit mehr in der Ehe. Sein Gedankenweg dabei ist offensichtlich, dass Luther, da I Cor 9,5 in seiner Übersetzung einen Widerspruch zu I Cor 7 darstellt, das ganze Kapitel I Cor 7 aus der Bibel gelöscht haben wolle. Dieses enthält Pauls Ausführungen zum Ideal der Keuschheit und zur Ehe als Hilfsmittel gegen Unzucht, welches wiederum eheliche Treue verlangt. Ergo sei Luther daran schuld, dass es keine eheliche Treue mehr gebe. Das fügt sich nun gut zu Luthers Ablehnung des Sakramentstatus der Ehe. Dass Luther aber in seiner Eheologie gerade die Funktion der Ehe als eines Hilfsmittels gegen die Unzucht stark macht, blendet Staphylus aus.

Schließlich fügt Staphylus noch ein Argument hinzu: Luthers Lesart von I Cor 9,5 sei keine neue Erkenntnis, sondern ein lang erkannter Irrtum: In seiner Schrift *De opere monachorum* erkläre Augustinus den Fehler, dem Luther 1000 Jahre später aufsaß: Paulus verwende deshalb die seltsame Formulierung „ain schwester / ain weib“ (Staphylus 1561: Nj^v), weil das griechische Wort für „Frau“ beide Bedeutungen zulasse, *mulier* und *uxor*, um aber klarzustellen, dass es um eine Nicht-Ehefrau gehe, habe er diese Formulierung gewählt, und damit man nicht meine, es bedeute „ain weib zů nehmen“, habe er auch das Verb „vmmzuführen“ (‘umherzuführen’) verwendet (Staphylus 1561: Nj^v). – Diese Aussage findet sich tatsächlich bei Augustinus in *De opere monachorum*:

Hoc quidam non intellegentes, non *sororem mulierem*, cum ille diceret, *Numquid non habemus potestatem sororem mulierem circumducendi?* sed *uxorem* interpretati sunt. Fefellit eos verbi graeci ambiguitas, quod et *uxor* et *mulier* eodem verbo græce dicitur. Quanquam hoc ita posuerit Apostolus, ut falli non debuerint: quia neque *mulierem* tantummodo ait, sed *sororem mulierem*; neque *ducendi*, sed *circumducendi*. Verumtamen alios interpretes non fefellit haec ambiguitas, et *mulierem*, non *uxorem*, interpretati sunt. (Augustinus, ed. Migne 1841: 552)

(Einige haben die Wendung „non sororem mulierem“ nicht verstanden, wenn er sagt: „Numquid non habemus potestatem sororem mulierem circumducendi?“ und sie haben das im Sinne von „uxorem“ (Ehefrau) begriffen. Sie wurden getäuscht durch die Ambiguität des griechischen Wortes, da das gleiche griechische Wort ‚uxor‘ (Ehefrau) und ‚mulier‘ (Frau) bezeichnet. Deshalb hat das der Apostel so formuliert, dass man sich nicht täuschen kann: Er sagt nämlich nicht einfach nur „mulierem“, sondern „sororem mulierem“; er sagt auch nicht „ducendi“ (zu führen), sondern „circumducendi“ (herumzuführen). In der Tat wurden andere Interpreten nicht von dieser Ambiguität getäuscht, und sie haben von „mulier“, nicht von „uxor“ gesprochen.)

In gleicher Weise fährt auch Staphylus fort, einzelne hätten den Ausdruck „sororem mulierem“ nicht verstanden,

Aber andere Dolmetscher haben recht verstanden / vnd nur / Ain weib / vnd nit / ain eelich weib / transferiert. Waz künt wider des Luthers falsche verteütschung geraders geredt werden? (Staphylus 1561: Nj)

(Andere Übersetzer aber haben es recht verstanden und nur „eine Frau“ und nicht „eine Ehefrau“ übersetzt. Wie könnte man geradliniger gegen die falsche Übersetzung Luthers argumentieren?)

Luther freilich spricht in seiner Übersetzung nicht von „eelich weib“, sondern nur vom „weibe“. Staphylus aber geht es hier nicht um Luthers Wortlaut, sondern um das, was Luther mit seinen Worten (wohl) meint. Das Argument also, weshalb hier eher die keusche weibliche Begleitung der Apostel gemeint sei, die mit ihnen reist, nicht etwa die Ehefrau, ist letztlich das der klassisch-patristischen Auslegung. Diese Stelle wurde seit Augustinus so ausgelegt, also ist Luthers Deutung falsch – und mit ihr alle Intention, die dahinterstehen könnte, nämlich die Ablehnung des Zölibats und des Ehesakraments.

6 Fazit: Übersetzung als Verblendung der Ungebildeten?

In ähnlicher Weise wie im Beispiel der Keuschheitsdiskussion geht Staphylus in allen genannten sieben Punkten vor: Er moniert kleinste Abweichungen der Luther'schen Bibelübersetzung von einer wörtlichen (oder der katholischen Tradition entsprechenden) Übersetzung des lateinischen Textes, den er i.d.R. als wortwörtlich identisch mit dem griechischen Text erklärt und nur in den seltensten Fällen zitiert, so dass kleine Eingriffe seinerseits nicht auffallen. Bei deutenden Abweichungen des lateinischen Texts vom griechischen beruft er sich auf die Autorität des Augustinus, die für ihn unantastbar ist und von der er weiß, dass sie auch von lutherischer Seite hochgeschätzt war. Abweichungen Luthers vom lateinischen (und d.h. für ihn auch vom griechischen) Text bringt er mit Einzelpositionen der protestantischen Lehre in Verbindung, die er immer wieder aus theologischen Schriften Luthers oder Melanchthons referiert. So nimmt Staphylus Luthers Argumentation im *Sendbrief vom Dolmetschen* von Anfang an den Wind aus den Segeln: Es geht hier nicht um philologische Fragen, um Zielsprachen- oder Quellsprachenorientierung, sondern es geht um Theologie. Staphylus widerlegt die theologische Deutung, die hinter Luthers Übersetzung steht, und stützt sich dabei auf Zitate aus den Kirchenvätern und auf Bibelstellen, die eine gegensätzliche Aussage beinhalten – zumindest in einer der verfügbaren Übersetzungen, gerne auch in Luthers Übersetzung selbst, um, wo möglich, seine Gegner mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Gerade durch die je nach Bedarf freie Wahl der Bibelübersetzungen belegt Staphylus indirekt, was er in seiner Schrift beweisen will: dass nämlich jede Übersetzung Interpretation ist und dass es eine ‚wahre‘

Übersetzung nicht gibt. Wer so etwas behauptet, der verkauft seinen Rezipienten falsche Medikamente oder Mäusedreck als Pfeffer, sprich: lügt und betrügt.

Bezeichnend ist schließlich, dass Staphylus als siebten und letzten Punkt unter den im *Gegenbericht* aufgelisteten Fehllehren Luthers, die sich in der Bibelübersetzung zeigen, gerade nichts im engeren Sinne Theologisches diskutiert, sondern das Verhältnis zwischen Theologie und Philosophie. Er unterstellt Luther, er wolle nicht, dass ein Christ studiere, und sei ein Gegner von Philosophie, Wissenschaft, Bildung und Schulwesen (Staphylus 1561: Oj^v–ij^v). Staphylus deutet Luthers Kritik an Aristoteles und v.a. an der scholastischen Verwendung der Schriften des Aristoteles (vgl. Dieter 2001: 410–415) als Grundverachtung der Philosophie, um nicht zu sagen der Gelehrsamkeit:

Auß dem vnd dergleichen des Luthers schreiben / hat Carolstad vnnd Melanchthon die verachtung der Philosophie geschöpfft vnd im jar 1522. Da Luther in seinem Pathmo war / haben die bayden auß krafft des Teütschen Propheten Luthers die sachen so lange dahin gearbait / das in vilen orthen vnd namhafftigen Stetten das *Studium Philosophiæ* zû boden gangen. (Staphylus 1561: Oij^v)

(Aus diesem und ähnlichen Texten Luthers haben Carlstadt und Melanchthon ihre Verachtung der Philosophie geschöpft und im Jahr 1522, als Luther auf seinem ‚Pathmos‘ [d.h. der Wartburg] saß, da haben die beiden unter Berufung auf den ‚deutschen Propheten‘ Luther die Sache so weit vorangetrieben, dass an vielen Orten und namhaften Ausbildungsstätten das Studium der Philosophie zugrunde gegangen ist.)

Aus der Ablehnung scholastischer Theologie wird so in Staphylus’ Darstellung eine Ablehnung der Bildung. Zwar gibt er zu, dass später die Protestanten wieder neue Schulen errichteten (Staphylus 1561: Oijj^v), das aber sei als ein verzweifelter „krebsgang“ (Staphylus 1561: Oijj^v) Luthers zu werten. Offensichtlich geht es Staphylus darum, die protestantische Bildung und das protestantische Schulwesen deutlich gegenüber dem vorreformatorischen und katholischen und den neuen jesuitischen Schulen abzuwerten. Damit schlägt er letztlich einen Bogen zurück zum eigentlichen Thema: Wer meint, mit einer falschen Bibelübersetzung das Volk zu blenden und zugleich durch eine Feindschaft gegenüber den menschlichen Wissenschaften verhindert, dass jemand den lateinischen oder griechischen Text im Original lesen könnte (ja, vielleicht selbst nicht über genügend Sprachkenntnisse verfüge), darf natürlich nicht dem Kritiker vorwerfen, er wolle das Volk von der Kenntnis der Bibel abhalten.

Ich hatte anfangs die These aufgestellt, dass mit Staphylus eine neue Stufe der Argumentation gegen die Lutherbibel erreicht ist. Diese sehe ich darin, dass ganz offen theologisch argumentiert wird, dass danach gesucht wird, wie Luther mit kleinen Änderungen die Bibel so eingefärbt hat, dass sie seine Theologie unterstützt. Staphylus kommen dabei seine gründlichen Kenntnisse der lutherischen Schriften und der Haltung der anderen Protestanten entgegen. Zudem erweist er sich als Meister der sprachlichen Manipulierung:

Er kann diese bei anderen aufdecken, verwendet sie seinerseits aber selbst, um seine Argumentation zu stützen, nicht zuletzt, indem er von Fall zu Fall geschickt zwischen verschiedenen Bibelübersetzungen wählt, was freilich seine These von der Subjektivität jeder Übersetzung unterstützt.

Literatur

Primärliteratur

- Augustinus, Aurelius, ed. Jean P. Migne 1841: „De opere monachorum“, in: *Patrologia Latina* 40: 547–582.
- Biblia Sacra iuxta Vulgatam versionem*, ed. Roger Gyson ⁴1994: Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft.
- Dietenberger, Johann 1534: *Biblia, beider Allt unnd Newen Testamenten, fleissig, treülich un[d] Christlich, nach alter, inn Christlicher kirchen gehabter Translation, mit außlegung etlicher dunckeler ort unnd besserung viler verrückter wort und sprüch, so biß anhere inn andern kurtz außgangnen theutschen Bibeln gespürt und gesehen*, Köln: Quentel 1534 [VD 16 B 2693].
- Eck, Johannes 1558: *Bibel. Alt und new Testament / nach dem Text in der hailigen Kri-chen gebraucht / durch Doctor Johann Ecken / mit fleiß / auff hochdeutsch / vertol-metscht. Von neuen / was vormals mangelt / trewlich ersetzt / gemert vnd gebessert ...*, Ingolstadt: Weißenhorn [VD 16 ZV 1491].
- Luther, Martin 1545: *Biblia. Das ist: Die gantze Heilige Schrifft / Deudsch / Auffß new zugericht*, Wittenberg: Lufft [VD 16 B 2719].
- Luther, Martin, ed. Karl Drescher 1909: „Sendbrief vom Dolmetschen“, in: *Weimarer Ausgabe* 30/II: 632–646.
- Murner, Thomas, ed. Wolfgang Pfeiffer-Belli 1927: *Kleine Schriften*, Bd. 1, Berlin: de Gruyter.
- Staphylus, Friedrich 1561: *Christlicher gegenbericht an den Gottseligen gemeinen Layen vom rechten waren verstand des Göttlichen worts, von verdolmetschung der Teut-schen Bibel und von der ainigkeit der Lutherischen Predicanten*, [Ingolstadt: Wei-ßenhorn] [VD 16 S 8571].
- Staphylus, Friedrich 1561a: *Apologia D. Friderici Staphyli: cuius praecipua argumenta sunt: De vero germanoque scripturae sacrae intellectu; De Sacrorum Bibliorum in idioma vulgare translatione; De Luteranorum concionatorum consensione*, Köln: Quentel [VD 16 S 8573].
- Staphylus, Friedrich 1561b: *Vortrab zur rettung des Buchs. Vom rechten waren verstand des Göttlichen worts, Von verdolmetschung der Teütschen Bibel, vnd Von der ai-nigkeit der Lutherischen Predicanten Wider Jacob Schmidle Predicanten zu Göp-pingen*, Ingolstadt: n.n. [VD 16 S 8607].
- Staphylus, Friedrich 1565: *The Apologie of Fridericus Staphylvs Covnseller to the Late Emperovr Ferdinandvs etc.*, übers. Thomas Stapleton, Antwerpen: John Latius.

Forschungsliteratur

- Bremer, Kai 2005: *Religionsstreitigkeiten. Volkssprachliche Kontroversen zwischen altgläubigen und evangelischen Theologen im 16. Jahrhundert*, Tübingen: Niemeyer.
- Dieter, Theodor 2001: *Der junge Luther und Aristoteles: Eine historisch-systematische Untersuchung zum Verhältnis von Theologie und Philosophie*, Berlin / New York: de Gruyter.
- Gelhaus, Hermann ²2012: *Der Streit um Luthers Bibelverdeutschung im 16. und 17. Jahrhundert*, 2 Bde., Berlin / Boston: de Gruyter.
- Kartschoke, Dieter 1983: „Deutsche Bibelübersetzungen“, in: *Lexikon des Mittelalters* 2 (1983), 96–99.
- Mennecke-Haustein, Ute 2001: „Staphylus, Friedrich (15121–1564)“, in: *Theologische Realenzyklopädie* 32 (2001): 113–115.
- Mennecke-Haustein, Ute 2003: *Conversio ad Ecclesiam. Der Weg des Friedrich Staphylus zurück zur vortridentinischen katholischen Kirche*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Polenz, Peter von ²2000: *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*, Bd. 1, Berlin / New York: de Gruyter.
- Reinitzer, Heimo (Hrsg.) 1991: *Deutsche Bibelübersetzungen des Mittelalters. Beiträge eines Kolloquiums im Deutschen Bibelarchiv*, Bern u.a.: Lang.
- Soffner, Johannes 1904: *Friedrich Staphylus, ein katholischer Kontroversist und Apologet aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, gest. 1564*, Breslau: Aderholz.
- Tschackert, Paul 1893: „Staphylus, Friedrich“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 35 (1893): 457–461.
- Wild, Gerhard 2016: „Jenseits von Avalon. Zur Renaissance der mittelalterlichen Epik in der postkolonialen Welt“, in: Cora Dietl & Christoph Schanze (eds.) 2016: *Formen arthurnischen Erzählens vom Mittelalter bis in die Gegenwart*, Berlin / Boston: de Gruyter, 301–349.

Internetquellen

- Online-Bibeln: <https://www.bibelwissenschaft.de/online-bibeln/greek-new-testament-ubs5> [30.07.2016].

Das Radio und der polyphone Erzählraum in Lutz Seilers Roman *Kruso*

Sabine Egger (Universität Limerick, Irland)

1 Einleitung

In seinem Roman *Kruso*, für den er 2014 den Deutschen Buchpreis erhielt, zeichnet Lutz Seiler das Ende der DDR aus der Perspektive einer Gruppe nonkonformer DDR-Bürger nach, die in einer Ausflugsgaststätte mit dem Namen „Zum Klausner“ auf der Insel Hiddensee Zuflucht vor der politischen Realität der DDR und dem davon geprägten Alltagsleben gesucht haben. Die Insel ist eine heterotopische Reflexion der sich im Zustand der Auflösung befindlichen DDR im Kontext einer vom kalten Krieg geprägten Welt in ihrer Endphase. Dabei hat das in der Küche der Gaststätte „Zum Klausner“ stehende Radio auf verschiedenen Erzählebenen eine wichtige Funktion: Erstens schaffen die durch das Radio ausgestrahlten Nachrichtensendungen einen historischen Rahmen für die im Roman erzählte Geschichte. Zweitens stellt das Radio das letztlich anachronistische Medium einer im Verschwinden begriffenen Zeit dar, und drittens eröffnet sich durch das Radio ein polyphoner Erzählraum, der unterschiedliche Modi der Wahrnehmung und Erinnerung zulässt. Bereits in Texten aus Seilers 2000 erschienenem Gedichtband *pech & blende* spielt das Radio eine Rolle für die Schaffung eines poetischen „Hallraums“ (Seiler 2004: 136)¹, also eines Echo- oder Klangraums. Während in den Gedichten des 1963 geborenen und in Thüringen in der ehemaligen DDR aufgewachsenen Autors poetische Erinnerungsräume für verlorene Kindheitslandschaften geschaffen werden,² entsteht durch den Radioapparat und die darüber ausgestrahlten Sendungen in *Kruso* ein komplexer erzählerischer Hallraum für die Erinnerung an eine politische Idee und einen Ort, der nicht länger existiert. Dies wird im Folgenden ausgeführt.

¹ Diese Ausführungen basieren z.T. auf einem Beitrag auf Englisch, der 2017 erscheinen soll: Egger, Sabine: „The radio transcending boundaries and historical narratives in Lutz Seiler’s poetry and in his novel *Kruso*“, in: Deirdre Byrnes & Jean Conacher & Gisela Holfter (eds.): *Reflections on Reunification and on the Legacy of GDR Literature*. Leiden: Brill. – Im Folgenden wird auf Seilers Essayband *Sonntags dachte ich an Gott*, dem dieses Zitat entnommen ist, mit Hilfe der Abkürzung SG vor der Seitenzahl verwiesen.

² In „Spiegelland“ hebt Kurt Drawert die Bedeutung solcher Erinnerungsprozesse für die Gedichtssprache von Autoren, die in der DDR aufgewachsen sind, hervor: „Wir sind mit Dutzenden von verlogenen Begriffen aufgewachsen, die wir im ehrgeizigen Alter der Kindheit unbedarft und schamlos vor uns hingesagt haben und die wir auswendig lernten wie fremde Vokabeln, ohne zu wissen, daß sie ein Leben und eine Existenz von innen heraus nur zum Scheitern bringen, wenn man sich ihrer nicht rechtzeitig entledigt so gut es geht, und vielleicht, denke ich, bedarf es eines ganzen Lebens, sich dieser Begriffe zu entledigen.“ (Geist 2001: 172).

2 Der Platz Violas im Klausner

Erzählt wird im Roman die Geschichte Edgar Bendlers, kurz Ed, eines 24 Jahre alten Germanistikstudenten, der im Sommer 1989 auf der Insel Hiddensee ankommt und dort eine alternative Gemeinschaft vorfindet. Ihr Anführer ist der charismatische Alexander Krusowitsch, genannt Kruso. Ed, Ich-Erzähler und Hauptfigur der autodiegetischen Erzählung (cf. Genette 1980: 252), flieht vor der traumatischen Erinnerung an den Tod seiner Freundin. Sie wurde von einer Straßenbahn überfahren – ob es ein Unfall war, bleibt offen. Das Bild ihres Todes verfolgt Ed. Es verdunkelt seine Erinnerungen an ihre gemeinsame Zeit, und dieser Erinnerungsverlust lässt ihn den Boden unter den Füßen verlieren (cf. Seiler 2014 a: 65; 147).³ Ed wird als Saisonkraft im Klausner angestellt, wo er gemeinsam mit Kruso als Tellerwäscher arbeitet und sich eine Freundschaft zwischen den beiden entwickelt. Das Lokal ist ein beliebtes Ziel für Tagesausflügler vom DDR-Festland. Tatsächlich hat Kruso Ed im Klausner Asyl gewährt, ebenso wie den anderen elf Saisonkräften, alles Nonkonformisten, die vor der Alltagsrealität der DDR geflüchtet sind. Im Gegensatz zu denen, die versuchen, von Hiddensee aus die bei klarem Wetter am Horizont erkennbare dänische Insel Møn schwimmend zu erreichen,⁴ versuchen die zwölf Mitglieder der Klausner-Gemeinschaft der DDR auf anderem Wege zu entkommen: Sie nutzen den Klausner für den Aufbau eines alternativen Staates – einer Gemeinschaft, in der sich innere Freiheit verwirklichen lässt.

In der Küche des Lokals steht „Viola“, ein altes Radio, auf dem ständig Sendungen des *Deutschlandfunks* zu hören sind. Die Sendungen berichten im Verlauf der Handlung zunehmend von DDR-Flüchtlingen, die in den westdeutschen Botschaften in Prag und Budapest Zuflucht suchen. Viola schafft damit ein dauerndes Hintergrundgeräusch zu den täglichen Abläufen im Klausner. Zugleich erinnern die Sendungen über die aus dem offiziellen DDR-Diskurs ausgeblendeten DDR-Flüchtlinge in den westlichen Botschaften auch an die DDR-Bürger, die bei ihrem Fluchtversuch ihr Leben verloren haben – so wie Speiche, Eds Vorgänger als Tellerwäscher in der Küche des Klausners, der das Radio dort hin- und den Sender eingestellt hatte. Das Radio fungiert daher auch als klangliches Denkmal für ihn und die anderen Fluchtöpfe:

Vom Abwasch aus hatte Ed es irgendwann entdeckt – ein Radio, das von Koch-Mike “meine Viola” genannt wurde. Es handelte sich um ein Röhrenradio der Marke Violetta, ein dunkler Holzkasten auf einem unerreichbar hohen Bord über dem Gefrierschrank, direkt unter der Küchendecke; offensichtlich konnte es nicht mehr abgeschaltet werden [...]. Die Bespannung des Lautsprechers war verkrustet von uraltem Fett, aus dem grünflackernd die kleine Linse des magischen Auges blinkte. Wie ein Lidstrich im Make-up einer Greisin glänzte darüber das

³ Im Folgenden wird auf diesen Text mit Hilfe der Abkürzung K vor der Seitenzahl verwiesen.

⁴ Hier ist auch an Skandinavien als Topos eskapistischer Fantasien in der DDR- und post-DDR-Literatur zu denken (cf. Rusch 2003: 9–11).

Silber ihres Namenszugs; Viola zwinkerte Ed zu [...]. Viola, so erzählte Koch-Mike, stamme noch von seinem Vorgänger, der beim Nachbaden ertrunken war, im Sommer 1985. Der Sender wäre noch eingestellt und das Radio eingeschaltet gewesen [...]. Ed beschäftigte der Gedanke, dass das Radio seinen Besitzer überlebt hatte – ohne zu verstummen. [...] Für einen unsinnigen Moment erschien es ihm als ein Akt des Widerstands, Hinweis auf ein vor langer Zeit begangenes Unrecht vielleicht, wie eine Hand immer wieder aus dem Grab heraus-schnellt, [...]. (K 110)

Erst an dieser Stelle im Text wird erklärt, wie das Radio seinen Namen erhalten hat und was mit Eds Vorgänger geschehen ist. Andere Vorfälle, Gegenstände und Rituale der Inselgemeinschaft bleiben jenseits des Verständnisses von Erzähler und Leser und erhalten so etwas Geheimnisvolles. Für die Bewohner des Klausners ist das Radio die einzige Verbindung zur Außenwelt, in dem Fall zum Westen. Trotzdem scheint Ed als einziger dem Radio Aufmerksamkeit zu schenken. Das ist zumindest aus Eds Perspektive der Fall, auf die der Leser aufgrund der durchgehenden internen Fokalisierung angewiesen ist.

3 Das Radio und der Erzählraum

Das Radio fungiert als Erzählmedium von aus dem Alltag des DDR-Staates, aber auch des Klausners, ausgeblendeten Ereignissen. Dabei sind diese Ereignisse für die jeweiligen Bewohner von existenzieller Bedeutung. Viola übernimmt hier die Rolle eines „kleinen Erzählers“, der Zugang zu sonst nicht zugänglichen Wahrnehmungsebenen und Dimensionen der Wirklichkeit schafft, ähnlich wie der „Geigerzähler“ in Seilers Novelle „Turksib“.⁵ Viola erzählt die Geschichte der historischen, zum Mauerfall führenden Geschehnisse des Jahres 1989 (aus der Perspektive westdeutscher Medien) und gibt Eds Erlebnissen auf Hiddensee einen historischen wie auch erzählerischen Rahmen. Denn durch Eds Hören und Reflexion des Gehörten entsteht ein polyphoner Erzählraum. Auf der Handlungsebene erscheint Viola zunächst als monologisches Medium im Sinne Bertolt Brechts.⁶ Der Hörer hat keine Kontrolle über das Medium und findet sich in einer passiven Rolle wieder. Denn die Knöpfe zur Senderwahl sind bei „Viola“ beschädigt. Empfangen werden kann nur noch das Programm des *Deutschlandfunks*:

Die Drehregler fehlten, und die elfenbeinfarbenen Tasten, die an eine Art Überbiss erinnerten, waren zertrümmert. Derart verstümmelt, empfing Viola nur noch *Deutschlandfunk*, diesen aber mit einer Unnachgiebigkeit, wie sie Kriegsversehrten nachgesagt wird, die trotz schwerer Verletzung weiter und weiter kämpfen. Was Viola dabei aus den Sendungen machte mit ihrem schwankenden Empfang, ihrem schlagartigen Verstummen oder störrischem Brummtönen, ihrem Kratzen, Gurgeln und Husten [...], gerann zu einer Art Grundton des Klausners. (K 110 f.)

⁵ In einem Interview von 2014 erwähnt Seiler, dass der Erzähler in „Turksib“ seinen Geigerzähler „kleiner Erzähler“ nennt (Opitz 2014). Zur Kommunikation des Erzählers in „Turksib“ mit unterschiedlichen Objekten und Figuren cf. Egger 2015: 259.

⁶ Zwar gibt es im Text keinen expliziten Verweis darauf, doch würde Bertolt Brechts Kritik am Radio als monologischem Medium, das dem Hörer eine passive Rolle im Kommunikationsprozess zuschreibt, diese Deutung weiter unterstützen (cf. Brecht 1992: 552–557).

Der inhärente Widerspruch zwischen einem Grundton in seiner musikwissenschaftlichen Bedeutung und dem unterbrochenen Husten und Gurgeln deutet auf die widersprüchliche Funktion Violas als relevante Informationsquelle für die Hörer und als Erzählerin einer sinnstiftenden Geschichte. Einerseits erfährt Ed durch das Radio von historischen Ereignissen, andererseits überlässt er sich dem Rhythmus der Küchenarbeit, konzentriert sich dabei auf die sinnliche Erfahrung des Abwaschs und verdrängt damit die Radiosendungen wie auch eigene Erinnerungen. Beides wird so auf ein Hintergrundgeräusch ohne Bedeutung für Eds Gegenwart reduziert. Für Ed wird das ein fast meditativer Prozess, der es ihm ermöglicht, mit dem Schmerz seines Verlustes umzugehen (K 95). Insgesamt nimmt Ed zu Beginn des Romans eine überwiegend passive Rolle ein. Er ist ein – passiver – Bewunderer und Schüler Krusos. Der Tod seiner Freundin erscheint als etwas, das ihm zugestoßen ist. Sowohl das Ereignis selbst als auch die Erinnerung daran sind außerhalb seiner Kontrolle. Ed selbst betont das in seinem Bericht am Ende der Erzählung (cf. K 437).

Im Verlauf des Romans entsteht jedoch ein polyphoner Erzählraum, in dem Stimmen und Klänge verschiedene Aspekte einer von Ed als widersprüchlich erfahrenen Realität zusammenführen. Die Stimmen im Radio, die ihre Hörer dazu bringen, Grenzen zu überschreiten, in diesem Fall auch die physischen Grenzen zwischen der DDR und ihren westlichen Nachbarn, sind Teil dieser Polyphonie. Inwiefern sie deutlicher oder weniger deutlich gehört werden, unterscheidet sich in einzelnen Phasen der im Roman erzählten Geschichte. Denn auch die anderen Bewohner des Klausners nehmen das im Radio Gehörte im Verlauf der Erzählung offensichtlich wahr, wenn das Ed auch nicht bewusst ist. Andere der Stimmen können nicht klar der äußeren Realität bzw. der inneren des Erzählers zugeordnet werden, wobei dieser wiederholt über seine Wahrnehmung reflektiert (cf. K 64–65, 346, 388). Lutz Seiler beschäftigt sich bereits in seinem Essay von 2004, „Sonntags dachte ich an Gott“, mit der Bedeutung sinnlicher Wahrnehmung für sein Schreiben. Darin erinnert er sich, wie er als Kind von dem in einem Trafohaus am Straßenrand hörbaren Geräusch angezogen wird. Der erwachsene Autor ist fasziniert von der Unfähigkeit des Kindes zu entscheiden, inwieweit es das Geräusch als ein vom Trafo erzeugtes wahrnimmt, oder ob es im eigenen Kopf entsteht. Das Summen, die elektrische Spannung und das Warnschild „Lebensgefahr! Zutritt polizeilich verboten“, das den Zutritt noch verlockender macht, wirken unwiderstehlich auf das Kind: „Für Momente stand ich wie gelähmt – gelähmt von der Lust auf Übertretung. Und andererseits: wie ruhig und klar man wurde vor dem Verbot. Durchströmt von den Aussichten, die seine Übertretung verhieß“ (SG 133). Denn die Übertretung eröffnet einen „Erzählraum“ (SG 132). Auch in *Kruso* entsteht ein solcher „Erzählraum“ als Grenzraum zwischen dem Erzähler und dem, was er akustisch, und mit anderen Sinnesorganen, wahrnimmt.

Die Nachrichtensendungen im Radio werden Teil dieses Prozesses, aber erhalten keinen übergeordneten Status aufgrund historischer Wahrheit oder Authentizität. Und Viola ist

nicht der einzige kleine Erzähler, mit dem Ed kommuniziert. Ein anderer ist ein toter Fuchs, den Ed in seiner Höhle am Strand findet und der trotz seines körperlichen Verfalls Ed auf magische Weise antwortet, wenn dieser über seinen eigenen Zustand und Ort nachdenkt. (K 236). Ein weiterer ist die Katze von Eds Freundin, die vor Eds Flucht nach Hiddensee verschwunden ist.⁷ Der Name der Katze, Marie, zusammen mit der Tatsache, dass Eds Freundin vor ihrem Tod „quer über die Gleise [...] [ging] und dann lag sie einfach so da, als repariere sie den Wagen“ (K 147) – wie die Hauptfigur in Uwe Johnsons Roman *Mutmassungen über Jakob* (1959) – lassen sich als intertextuelle Anspielungen auf Johnsons Roman lesen. Jakobs nonkonformes Verhalten in der DDR der 1950er und der Bezug auf Gesine Cresspahls Erklärung der Erinnerung als Katze – „unabhängig, unbestechlich und ungehorsam“ (Johnson 1988: 670) – gegenüber ihrer Tochter Marie in Johnsons *Jahrestage* liefern ein Vorbild literarischer Erinnerung, die im Gegensatz zu offiziellen Diskursen steht und ihre Unabhängigkeit behauptet. Der Fuchs ist ein Gegenmodell dazu. Auf einer Ebene fungiert er als Eds Berater, wobei sein physischer Zustand – er ist tot und daher eigentlich nicht in der Lage zu sprechen oder sich zu bewegen – Ed einen Raum schafft, in dem er mit sich selbst sprechen und damit über seinen traumatisierten Zustand und die Situation auf der Insel reflektieren kann. In seinem Beitrag zu Seilers *Kruso* interpretiert Michael Opitz den Fuchs als intertextuellen Bezug auf zwei Texte Franz Fühmanns, sowie auf dessen staatskonforme Rolle als offizieller Vertreter der DDR-Literatur (cf. Opitz 2014). Einer der Texte ist Fühmanns Aufsatz zu Georg Trakl, in dem der Autor seine Unterstützung des offiziellen antifaschistischen DDR-Diskurses im Rückblick als ethisches und politisches Versagen bewertet (cf. Seiler 2014 b). Im zweiten Text, Fühmanns Adaption des „Reinecke Fuchs“, ist der Fuchs ein ausgezeichneter Lügner, der die Geschichte von seiner Besserung verbreitet: Angeblich habe er sich in einen „Klausner“, d.h. einen Einsiedler, verwandelt, der eine Pilgerreise übers Meer nach Rom antreten will. Eds Gespräche mit dem Radio unterscheiden sich allerdings von seinen Gesprächen mit dem Fuchs, zum einen aufgrund der konkreten Präsenz und technischen Merkmale des Geräts und zum anderen aufgrund der quasi-dokumentarischen Funktion seiner Sendungen und deren Bedeutung für die Vergangenheit und Gegenwart der Bewohner des Klausners und nicht nur Eds.

4 Der *Deutschlandfunk* als historische Rahmenerzählung

Kruso versucht auf der Insel eine utopische Gemeinschaft zu schaffen. Sein Spitzname, seine Rolle als Anführer und die Insel als Ort stellen, ebenso wie die Ankunft des Protagonisten auf der Insel, deutliche Bezüge zu Daniel Defoes *Robinson Crusoe* (1719) her. Im Gegensatz zu der in Defoes Roman geschilderten Gemeinschaft besteht die Gruppe auf Hiddensee aus Freigeistern, Intellektuellen und Hippies, die vor politischer Unterdrückung durch den DDR-Staat und dem eingegengten Alltagsleben in der DDR geflüchtet

⁷ Michael Opitz konzentriert sich auf den Fuchs und die Katze als Erinnerungsmodelle in *Kruso*, aber erwähnt in diesem Kontext nicht die Rolle des Radios (cf. Opitz 2014).

sind. Sie haben den Klausner in einen Freiraum verwandelt, der jenseits irgendeines historischen Rahmens zu existieren scheint, und wo andere Gesetze das Miteinander, aber auch die Wahrnehmung bestimmen. Tatsächlich ist der Klausner eine Heterotopie im Sinne Michel Foucaults. Geografisch wie kulturell am Rande der DDR-Realität situiert, fungiert der Ort mit seinen Bewohnern als Zerrspiegel dieser Realität und damit der Welt des kalten Krieges. Für Foucault ist die Heterotopie, im Gegensatz zur Utopie, ein wirklicher Raum, eine tatsächlich realisierte Utopie, „in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können“ (Foucault [1967] 2006: 320). Withold Bonner hat in verschiedenen Beiträgen Anwendungsmöglichkeiten des Begriffes Heterotopie aufgezeigt (u.a. cf. Bonner 2016). In Seilers Roman präsentiert der Klausner einerseits eine sozialistische Gegenwelt zur DDR-Wirklichkeit, d.h. einen Ort, an dem die Bewohner ihre innere Freiheit finden können, aber gleichzeitig einen absurden Mikrokosmos der DDR, einschließlich ihrer der Gemeinschaft enge physische Grenzen setzenden Insellage.

Trotz ihrer scheinbaren Zeitlosigkeit liegt die Insel nicht außerhalb der Geschichte. Geschichtliches ist präsent durch die Radiosendungen, durch die sich zu Wort meldende Erinnerung des Erzählers an sein früheres Leben, die Geschichten der anderen Bewohner, und die sichtbare Anwesenheit der Tagesbesucher vom Festland wie auch die Soldaten, die die Grenze zwischen Hiddensee und der dänischen Insel Møn kontrollieren und diejenigen aufhalten, die über diese Grenze flüchten wollen. Die Tragödie der dabei ums Leben gekommenen ist in der Erzählung stets untergründig vorhanden, im durch das Radio hörbar werdenden Grundton und der Erwähnung von Opfern wie Speiche oder Krusos Schwester. Explizit angesprochen wird sie erst in „Edgars Bericht“, der dem Ende des Romans beigelegt ist und sich durch die Überschrift und den dokumentarisch-berichtenden Ton deutlich vom übrigen Text unterscheidet und in dem von subjektiven Eindrücken bestimmte Erzählpassagen mit Tagebucheinträgen Eds abwechseln. In seinem Bericht gibt Ed Auskunft über das Ergebnis seiner Nachforschungen auf einem dänischen Friedhof und dem dortigen Archiv, wo Akten von Personen gelagert sind, die bei ihrem Fluchtversuch im Meer ertrunken sind und als vermisst gelten. Ed will dadurch eine moralische Pflicht Kruso gegenüber erfüllen, der im Zerfall der Klausner-Gemeinschaft nach dem Mauerfall spurlos verschwindet, wie auch gegenüber seinem ertrunkenen Vorgänger Speiche, der ihm den Radioapparat hinterlassen hat.

Der *Deutschlandfunk* repräsentierte während des Kalten Krieges die deutsche Stimme des Westens. 1962 begann der Sender – nach längeren Auseinandersetzungen um seine Instrumentalisierung zu politischen Zwecken – neben dem Auslandssender *Deutsche Welle* als zweite Bundesrundfunkanstalt seine Arbeit. Die DDR hatte bereits in den 1950er Jahren begonnen, über ihren *Deutschlandsender* per Langwelle ins Ausland zu senden. Entsprechend richtete sich der *Deutschlandfunk* mit seinen auf Deutschland bezogenen Nachrichtensendungen und Programmen zu kulturellen Themen in deutscher Sprache in

erster Linie an Zuhörer in der DDR und osteuropäischen Ländern, was im Wortlaut der ersten Sendung am 1. Januar 1962 deutlich zum Ausdruck gebracht wurde:

Meine Hörerinnen und Hörer vor allem in der mitteldeutschen Heimat. Deutschlandfunk lautet der verpflichtende Name der Rundfunkanstalt, die in dieser Stunde zum ersten Mal ihr Programm in den Äther schickt, hinüber zu Ihnen, die Sie in Mecklenburg oder Thüringen, in Brandenburg oder im Sächsischen zu Hause sind, Deutsche sämtlich, denen es verwehrt ist, gemeinsam mit uns in Freiheit zu leben. (Capellan 2002)

In der selbst definierten Rolle als freie Stimme für diese Hörer wurden in den Wochen vor dem Mauerfall in halbstündigem Rhythmus Nachrichten gesendet, was das dramatische Tempo der Ereignisse aus Sicht der west- und ostdeutschen Öffentlichkeit und deren Repräsentation in den internationalen Medien unterstrich und in ihrer Dynamik weiter verstärkte. Das spiegeln die von Viola übertragenen Nachrichtensendungen, die Ed beim Abwasch in der Küche des Klausners hört. Die politische Funktion des *Deutschlandfunks* im Bemühen der westdeutschen Bundesregierung um die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten findet ebenfalls Ausdruck in der täglichen Ausstrahlung einer Orchesterfassung der (west)deutschen Nationalhymne am Ende der Sendezeit als ein Leitmotiv in *Kruso*. Zunächst trägt das mit zur Wahrnehmung der Stimme Violas als ein konstantes Hintergrundgeräusch im Alltagslebens im Klausner und dessen eigenem Rhythmus und Ritualen im ersten Teil des Romans bei. Nicht nur die anderen Saisonkräfte, auch Ed scheint zu diesem Zeitpunkt lediglich dem Klang statt dem Inhalt des Gehörten Aufmerksamkeit zu schenken, und auch das nur begrenzt. Das Radio „dudelt nur so, dudelt nur so“, wie es Koch-Mike sagte“ (K 111). Das ändert sich im zweiten Teil des Romans, als Bewohner des Klausners beginnen gen Westen zu verschwinden, und Ed nachts aufbleibt, um den politischen Ereignissen im Radio zu folgen.⁸ Dieser strukturelle Wandel, von der Wahrnehmung Violas als Quelle für Hintergrundgeräusch zu dem Punkt, an dem sie mehr Aufmerksamkeit erhält und ihre Übertragung von Ereignissen aus der Außenwelt zum Auseinanderbrechen der Gemeinschaft im Klausner führt, bedeutet das Ende von Krusos Traum, einen Ort der inneren Freiheit zu schaffen. So wirft Kruso in seiner Verzweiflung ein Glas gegen das Radio, um es zum Verstummen zu bringen, nachdem die meisten Mitglieder der Gruppe die Insel zu diesem Zeitpunkt bereits verlassen haben (K 367–368).

Die von Viola ausgehenden, bereits am Anfang des Romans von Ed als mysteriös wahrgenommenen Klänge erhalten in dieser Phase eine neue Relevanz für die Bewohner des Klausners. Dass sie als geheimnisvoll wahrgenommen werden, deutet auch darauf, dass die Produzenten der Sendungen und ihre Hörer sich in unterschiedlichen Realitäten befinden. Auf der Insel ist das Krusos Traum einer freien Gemeinschaft, im Hinblick auf die individuelle Wahrnehmung des Erzählers ist das verbunden mit seiner traumatischen

⁸ Selbst zu diesem Zeitpunkt schenkt Ed v.a. dem märchenhaften Ton der Sendung Aufmerksamkeit, sowie der Stimme des Sprechers, seinen eigenen Erinnerungen und wie er das Gehörte wahrnimmt – bevor er auf einem der Küchenstühle einschläft (K 346–348).

Verlusterfahrung. Wiederholte Anspielungen auf den rätselhaften Klang der westdeutschen Nationalhymne seitens Ed lassen Diskurse eines vereinten und freiheitlich-demokratischen Nationalstaats wie auch seiner Geschichte unwirklich erscheinen: „Vor Mitternacht Haydn, eigentlich schön und rätselhaft in seinem zittrigen Klang, aber dann war es wieder zu laut auf dem Flur“ (K 65). Das bezieht sich auch auf den Eintrag vom 26. September 1989; das Datum verweist auf eine Zeit, in der sich die Anzahl der über die ungarisch-österreichische Grenze flüchtenden DDR-Bürger täglich erhöht, was schließlich zur sogenannten friedlichen Revolution und der Öffnung der deutsch-deutschen Grenze im November führte.⁹ Diese Ereignisse werden in Eds Tagebucheintrag nicht explizit erwähnt. Stattdessen schreibt er: „Wie ein Märchen brachte Viola das Programm des kommenden Tages“ (K 346). Der rätselhafte Klang der Nationalhymne verweist jedoch indirekt auf die zum Mauerfall führenden Entwicklungen (und auf ältere nationale Bewegungen): „Die Nationalhymne war unsäglich schön, und wie zur Feier rief sie das Verbotene herbei, den alten sehnsuchtskranken Text von Deutschland über allem, Musik und Text schienen untrennbar zu sein“ (K 346). Obwohl der *Deutschlandfunk* die Instrumentalversion der Hymne spielt, sind der Text und seine historischen Konnotationen, bis hin zu ihrem Missbrauch seitens der Nationalsozialisten, dem Leser ebenso bewusst wie Ed. Gleichzeitig macht die Ausgrenzung des von der Hymne repräsentierte Themas nationaler Identität und politischer Einheit aus dem offiziellen DDR-Diskurs das Hören der Hymne verlockend für Ed. Dabei entsteht ein Grenzen auch ästhetisch in Frage stellender, akustischer und erzählerischer Hallraum, der an den durch das Geräusch im Trafobus entstehenden Raum in der Kindheit des Autors erinnert.¹⁰

5 Erinnerung und transgressive Historiographie

Das Radiohören im Klausner weckt Kindheitserinnerungen. Ed erinnert sich daran, wie er als Junge versucht hatte, über sein Transistorradio Kontakt mit dem *Deutschlandfunk* herzustellen. Für den Jungen verkörpert der Sender den Westen und damit eine Welt jenseits der DDR, die von seinem Alltag so weit entfernt ist, dass sie auf einem anderen Planeten liegen könnte. Um Kontakt „mit den Außerirdischen“ herzustellen, gibt das Kind seine Koordinaten an: „Hallo, hallo, hier bin ich, bitte kommen. Ich lebe auf der Erde, in Gera-Langenberg, Charlottenburgweg 24, Deutsche Demokratische Republik, könnt ihr mich hören?“ (K 346). Auch auf der Gegenwartsebene scheint der Westen aus Eds Perspektive immer noch so weit entfernt zu sein. Ed selbst zieht nicht in Erwägung, Kruso zu verlassen und dessen Traum von Freiheit aufzugeben. Auch scheint das, was im Radio über die Ereignisse berichtet wird, für Ed nicht direkt relevant zu sein. Trotzdem wecken sie in ihm eine leise, für ihn nicht erklärbare Sehnsucht. In der Erzählung wird

⁹ Am Anfang einiger der Kapitel werden Daten angegeben, die die Ereignisse im Klausner mit historischen Ereignissen in der auf das Ende der DDR hinführenden Phase verbinden, allerdings wird das nicht durchgängig gemacht. Siehe dazu die Verweise auf den 26. September (K 346) und 7. Oktober (K 349).

¹⁰ In *Kruso* reflektiert Eds Erfahrung die anderer DDR-Bürger. Zwar war der Empfang westlicher Sender in der DDR nicht rechtswidrig, so gab es doch zahlreiche Maßnahmen dagegen (cf. Dittmar 2010: 100).

dies mit dem Hören der als „unsäglich schön“ (K 346) beschriebenen Nationalhymne verbunden. Ed erinnert sich an eine Vorlesung, in der sein Dozent über die Gefühle Hoffmann von Fallersleben gesprochen hatte, der 1841 von der zu dem Zeitpunkt britischen Insel Helgoland einen sehnsüchtigen Blick auf sein Deutschland warf und von der Einheit des zerrissenen Landes träumte.¹¹ Hoffmann von Fallersleben war ein radikaler Demokrat, der in einer zutiefst unglücklichen Phase seines Lebens aufgrund der politischen Situation im Deutschland seiner Zeit ein paar glückliche Tage auf der Insel verbrachte, in der Gesellschaft anderer Liberaler, die er auf der Überfahrt kennengelernt hatte. Er machte lange, einsame Spaziergänge über die Insel und rezitierte abends Gedichte für die Gruppe von Gleichgesinnten.¹² Es gibt hier Parallelen zu Eds Inselaufenthalt. Gleichzeitig verortet dieser Bezug die von den *Deutschlandfunk*-Sendungen vermittelte Hoffnung wie auch Krusos Projekt in einen historischen Kontext, der die Realisierung des Erhofften in beiden Fällen in Frage stellt.

In dem Kapitel, das in der ersten Zeile auf den 26. September 1989 verweist, wird das Radio für Ed zum Hilfsmittel für die Sondierung seiner Vergangenheit und Gegenwart, ein Prozess, den Seamus Heaney in seiner Lyrik als „sounding out“ bezeichnet (Kearney 2006: 230), und damit eine auch für Seilers Poetik wichtige klangliche Komponente aufruft. Ed erinnert sich an den als Kind unternommenen Versuch, mit dem Radio Signale an die Außerirdischen im Westen zu senden, wobei sich die Erinnerung mit seiner gegenwärtigen Wahrnehmung vermischt, als er in der Küche des Klausners einschläft: „Am seltsamsten beim Funken: die eigene Stimme. [...] vor allem: das Fremde in ihrem Klang. [...] Es war das Geräusch des Todes – später nannte er es so“ (K 347). Das „Rauschen“, das die Radiosendungen in der Küche des Klausners begleitet, erinnert Ed an das Rauschen der Brandung (K 111) und damit auch an diejenigen, die bei ihren Fluchtversuchen von der Insel ertrunken sind. Das Wasser als Grenze steht im Gegensatz zur scheinbar grenzenlosen Weite, die sich Ed bei seinen Strandspaziergängen eröffnet. Für Ed ist das Radiohören als ein Empfangen und Senden von verschlüsselten Signalen, das in seiner Gesprächsstruktur – zwischen Monolog und Dialog – an die Gespräche mit dem Fuchs erinnert, ein Schritt aus seiner traumatischen Isolation und Passivität. Das widerspricht Brechts Verdikt, bzw. gibt ihm eine andere Bedeutung, vor allem aber wird es Ed schließlich zum Archiv in Dänemark bringen, auf den Spuren derer, die bei ihrer Flucht von Hiddensee verschwunden sind.

¹¹ Eds Dozenten zufolge hat Hoffmann von Fallersleben „(sehnsuchtskrank) auf sein zerrissenes Land geschaut“ (K 346 f.).

¹² In seinen Memoiren beschreibt von Fallersleben seine Stimmung so: „Den ersten Augenblick schien mir Helgoland wie ausgestorben, ich fühlte mich sehr verwaist. Und doch tat mir bald die Einsamkeit recht wohl: Ich freute mich, dass ich nach den unruhigen Tagen wieder einmal auch mir gehören durfte. Wenn ich denn so wandelte einsam auf der Klippe, nichts als Himmel und Meer um mich sah, da ward mir so eigen zu Muthe, ich musste dichten und wenn ich auch nicht gewollt hätte. So entstand am 26. August das Lied ‚Deutschland, Deutschland über Alles!‘“ (von Fallersleben 1840).

Nicht nur Brechts Einschätzung des Radios als monologisches Medium wird hier hinterfragt, auch seine Rolle als Stimme der historischen Wirklichkeit: sowohl durch die Gleichgültigkeit der Klausner-Genmeinschaft, als auch durch seine Wahrnehmung seitens Eds als magische Stimme und Echoraum. Das stellt eine Form von „transgressive historiography“ im Sinne Richard Todds (1995: 305) dar. Wie Eds magisch-realistische Unterhaltungen mit dem Fuchs eröffnet sein Dialog mit dem Radio unterschiedliche Wahrnehmungsstufen. Die Transgression von ‚Fakten‘ auf der Wahrnehmungsebene macht solche Grenzüberschreitungen prinzipiell auch auf anderen Ebenen möglich und gibt alternativen Geschichten und Geschichtserzählungen damit eine gleichwertige Bedeutung. Wie Richard Todd in seinem Beitrag zum magischen Realismus erklärt, wird in magisch-realistischen Texten die Grundidee analoger Entsprechung zwischen Fiktion und Realität verzerrt. Der Leser wird aufgefordert zu glauben, dass die natürliche Ordnung in der fiktionalen Welt aufgehoben werden kann, was die gegebene Ordnung außerhalb der Erzählung mit in Frage stellt.¹³ In *Kruso* ist diese Verzerrung zunächst auf Eds Erfahrung des Lebens im Klausner beschränkt, wo ein alternatives Modell einer freien Gesellschaft für begrenzte Zeit möglich scheint. Dieses Zeitfenster wird aber geschlossen, als Ed den Klausner verlässt.¹⁴ Das graduelle Verschwinden der meisten Bewohner des Klausners gen Westen deutet darauf hin, dass sie den von Viola übermittelten Radiosendungen doch zugehört haben. Damit wird der vom *Deutschlandfunk* vertretene Diskurs bestimmend im Hinblick auf den historischen Prozess, der zu einem vereinigten Deutschland 1990 führt. Eds Bericht über seine Recherchen in Dänemark am Ende des Romans verstärkt dies zumindest auf einer Ebene der Erzählung. Allerdings ersetzt dieser Diskurs nicht den kurzen Blick auf einen alternativen Geschichtsverlauf. Denn erst dieser Blick und die davon nicht zu trennende Erfahrung der Freundschaft mit Kruso führt zu Eds Versprechen, an die zu erinnern, die beim Versuch ihre Freiheit zu finden, verschwunden sind, d.h. denen eine Stimme zu geben, die in den dominanten Diskursen nicht gehört werden.¹⁵ Am Ende seiner Reise nach Dänemark wird ihm jedoch klar, dass dies nur auf einer ästhetischen Ebene erreicht werden kann, durch einen literarischen „Totentanz“ im Sinne Georg Trakls und der Moderne, die seine Erfahrung auf der Insel weiterträgt.

6 Fazit

In *Kruso* fungiert das Radio als ‚kleiner Erzähler‘, der einen spezifischen historischen Diskurs verbreitet, wobei dieser durch den beschädigten Zustand des Geräts und die Art wie die Radiosendungen rezipiert werden, hinterfragt wird. Der Zustand des Geräts macht

¹³ Cf. Todd (1995: 305).

¹⁴ „Es war nicht so, als hätte ich jemanden zurückgelassen. Es war schwerwiegender, endgültiger“ (K 454).

¹⁵ Cf. K 438 sowie Eds Hinweis auf „das dritte Verschwinden“ (K 458).

das Radio zum Symbol eines Staates, und damit auch der Grenzen dieses Staates, in einem Zustand der Auflösung.¹⁶ Es ist Teil des Klausners. Insgesamt reflektiert die Auflösung der heterotopischen Klausner-Gemeinschaft auf dieser Ebene den Zerfall der DDR und damit sowohl das Ende des kalten Krieges als auch den Traum von einer Gesellschaft, in der innere Freiheit verwirklicht werden kann. Dieser Prozess wird im Roman sinnlich fassbar gemacht durch das Auseinanderfallen des Radios Viola, den Zerfall des Klausnergebäudes und die detailliert beschriebenen Speisereste, die von den Tellern in der Küche in den Abfluss gespült werden. Viola macht diesen Auflösungsprozess noch auf einer anderen Ebene wahrnehmbar: Wie das langsam verschwindende Land DDR ist das Radio als Medium zum Zeitpunkt der Handlung auf beiden Seiten der deutschen Grenze bereits ein Anachronismus. Das Radio, eine revolutionäre Technologie zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, wurde ab den 1960er Jahren zunehmend vom Fernsehen ersetzt und endete oft in den Küchen, wo es das Hintergrundgeräusch für die Aktivitäten des Alltags schaffte (cf. Rademacher 1976, 20; Riedel 1999: 294). Dass es in der DDR bis in die 1980er Jahre noch eine gewisse politische Bedeutung hatte, da es den Hörern Zugang zu westlichen Sendern gab, ist in diesem Kontext zu sehen (cf. Riedel 1976, 289).

Viola, und Eds Wahrnehmung ihrer Stimme in *Kruso*, nimmt daher auch Bezug auf die Historizität des Mediums als Stimme von der anderen Seite der Mauer und auf das Radio als Anachronismus. Denn die Rätselhaftigkeit der Klänge, über die Ed bei seinem nächtlichen Radiohören nachdenkt, erinnern an die Art und Weise, in der das Radio als neues Medium von Hörern in den 1920er Jahren wahrgenommen wurde. So beschrieb Yvan Goll das Hören körperloser Stimmen – „Stimmen aus dem Äther“ – 1929 als „unerhörtes Ereignis“ (Dammann 2005: 18). Die Technologie hatte den Körper ersetzt und gab dem, was im Radio gehört werden konnte, damit eine fast göttliche oder magische Dimension, die bisher geltende Grenzen der Wahrnehmung und Kommunikation aufhob. Im Hinblick auf die Erzähler-Hauptfigur Ed, durch deren Augen und Ohren der Leser das Geschehen im Roman wahrnimmt, wird das Radiohören, bzw. das ‚Gespräch‘ mit Viola zur Möglichkeit, sich mit seiner Vergangenheit und Gegenwart auseinanderzusetzen, auch im Sinne einer ästhetischen Selbstverortung, in dem durch das Hören geschaffenen Erzählraum.

Literatur

Bonner, Withold 2016: „Von Utopie zu Dystopie. Eisenbahnreisen in der Sowjetunion in Texten aus der DDR“, in: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 7.2 (2016): 55–72.

¹⁶ So hört Eds Vater während des Urlaubs mit Familie auf Rügen 1973 in einem Transistorradio von Ulbrichts Tod (K 371 f.). Niedrige „frequenzen“ verschwindender Dörfer und ihrer Bewohner werden bereits in Seilers frühem Gedicht „doch gut war“ evoziert (Seiler 2000: 32).

- Brecht, Bertolt 1992: „Der Rundfunk als Kommunikationsapparat“ (1932/33), in: ders. *Werke: Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe*, Berlin / Weimar / Frankfurt a. M.: Aufbau / Suhrkamp, 1988–2000, xxi: *Schriften 1* (1992), 552–557.
- Capellan, Frank 2002: „Geschichte aktuell. Vor vierzig Jahren: Geburtsstunde des Deutschlandfunk [sic!]“, in: *Deutschlandfunk*, 01.01.2002, im Internet unter http://www.deutschlandfunk.de/geschichte-aktuell.724.de.html?dram:article_id=97311 [10.02.2017].
- Dammann, Clas 2005: *Stimme aus dem Äther – Fenster zur Welt: Die Anfänge von Rundfunk und Fernsehen in Deutschland*, Köln u.a.: Böhlau.
- Dittmar, Claudia 2010: *Feindliches Fernsehen: Das DDR-Fernsehen und seine Strategien im Umgang mit dem westdeutschen Fernsehen*, Bielefeld: transcript.
- Egger, Sabine 2015: “‘The East’ as a Transit Space in the New Europe?”, in: *German Life & Letters*, 68.2 (2015): 245–267.
- von Fallersleben, Hoffmann (1840) o.J.: „Wenn ich dann so einsam wandelte...“, in: *Fallersleben-Archiv*, im Internet unter <http://www.von-fallersleben.de/die-unpolitischen-lieder/wenn-ich-dann-so-einsam-wandelte> [17.02.17].
- Foucault, Michel 1967/2006: „Von anderen Räumen“, in: Jörg Dünne & Stephan Günzel (eds.) 2006: *Raumtheorie: Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 317–329.
- Geist, Peter 2001: „„überdunkeltes atmen durch die umzäunung“: Über die Lyrik Lutz Seilers und ihre Wahrnehmung in der Literaturkritik“, in: *die horen*, 46.3 (2001): 163–180.
- Genette, Gérard 1980: *Narrative Discourse: An Essay in Method*, übers. v. Jane E. Lewin. Ithaka / New York: Cornell University Press.
- Johnson, Uwe 1988: *Jahrestage: Aus dem Leben von Gesine Cresspahl*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kearney, Richard 2006: “Heaney and Homecoming”, in: ders. (ed.) 2006: *Navigations: Collected Irish Essays, 1976–2006*, New York: Syracuse University Press, 216–236.
- Opitz, Michael 2014: „Lutz Seiler: Im Vorhof des Verschwindens. Der Lyriker und Romancier“, in: *Deutschlandradio Kultur*, 05.09.2014.
- o.V., o.J.: „Radio“, in: *Museum für Kommunikation Frankfurt*, im Internet unter: <http://www.mfk-frankfurt.de/dauerausstellung-radio> [07.07.2016].
- Rademacher, Gerhard 1976: *Technik und industrielle Arbeitswelt in der deutschen Lyrik des 19. und 20. Jahrhunderts: Versuch einer Bestandsaufnahme*, Bern u. a.: Lang.
- Riedel, Heide 1999: *Lieber Rundfunk ... :75 Jahre Hörergeschichten*, Berlin: Vistas.
- Rusch, Claudia 2003: *Meine freie deutsche Jugend*, Frankfurt a. M.: Fischer.
- Seiler, Lutz 2000: *pech & blende*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Seiler, Lutz 2004: „Sonntags dachte ich an Gott“, in: ders. 2004: *Sonntags dachte ich an Gott: Aufsätze*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 132–147.
- Seiler, Lutz 2014a: *Kruso*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Seiler, Lutz 2014b: „Der Herbst des Einsamen“, in: *Süddeutsche Zeitung*, 2 November 2014, im Internet unter: <http://www.sueddeutsche.de/kultur/deutsche-literatur-der-herbst-des-einsamen-1.2198149> [07.07.2016].
- Todd, Richard 1995: “Narrative Trickery and Performative Historiography: Fictional Representation of National Identity in Graham Swift, Peter Carey & Mordechai Richler”, in: Louis Parkinson Zamora & Wendy F. Faris (eds.) 1995: *Magical Realism: Theory, History, Community*, Durham, NC: Duke University Press, 305–328.

Berlin, Helsinki, Kaunas. Dynamische urbane Topographien der modernen Dichtung

Rūta Eidukevičienė (Universität Kaunas, Litauen)

1 Einleitung

Kaunas als provisorische Hauptstadt Litauens hat sehr lange den Mythos einer genuin litauischen Stadt gepflegt; Vilnius durfte sich als multikulturell und mehrsprachig sehen, Kaunas blieb dagegen im lokalen Selbstbewusstsein ‚litauisch‘. In den letzten Jahren scheint aber ein deutlicher Wandel der Selbstwahrnehmung stattzufinden, was nicht zuletzt mit der Aufwertung des multikulturellen Erbes, der Verleihung des Europäischen Kulturerbe-Siegels für die moderne Architektur der Zwischenkriegszeit im Jahr 2015 und der Bewerbung um den Titel der europäischen Kulturhauptstadt 2022 zusammenhängt. Um diese Selbstverwandlung erfolgreich zu vollziehen, benötigt die Stadt neue Ereignis-, Raum- und Heldenmythen (cf. Hein-Kircher 2006: 407–424). So werden z.B. neue touristische Routen entwickelt, bei denen nicht mehr die mono-ethnischen Erinnerungsorte, so etwa das Vytautas-Denkmal, sondern das internationale diplomatische Kaunas der Zwischenkriegszeit im Zentrum stehen. Auch im literarischen Bereich sind Transformationen vom nationalen zum europäischen Literaturdiskurs zu beobachten – gefeiert werden diejenigen Autoren, die in den europäischen transkulturellen Diskurs passen, so etwa die mobilen Avantgarde-Dichter der 1920er Jahre (Kazys Binkis, Juozas Tysliava, etc.) oder die heutigen im Ausland lebenden und als kosmopolitisch-urban geltenden litauischen Autoren und Autorinnen (Valdas Papievis, Zita Čepaitė, etc.). Neu entdeckt werden auch all die Fremden, die vorübergehend in Kaunas lebten und der Stadt durch ihren literarischen Ruhm das Image einer modernen europäischen Stadt verschafft haben: Nicht umsonst nehmen heute manche alternativen Stadtführungen ihren Anfang vor dem Haus, in dem sich in der Zwischenkriegszeit das schwedische Konsulat befand und in dem der junge finnlandswedische Dichter Henry Parland (1908–1930) arbeitete. Damals wie heute erleben wir in der zweitgrößten Stadt Litauens einen Konkurrenzkampf zwischen dem Bewusstsein der lokalen Provinzialität und dem Wunsch, modern, urban, offen und somit ‚europäisch‘ zu wirken.

2 Dynamische urbane Topographien in der litauischen und finnland-schwedischen Literatur

Im Hinblick auf die wissenschaftlichen komparatistischen Interessen von Withold Bonner begab ich mich auf die Suche nach Autoren mit deutsch-finnisch-litauischem Bezug und bin dabei in der Bibliothek der Vytautas Magnus Universität auf ein schmales Büch-

lein mit dem Titel *Sechs Finnen* gestoßen. Das Büchlein ist im Jahr 1938 in Kaunas erschienen und beinhaltet Texte von Henry Parland, Toivo Pekkanen, Pentti Haanpää, Heikki Toppila, Mika Waltari und Unto Seppänen. Beachtenswert ist dabei das vom Herausgeber Jonas Šimkus verfasste Vorwort, das die damaligen Kulturbeziehungen zwischen Litauen und Finnland thematisiert und ein paar interessante Bemerkungen zur Entstehung der Sammlung und zur Auswahl der Texte macht. So wird im Vorwort darauf hingewiesen, dass nach 20 Jahren Unabhängigkeit die litauischen Intellektuellen nicht nur europäische Großstädte, so etwa Berlin oder Paris, sondern auch den finnischen Norden für sich entdeckt haben. Der Herausgeber betont die Notwendigkeit, die finnische Kultur besser kennenzulernen, und äußert zugleich das Bedauern, dass es in Litauen so wenige Kenner des Finnischen gibt, so dass für die Litauer auch die Schätze der jüngsten finnischen Kultur unzugänglich bleiben müssen (cf. Šimkus 1938: 5f). Der Herausgeber sieht für das litauische Publikum nur eine Chance, der finnischen Literatur näher zu kommen, nämlich die indirekten Übersetzungen zu Hilfe zu ziehen. Šimkus gibt an, das ganze Material für das Büchlein von Ragnar Öller, dem litauischen Generalkonsul in Helsinki, erhalten zu haben. Alle Texte wurden zunächst von Max Mehlem ins Deutsche übersetzt und mit biographischen Kommentaren versehen, später aus dem Deutschen ins Litauische übertragen (ibid.). Begleitende Informationen zur finnischen Literaturgeschichte habe der Herausgeber einem deutschsprachigen Überblicksartikel von Lauri Viljanen entnommen, der in der deutschsprachigen *Finnischen Handelsrundschau* (1938, Nr. 3) erschienen war. In diesem Zusammenhang kann Bezug auf einen Aufsatz von Martin Ringmar genommen werden, in dem er über den peripheren Status mancher Sprachen, z.B. des Finnischen, und die damit verbundene Rolle von indirekten Übersetzungen spricht (cf. Ringmar 2008: 166). Umgekehrt korreliere, so Ringmar, die Rolle als Mittlersprache, in diesem Fall Deutsch, mit hoher Zentralität. Die Unterscheidung zentral vs. peripher impliziere, dass die Peripherien über das Zentrum kommunizieren, so etwa durch indirekte Übersetzungen (cf. ibid.).

Nicht weniger interessant ist der Kommentar des Herausgebers von *Sechs Finnen* zu seiner Entscheidung, auch die Texte von Parland in seine Sammlung aufzunehmen: Parlands Leistungen für die finnlandschwedische Literatur seien, so der Herausgeber, gering, aber er verdiene es trotzdem, dem litauischen Publikum mit seinen Texten vorgestellt zu werden, weil er ein paar Jahre in Kaunas gelebt habe und enge Beziehungen zu zeitgenössischen litauischen Autoren pflegte (cf. Šimkus 1938: 6). Dies sei für Parland nur deswegen möglich gewesen, weil er Schwedisch und Deutsch gesprochen habe: Nur so habe er seine Gedanken und seine Kommentare zur modernen Kunst dem litauischen Publikum näherbringen können (cf. ibid.: 19). Zum Beispiel habe Parland während seines kurzen Aufenthalts in Kaunas auch deutschsprachige Aufsätze zur skandinavischen Literatur verfasst, die von seinen litauischen Kollegen Alfonsas Šešplaukis-Tyruolis und Bronys Raila aus dem Deutschen ins Litauische übersetzt und in der litauischen Kulturpresse veröffentlicht wurden (*Židinys*, 1929, Nr. 7; *Naujas žodis*, 1930, Nr. 3; *Vairas*, 1930, Nr. 5 und

Nr. 6; *Trečias frontas*, 1931, Nr. 4). Dass die deutsche Sprache einen Schlüssel zur Integration Parlands in Kaunas darstellte, beweisen einige Erinnerungen seiner litauischen Kollegen. Bronys Raila erinnert sich an die erste Begegnung mit Parland folgendermaßen: Parland wollte sich mit ihm auf Russisch unterhalten, aber Raila habe eine große Abneigung gegen slawische Sprachen gehegt, deswegen habe er mit Parland nur Deutsch gesprochen (cf. Raila 2004: 128). „Er hatte mich gemocht, vielleicht, weil wir beide gut Deutsch konnten, außerdem hatten wir ähnliche Interessen und einen ähnlichen Geschmack“, so Raila (ibid.: 129).

Die bereits erwähnte Unterscheidung zentral vs. peripher kann sich nicht nur für die Analyse der translatorischen Entscheidungen, sondern auch für die Analyse mancher literarischer Themenkomplexe als produktiv erweisen. Dieter Ingenschay hat darauf hingewiesen, dass „das Konzept des ‚peripheren Blicks‘ [...] sich für die Untersuchung der literarischen Stadtaneignung als fruchtbar erweist“, und skizzierte eine systematische Typologie des ‚peripheren Blicks‘ (cf. Ingenschay 2000: 9). Für die weitere Erläuterung literarischer Berlin-, Helsinki- und Kaunas-Bilder ist vor allem der erste von Ingenschay genannte Typ des ‚peripheren Blicks‘ ausschlaggebend, nämlich die Entwicklung einer spezifischen Sichtweise auf die Stadt, in der das Sujet durch den Beobachter „mit frischem Blick“ (ibid.) eingeführt wird.

So soll im Folgenden die Wahrnehmung der Stadt bzw. ihrer Topographie aus der Perspektive eines Fremden mit „frischem Blick“ näher erläutert werden. Um solche Bezüge, wie litauisch-deutsche oder litauisch-finnische, aufzuzeigen, wurden drei Städte, nämlich Berlin, Helsinki und Kaunas, sowie zwei Autoren – der bereits erwähnte Henry Parland und sein litauischer Zeitgenosse Juozas Tysliava – gewählt. Beide Dichter haben um dieselbe Zeit geschrieben, beide haben nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch in der Fremde gewirkt, beide standen literarischen Avantgarde-Bewegungen nahe, beide haben den urbanen Geist gepriesen, auch in ihrer Ausdrucksweise ähneln sich die beiden stark. Sie haben sich wahrscheinlich nie persönlich getroffen, weil Tysliava in der Zeit des kurzen Litauen-Aufenthalts von Parland in Paris lebte; sie hatten aber in Kaunas viele gemeinsame Bekannte und verkehrten in denselben Bohème-Kreisen. Selten nennen sie in ihren Gedichten die Städte beim Namen, so hat z.B. Tysliava, der zahlreiche europäische Länder bereiste, nur drei konkreten Städten Gedichte gewidmet, nämlich Paris, Berlin und Helsinki. Wenn man die Texte von Tysliava und Parland zusammen analysiert, werden zwei urbane Existenzformen und Wahrnehmungsperspektiven deutlich: Tysliava bewegt sich *von einer Stadt zur anderen* und erweitert interne Stadtopographien um weite Landschaften, Parland dagegen beschränkt sich stärker auf die Bewegung *innerhalb eines* urbanen Raums bzw. auf interne Stadtopographien samt allen dazugehörigen Elementen.

Zu erwähnen sind an dieser Stelle zahlreiche Parallelen zwischen der litauischen und der schwedischsprachigen Avantgarde-Dichtung Finnlands: 1922 wird in Finnland die Zeitschrift *Ultra* gegründet und in Litauen erscheint im selben Jahr die erste Nummer der

literarischen Zeitschrift *Vier Winde*, Ähnlichkeiten bestehen auch zwischen den *Vier Winden* (1924-1928) und *Quesego* (1928-1929).¹ Die Hinwendung zur avantgardistischen Kunst bestimmt den Aufstieg der modernen litauischen und finnischen Dichtung, indem das natürlich Provinzielle um eine neue urbane Dynamik ergänzt wird. Die Voraussetzungen waren jedoch unterschiedlich: Vilnius, die historische Hauptstadt Litauens, war damals von Polen besetzt und von Litauen getrennt, Kaunas befand sich trotz seines Status als provisorische Hauptstadt in einer tiefen Peripherie, während Helsinki in vielerlei Hinsicht, z.B. was das Theater- und Kinoleben betrifft, schon damals den europäischen Metropolen viel näherstand.

3 Dynamische urbane Topographien bei Juozas Tysliava

Was eine ‚richtige‘ Großstadt ist und wie sie zum literarischen Motiv werden kann, haben litauische Autoren nicht in der Heimat, sondern erst in europäischen Metropolen erfahren. Einige von ihnen, wie z.B. Tysliava, gingen nach Frankreich; sehr viele, so z.B. Binkis, studierten in Berlin. Berlin, das in der damaligen litauischen Dichtung besonders häufig erwähnt wird, erfüllte eine doppelte Funktion: Einerseits ermöglichte es einen unmittelbaren Kontakt mit Technik und Urbanität, andererseits machte es die Provinzialität der eigenen Heimat sichtbar. Es ist verständlich, dass Berlin die aus dem stark agrarisch geprägten, vom großen Weltgeschehen weit entfernten Litauen stammenden jungen Dichter in den 1920er und Anfang der 1930er Jahren leicht begeistern konnte (cf. Bajarūnienė 2008: 11). Die jugendliche Begeisterung und der fehlende kritische Blick bestätigen die Tatsache, dass die „Lesbarkeit“ einer fremden Stadt problematisch ist (cf. Ingenschay 2000: 8). Während die über Berlin schreibenden deutschen Intellektuellen (z.B. Alfred Döblin) die Vorahnungen des Nationalsozialismus und soziale Missstände zur Sprache brachten, ließen sich die jungen Litauer von technischen Errungenschaften, urbanem Lebenstempo und der reichen Kulturszene beeindrucken.

Die aus Berlin zurückgekehrten und von Urbanität schwärmenden Autoren erlebten Kaunas in besonderem Maße als Ausbund an Provinzialität. Kaunas blieb ziemlich lange eine ehemalige Garnisons- bzw. Provinzstadt; die Bürgersteige der Hauptstraße waren aus Holz, die Häuser nicht mehr als zwei Stockwerke hoch (cf. Zürcher 1998: 95). Es fehlte in Litauen nicht nur an urbanem Geist, sondern auch an einer städtischen Sprache: „In Litauen gab es noch keinen realen Urbanismus, eine städtische Redeweise bildete sich erst heraus, daher musste sich die zur städtischen Zivilisation neigende Literatur mehr oder weniger mit dem Standard der Zeitungssprache zufrieden geben“, so der litauische Literaturkritiker Vytautas Kubilius (2002: 42). Erst einige Jahre später kündigten sich die

¹ Die Parallelen zwischen finnischen bzw. finnlandschwedischen und litauischen Avantgarde-Bewegungen sowie zahlreiche relevante Kulturkontexte des Schaffens von Henry Parland werden von Gintarė Vaitonytė in der im Frühling 2017 an der Vytautas Magnus Universität in Kaunas verteidigten Dissertation ausführlich erläutert: Gintarė Vaitonytė (2017): *Henrio Parlando kūryba: Helsinkio ir Kauno kodai*. Kaunas: VDU leidykla.

ersten Zeichen der Modernisierung sowohl im sozialen als auch im kulturellen Bereich an; bis zu dieser Zeit mussten die sich zur ästhetischen Faszination der Großstadt samt ihrem rasenden Verkehr und bunten Nachtleben bekennenden Autoren andere Großstädte besingen.

Die von litauischen Dichtern verfassten Paris-, Berlin- oder Helsinki-Texte können m.E. jedoch nicht als explizite Großstadt-Dichtungen, sondern als poetische Grenzgänge zwischen Metropole und Provinz, Stadt- und Naturraum bewertet werden. Im Hinblick auf das Metropole-Provinz-Verhältnis ist das Gedicht „In Berlin“ (1924) von Tysliava beachtenswert, weil es nicht die Stadt selbst, sondern eben das Verhältnis zwischen der Stadt und einem fremden Betrachter ins Zentrum des Interesses rückt. Der übliche Zeitverlauf verliert im urbanen Raum an Bedeutung, wie in einem surrealen Bild verschmelzen hier Zeit und Raum in eins:

Mein Uhrzeiger erzählte
Vom Rhein
bis zu den Lichtern von Berlin
ein wortloses Märchen.²
(Tysliava 1967: 137)

Hier wird ein wichtiges Motiv sichtbar: Fast immer werden in den Großstadttexten von Tysliava reale oder – wie in diesem Fall – imaginäre Gewässer fixiert, die der urbanen Topographie Dynamik verleihen sollen. Zugleich wird durch die Erwähnung der Flüsse der eigentliche urbane Raum erweitert. Tysliava spricht sehr häufig von verschiedenen Gewässern, in diesem Fall erwähnt das lyrische Ich den weit entfernt gelegenen Rhein, obwohl es durch die Straßen von Berlin streift. Bediente man sich der Begrifflichkeit von Barbara Piatti, so sollte man in diesem Fall von einem synthetisierten literarischen Raum sprechen, bei dem zwei Räume ineinander geblendet werden (cf. Piatti 2008: 145). Im Gedicht entsteht ein bewegtes Bild einer Metropole, die das lyrische Ich aus der europäischen Peripherie zu entdecken sucht und dabei Schritt für Schritt eine genaue Topographie zeichnet:

Der Tag ist nüchtern geworden,
Der Himmel hat wieder die Augen geöffnet –
Eins, zwei, drei
Und meine Schuhe –
In den Boulevards von Berlin ...
(Ibid.)

Auf den ersten Blick wird hier der Eindruck vermittelt, dass das lyrische Ich seine Erfahrungen in einer europäischen Metropole darstellt (Berliner Tiergarten, Siegessäule, Brandenburger Tor, Unter den Linden, etc.), aber es wird bald klar, dass der Dichter hier die

² Hier und weiter übersetzt von der Verfasserin des Artikels.

Gefühlswelt eines Bewohners der Provinz betont, der sich durch seinen kulturellen Hintergrund von der großstädtischen Welt unterscheidet, und der sich gegen die Kulturdominanz der Metropolen wehrt (cf. Zürcher 1998: 96). Er beherrscht die Aneignung des kulturell Fernen und versteht, das Großstädtische auf gewissem Abstand zu halten. Das lyrische Ich ist auch in der Großstadt durchaus seiner selbst bewusst: „Alle Zweifel sind mit einer U-Bahn weggefahren, / Alle Zweifel haben mich verlassen“ (Tysliava 1967: 137). Es weiß, dass es kulturell und geschichtlich von weither kommt. Dem lyrischen Ich ist sogar eine Art Arroganz eigen:

Meine Beine
Wie Flügel!
Wenn ich fliege –
Beben Ozeane,
Wenn ich stehe –
Rauchen die Schornsteine,
Und zwischen meinen Beinen
Singen Bismarcks Kinder
,Deutschland über alles‘.
Verbeuge dich vor mir,
Du, Brandenburger Tor!
Monumente,
Hüte ab!
Unten der [sic!] Linden gehe ich –
Der Letzte aus dem Pruzzenstamm!
(Ibid.)

Dass Tysliava Modernität und Urbanität nicht nur mit west- oder mitteleuropäischen Großstädten assoziiert, beweist ein kleiner Gedichtzyklus mit dem Titel *Finnland*. Inwiefern der Dichter sich dem europäischen Norden verbunden fühlte, dazu fehlen noch tiefgehende Untersuchungen. Die anderen litauischen Autoren der Zwischenkriegszeit, so z.B. Ignas Šeinius oder Jurgis Savickis, sind vor allem durch ihre diplomatische Tätigkeit mit skandinavischen Ländern in Berührung gekommen; Tysliava dagegen hat Finnland nur für kurze Zeit auf Einladung der finnischen Dichterin Elli Permanto besucht. Er hat Finnland drei Gedichte gewidmet, die in der literarischen Zeitschrift *Baras* im Jahr 1925 (Nr. 9 und 10) veröffentlicht wurden. Eines der Gedichte heißt „Der Wind von Helsinki“:

Der Wind von Helsinki hat ein Lied gesät,
Der Wind von Helsinki – weiter, weiter.
Parkanlagen – Granit, Fjorde – Alleen,
Der Wind von Helsinki – weiter, weiter.

Der Wind von Helsinki – fliegendes Land,
Der Wind von Helsinki – das Lied von *puukko*.
Von der Dämmerung begleitet,
Empfangen vom brennenden Tag.

Der Wind von Helsinki, wenn du lieb gewonnen
Den Sohn von Nemunas, dann bringe ihn fort.
Der Wind von Helsinki, der Wind von Helsinki,
Fliegen wir Richtung Norden, fliegen wir in die Ferne!
(Tysliava 1967: 187)

Indem der Dichter das Lied des Windes von Helsinki mit *puukko* vergleicht, betont er den stürmischen, rauen, eisigen Charakter des Windes. Der Begriff *puukko* (dt. Finndolch; auch: Fahrten- oder Schnitzmesser) entstammt dem ländlichen Bereich, wird aber in ein urbanes Bild eingeführt, wobei diese Kombination von Natur- und Stadtelementen in weiteren Versen direkt zum Ausdruck kommt: „Parkanlagen – Granitsteine, Fjorde – Alleen“. Es handelt sich in diesem Gedicht um eine maritime nordische Stadtlandschaft, aber nicht unähnlich dem Berlin-Gedicht wird der Blick auf weitere Landschaften, ja sogar auf den litauischen Fluss Nemunas erweitert, und somit die eigene Identität des Beobachters sichtbar gemacht. Ein weiteres Gedicht aus dem Zyklus „Finnland“ trägt sogar in seinem Titel das Wort „puukko“:

Puukko, puukko – Savonlinna,
Puukko, puukko – ein Zug
Hat meine Flügel geöffnet,
Kein Teufel kann mich einholen.
[...]
Ymatra hat seine Mitra verloren.
Puukko, puukko – ein Zug...
Auf finnischem Boden – Granitsteine,
Auf finnischem Boden – ein Litauer.
[...]
Hey, Richtung Norden, puukko aus Stahl!
Puukko, puukko – ein Zug...
Überall, wohin sich puukko drehte –
Finnland und ein Litauer.
(Tysliava 1967: 186)

So wie im ersten besprochenen Gedicht bleiben hier solche Motive wie Granitstein, Wind und Reise erhalten, dazu kommt ein weiteres von Tysliava besonders geliebtes Symbol der Zivilisation – der Zug; genannt werden zwei finnische Städte: Imatra und Savonlinna. Bei der Erwähnung von „Ymatra“ scheint es sich um ein avantgardistisches phonetisches Wortspiel zu handeln, auch das Motiv der Mitra ist nicht so einfach zu erklären: Naheliegender ist hier jedoch die Annahme, dass neben der phonetischen Seite „der Verlust von Mitra“ auf die Abwertung der traditionellen religiösen Werte in der avantgardistischen Moderne hindeuten soll. Gegenüber historischen Überresten – der Burg von Savonlinna – fühlt sich das lyrische Ich durch die Zivilisation (Zug) von jeglichen Lasten der Geschichte befreit. Auf seiner Reise kann es von keinem eingeholt werden, es neigt zu Hyperbeln, übertreibt, preist sich selbst und die Umgebung: „Auf finnischem Boden – ein Litauer“ (vgl. dazu das Gedicht „In Berlin“: „Eins, zwei, drei / Und meine Schuhe – / In den Boulevards von Berlin ...“).

Viele Wiederholungen und fremdsprachige Ausdrücke, z.B. „puukko“, „Suomi“, „Suomi puukko“, machen dieses Gedicht zu einem Klanggedicht. Ähnlich wie die anderen Autoren um die avantgardistische Zeitschrift *Vier Winde* versucht Tysliava, die poetische Sprache von traditionellen Zwängen zu befreien und der gesprochenen Sprache möglichst näherzubringen (cf. Striogaite 1998: 46). In dieser sich auflösenden, sich ständig in Bewegung befindenden Welt, so wie sie in beiden Finnland-Gedichten präsentiert wird, verlieren nicht nur natürliche und urbane, sondern auch morphologische und syntaktische Formen ihre konventionellen Bedeutungen.

Tysliava hat einige Jahre in Kaunas gelebt, aber diese Stadt kommt in seinen Gedichten selten vor; wenn schon, dann werden nur die Gewässer von Kaunas, vor allem der Nemunas, namentlich erwähnt. Man kann annehmen, dass Kaunas für Tysliava viel zu wenig Modernität bzw. moderner Mobilität bot: Die Stadt schien für ihn immer noch viel zu klein, viel zu langsam, viel zu still zu sein – sogar Helsinki mit seinen etwa 200 Tausend Einwohnern und dem verkehrsreichen Hafen hatte da viel mehr zu bieten.

4 Dynamische urbane Topographien bei Henry Parland

Einen ähnlichen Eindruck von Kaunas soll auch Parland bekommen haben, als er 1929 von seinen Eltern zu seinem Onkel Vasilij Sesemann nach Litauen geschickt wurde (von seiner anfänglichen Enttäuschung zeugen zahlreiche in Kaunas verfasste, an die Familie und Freunde in Finnland adressierte Briefe, vgl. dazu die 2007 von Agneta Rahikainen herausgegebene Briefsammlung Henry Parlands). In dem Roman *Zerbrochen* (1932; Litauisch 2011), der nach Meinung mancher litauischer Kritiker als der einzige in Kaunas verfasste moderne Roman gelten kann, spricht Parland vermutlich von Kaunas als einer „kleinen Stadt im Ausland“ (Parland 2007: 137), aber sein Verhältnis zu dieser Stadt scheint an vielen Stellen sogar intimer als bei einheimischen Dichtern zu sein. Bald wird der junge Finne von seinem Onkel in die Künstlerkreise von Kaunas eingeführt, sodass der Plan seiner Familie, ihn vor dem schädlichen Einfluss der Bohème zu schützen, scheitern musste. Parland gesellte sich zu den optimistisch gestimmten Kaunassern, die bereits einen Eindruck von europäischen Metropolen gewonnen hatten und glaubten, dass von der Maschinenzivilisation frische Impulse ausgingen, deren Phantasie von Kino und Reklame angeregt wurde, die ähnlich wie er in einem zur Poesie werdenden Geschwindigkeitsrausch lebten (vgl. dazu Parlands Essays „Autobusse“ oder „Motorcyklen“, 1929). Die finnische Literaturwissenschaftlerin Sanna Nyquist bemerkt in einem Artikel, dass die in Kaunas verfassten Texte von Parland den Zusammenstoß von mehrsprachigen kulturellen Einflüssen markieren und dass der Aufenthalt in Kaunas einen besonderen Einfluss auf die Entwicklung des Dichters ausgeübt haben soll: „Die in Kaunas verbrachte Zeit ermöglichte Parland eine thematische Bereicherung und eine Tiefe, die er höchstwahrscheinlich nie erreicht hätte, wäre er in Helsinki geblieben“ (Nyqvist 2005: 64). Die

zeitgenössische litauische Kulturpresse feierte „den seltenen Gast“, dem eine Art Vermittlerrolle zwischen der schwedischsprachigen modernen Dichtung Finnlands und der litauischen Avantgarde-Dichtung zugesprochen wurde (cf. *Naujasis žodis*, 1930, Nr. 3: 70).

Die besonderen Reize und die grellen Erscheinungen der bewegten Epoche lassen sich für Parland sowohl in Helsinki als auch in den Straßen von Kaunas spüren, hier jedoch stärker geprägt durch den multikulturellen kosmopolitischen Charakter der Stadt. Gintarė Vaitonytė bemerkt, dass die in Kaunas verfassten Gedichte sich von früheren Texten Parlands unterscheiden und einen anderen Subjekttypus aufweisen: In den Gedichten geschehe eine Transformation vom philosophisch reflektierenden (vgl. die erste, in Helsinki erschienene Gedichtsammlung *Idealrealisation*, 1929) zu einem seine Umgebung wahrnehmenden, kosmopolitisch gestimmten lyrischen Subjekt in den posthum veröffentlichten Texten (cf. Vaitonytė 2017: 59f). In den Helsinki-Gedichten werden die städtische Lebensweise (die Restaurants „Gambrini“ und „Kämp“, Einkaufspassagen etc.) und die technischen Errungenschaften (Telefon, Züge, Bahnhöfe, Autos, Straßenbahnen, etc.) betont, wobei es sich vor allem um eine neue städtische Dynamik handelt: „[...] das Auto fährt vorbei, / und die Bäume neigen / gleichgültig / ihre Äste nach ihm“ (Parland 1929: 31) oder „[...] der Zug! / Ich verstehe ihn überhaupt nicht, / aber ich liebe ihn!“ (Parland 1964: 75; ins Deutsche übersetzt von R.E.).

In Kaunas angekommen und sich langsam in der Stadt bewegend, fixiert Parland seltener die zivilisatorischen Neuigkeiten, als vielmehr das kosmopolitisch multikulturelle Dasein und die besondere städtische Stimmung. Meistens nimmt das Subjekt die einzelnen Elemente des Urbanen aus unmittelbarer Nähe wahr, so etwa das „Grab des unbekannten / Soldaten in Kowno, / eingepfercht zwischen Juden Deutschen Litauern / wiederum Juden“ (Parland 2004: 60; aus dem Litauischen ins Deutsche übersetzt von R.E.), manchmal jedoch blickt er auf die Stadt mit gewisser Distanz und skizziert den gesamten urbanen Eindruck, so heißt es z.B. in einem Prosagedicht: „Ich steige hinunter in die Stadt. [...] Ich steige die Treppe hinunter. Unter meinen Füßen leuchtet die ferne bleiche Stadt. Sie schafft es nicht, ein leuchtender Strahl zu werden, und ähnelt einem bleichen Himmel mit Sternen.“ (Parland 2004: 119; aus dem Litauischen ins Deutsche übersetzt von R.E.).

Kaunas wird in der Dichtung von Parland als vitaler Frühlingsraum gezeichnet, nicht umsonst heißt die 2004 in Kaunas erschienene Sammlung seiner von Petras Palilionis ins Litauische übersetzten Texte *Frühling in Kaunas*. Ähnlich wie in den Gedichten von Tysliava legt der städtische Raum auch bei Parland Gegensätze offen: „Dreck und Pfützen von Sonnenschein“. Ein zentrales Element der Kaunasser Topographie sind die Flüsse: Sie spielen eine immense Rolle für die innere Topographie der Stadt Kaunas – dies gilt sowohl für die reale als auch für die literarisierte Stadtlandschaft, so etwa im folgenden Gedicht:

Frühling in Kaunas
 Dreck
 und Pfützen von Sonnenschein
 über die Straßenecken verstreut.
 [...]
 Der Njemen treibt die Eisschollen vor sich her
 wie eine Schar gemästeter Gänse.
 Sie watscheln trüg weiter
 und schnattern laut
 wenn die Brücken sie aufschrecken wollen
 mit ihrer Charakterstärke.
 (Parland 2004: 85; aus dem Schwedischen ins Deutsche übersetzt von Klaus-Jürgen Liedtke)

Die Stadt und der Fluss werden im Gedicht namentlich erwähnt, wobei auch der Status der Hauptstadt, ihre Besonderheit und Kraft durch die „Charakterstärke“ ihrer Brücken spürbar gemacht werden. Die natürliche Vitalität des Flusses stößt hier symbolisch auf die urbane Stärke der Stadt, das Bewegte auf die festen Mauern. Betont wird der gewaltige Wasserstrom, der der Stadt einen dynamischen Eindruck verleiht und sie zur Veränderung zwingt. Die positiv und negativ konnotierten Ausdrücke („Sonnenschein“ vs. „Dreck“) verweisen auf die inneren Widersprüche des Urbanen, die durch eine neue moderne Dynamik verstärkt werden. Auch in einem seiner späteren Aufsätze erwähnt Parland den Zusammenfluss von Nemunas und Neris (Vilija) und spricht von Kaunas als von einer „besonders modernen“ Stadt, „die sich in alle Richtungen ausdehnt, so dass man nicht mehr sagen kann, wo die Stadt endet und wo das schöne litauische Land beginnt“ (zitiert nach: Parland 2004: 10).

Das Motiv des Fließens oder Strömens lässt sich auch in einem anderen, dem jüdischen Theater in Kaunas gewidmeten Gedicht finden. In diesem Gedicht tritt das Motiv des Fremd-Seins deutlich hervor, denn das lyrische Subjekt kann nur die stumme Sprache der Bewegungen verstehen, nicht aber Jiddisch oder Hebräisch:

Das Jüdische Theater in Kowno

Die größte Sprache
 die stumme
 die mit den Händen.
 Mit den Händen
 ergreifen wir das Leben
 pressen das wenige an
 Sonnenschein heraus
 das über uns strömen kann
 und uns golden färbt.
 (Parland 2004: 46; aus dem Schwedischen ins Deutsche übersetzt von Klaus-Jürgen Liedtke)

Es ist auffällig, dass dieses Gedicht im Unterschied zu den restlichen Texten von Parland einen deutlich markierten Titel trägt, der in diesem Fall auf zwei zentrale Elemente des

Urbanen verweist, die die Stadt Kowno/Kaunas deutlich vom provinziell Ländlichen unterscheiden: das Multikulturelle (Juden) und die lebendige, dynamische Kulturszene (Theater). Laut Sanna Nyquist ist „das von Parland dargestellte urbane Leben ein Leben im ständigen Fluss der Zeichen“ (Nyquist 2005: 64), was im Gedicht „Das Jüdische Theater in Kowno“ durch das Motiv der Pantomime besonders deutlich zum Ausdruck kommt.

Parland spricht selten von konkreten Städten, in seinen Texten geht es um das Urbane allgemein, um das besondere Stadtgefühl. Etwas konkretere Topographien lassen sich erst in seinem Roman *Zerbrochen* feststellen, wenn der Protagonist sich auf den Plätzen und Uferpromenaden, in den Straßen und Gassen von Helsinki bewegt: „Mantel anziehen, Treppe hinunter, zum Haus hinaus, auf den Bürgersteig zur nächsten Querstraße und von dort, die Esplanaden entlang, zum Café. [...] Ich ging rasch, vom Hafen her piff ein kühler Wind um die Ecken, zerrte an meiner Hutkrempe, drang in mein erhitztes Hirn und wirbelte auch die letzten Gedankenfetzen daraus fort“ (Parland 2007: 82f). Die Route wird hier sehr präzise fixiert bzw. wird die urbane Topographie Helsinkis literarisiert, wobei konkrete Stadträume dem „erhitzten Hirn“ des Protagonisten Orientierung bieten. In den Texten von Parland kommen neben Cafés und Restaurants besonders häufig auch Wind- und Hafenmotive vor – somit steht er den litauischen *Vier-Winde*-Autoren nahe, die immer wieder in ihren Texten dynamische und vitale Naturkräfte preisen (vgl. dazu die Helsinki-Gedichte von Tysliava).

5 Schlusswort

Wenn der französische Geokritiker Bertrand Westphal verschiedene Bezugnahmen von Räumen der Fiktion auf den Realraum bzw. literarisierte Landschaften reflektiert, behauptet er, dass der gesamte, meist heterogene und sich ständig wandelnde Abriss einer Gegend erst durch eine entsprechende intertextuelle Vielfalt sichtbar gemacht werden kann (cf. Westphal 2007: 17f). Westphal schlägt deswegen vor, eine Stadt bzw. eine Region mit Hilfe einer möglichst großen Zahl von Texten zu analysieren, denn nur auf diese Weise sei es möglich zu zeigen, wie ein konkreter geographischer Raum zu einem ‚literarisierten Raum‘ werde. Dies gilt auch für die in diesem Aufsatz erwähnten urbanen Räume – Berlin, Helsinki und Kaunas: Wenn man verschiedene Wahrnehmungen der Stadt vor dem Hintergrund vielschichtiger Kulturbeziehungen analysiert und Texte miteinander vergleicht, kristallisieren sich einzelne literarisch besonders verdichtete Orte heraus, so etwa die Flüsse von Kaunas oder der Hafen von Helsinki. Zugleich wird deutlich, dass in den litauischen Texten weniger die Stadtbilder bzw. Stadtopographien selbst als vielmehr die literarischen Reflexionen der Konfrontation zweier unterschiedlicher Lebensräume (urban vs. ländlich, Zentrum vs. Peripherie) in den Mittelpunkt rücken. Im Hinblick auf die Wahrnehmung und Darstellung fremder Großstädte wird auch die Herausbildung der eigenen kulturellen Identität diskutiert. Sowohl Tysliava als auch Parland

sind in den von ihnen fixierten urbanen Räumen meistens fremd, aber sie gehen mit ihrer kulturellen Fremdheit sehr unterschiedlich um: Während Parland sein Fremdsein andeutet, aber an keiner Stelle seine kulturelle Zugehörigkeit, geschweige denn seine kulturelle Überlegenheit zur Schau trägt, verweist Tysliava immer wieder auf sein Litauertum, ja an manchen Stellen wirkt er mitunter arrogant, was auch die erwähnten Berlin- und Helsinki-Gedichte belegen.

In seinen Berlin- oder Helsinki-Gedichten breitet Tysliava den Blick von der Stadt auf weitere Landschaften aus, häufig blickt er auf die Städte aus einer Vogelperspektive. Parland dagegen scheint das Ländliche gar nicht wahrzunehmen – aus einer unmittelbaren Nähe fixiert er in seinen Gedichten nur urbane Räume und einzelne Stadtelemente. Die lyrischen Subjekte sind auch unterschiedlich: Das lyrische Ich von Tysliava ist ständig in Bewegung, es rebelliert und ist laut, das lyrische Ich von Parland ist dagegen eher ein Beobachter, der eigene und fremde urbane Räume reflektierend wahrnimmt. In diesem Sinne erweist sich Parland als zurückhaltender, er versucht viel stärker in die Stadt selbst einzudringen, nicht nur die Oberfläche zu fixieren. Für Tysliava ist vor allem der Klang und Rhythmus wichtig, Parland dagegen übersetzt seine Großstadtbeobachtungen in knapp formulierte, kontrastvolle und ironisierende Sinnsprüche, die der Komplexität, dem Krisen-Bewusstsein und dem Fragment-Charakter des Urbanen gerecht werden sollen. Seine fragmentarischen, jedoch die kulturelle Vielfalt und die Modernität der provisorischen Hauptstadt Litauens zum Ausdruck bringenden Bilder können als Grund dafür gelten, dass Parland nach mehreren Jahrzehnten des Vergessens in Litauen inzwischen neu entdeckt, erforscht und sogar in die heutigen Marketingstrategien der Stadt aufgenommen wird, was nicht zuletzt mit seiner Rolle als „internationaler und kosmopolitischer Vermittler der Avantgarde“ (cf. Viliūnas 1998: 123) sowie als „verdienstvoller Mediator, der die finnlandschwedischen und litauischen Konzepte der Moderne synthetisiert“ (cf. Vaitonytė 2017: 42), zusammenhängt. Die Texte von Tysliava geraten dagegen in Vergessenheit, zum Teil deswegen, weil sie den ‚fremden Blick‘ stärker als gemeinsames europäisches Kulturbewusstsein betonen, obwohl nicht zu übersehen ist, dass auch seine Paris-, Berlin- oder Helsinki-Bilder von spannenden interkulturellen Begegnungen zeugen und zur Entwicklung der urbanen Thematik in der litauischen Literatur beitragen.

Literatur

- Bajarūnienė, Jadvyga 2008: „Der deutsche Expressionismus in der litauischen Literaturkritik der Zwischenkriegszeit“, in: *Literatūra* 50(5) (2008): 9–21.
- Hein-Kirchner, Heidi & Hans Henning Hahn 2006: *Politische Mythen im 19. und 20. Jahrhundert in Mittel- und Osteuropa*, Marburg: Herder-Institut.
- Ingenschay, Dieter 2000: „Großstadtaneignung in der Perspektive des ‚peripheren Blicks‘“, in: Albrecht Buschmann & Dieter Ingenschay (eds.) 2000: *Die andere*

- Stadt. Großstadtbilder in der Perspektive des peripheren Blicks*, Würzburg: Königshausen & Neumann, 7–19.
- Kubilius, Vytautas 2002: *Literatur in Freiheit und Unfreiheit. Die Geschichte der litauischen Literatur von der Staatsgründung bis zur Gegenwart*, Oberhausen: Athena; Vilnius: Alma littera.
- Nyqvist, Sanna 2005: „Du Henrio H. Parlando miestai“, in: *Žmogus ir žodis* 2 (2005): 62–64.
- Parland, Henry 1929: *Idealrealisation*, Helsingfors: Soderstrom & Co Forlagsaktiebolag.
- Parland, Henry 1964: *Hamlet sade det vackrakre*, Stockholm: FIBs Lyrikklubb.
- Parland, Henry 2004: *Pavasaris Kaune*, ins Litauische übersetzt und herausgegeben von Petras Palilionis, Kaunas: Varpas.
- Parland, Henry 2007: *Zerbrochen. Über das Entwickeln von Veloxpapier*, aus dem Schwedischen übersetzt und herausgegeben von Renate Bleibtreu, Berlin: Friedenaer Presse.
- Piatti, Barbara 2008: *Geographie der Literatur*, Göttingen: Wallstein.
- Rahikainen, Agneta (ed.) 2009: *Jag är utlänning vart jag än kommer. En bok om Henry Parland*, Helsingfors: Svenska litteratursällskapet i Finland.
- Ringmar, Martin 2008: „Von indirekten zu direkten Beziehungen im finnisch-isländischen Literaturaustausch“, in: *trans-kom* 1(2) (2008): 164–179.
- Striogaitė, Dalia 1998: *Avangardizmo sūkuryje*, Vilnius: LLTI.
- Šimkus, Jonas (ed.) 1938: *Šeši suomiai: naujosios suomių prozos antologija*, Kaunas: Spaudos findas.
- Tysliava, Juozas 1967: *Nemuno rankose*, Vilnius: Vaga.
- Vaitonytė, Gintarė 2017: *Henrio Parlando kūryba: Helsinkio ir Kauno kodai*, Kaunas: Vytauto Didžiojo universiteto leidykla.
- Viliūnas, Giedrius 1998: „Einleitung in: Peras Stamas. Henris Parlandas Lietuvoje“, in: *Metai* 10 (1998): 123–137.
- Westphal, Bertrand 2007: *La Géocritique. Réel, Fiction, Espace*, Paris: Éditions de Minuit.
- Zürcher, Christoph 1998: *Lietuvių avangardo pavasaris*, Vilnius: LLTI.

Zu Gast im Lande der Elche und Ohrenpilze: DDR-Ansichten über Finnland

Frank Thomas Grub (Universität Uppsala, Schweden)

1 Einleitung: Reisen in den politischen ‚Westen‘

Obwohl den meisten Bürgerinnen und Bürgern der DDR bis zur ‚Wende‘ Reisen in den Westen verwehrt waren, beschäftigen sich diverse, verstärkt in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre erschienene Bücher, mit dem sogenannten ‚westlichen‘¹ Ausland. Wer vor Erreichen des Pensionsalters in den Westen reisen durfte, noch dazu um ein Buch zu schreiben, war „Privilegierter und gesellschaftlich Beauftragter“ (Zwirner 1986: II) zugleich und erfüllte somit eine nicht unproblematische Doppelrolle. Bereits dieser Umstand legt nahe, dass es sich bei den im Folgenden meist zusammenfassend als ‚Reisebücher‘ bezeichneten Text-Bild-Bänden nicht um einfache Reiseberichte oder -reportagen handelt, sondern um Publikationen, die in einem spezifischen, nicht zuletzt auch politischen Zusammenhang zu verorten sind.

Zu den Hauptreisezielen zählen Frankreich (cf. Grub 2011a), Irland (cf. Grub 2011b) und die ‚nordischen‘ Länder (cf. Grub 2016); es existieren aber auch Bände über die Niederlande und die USA, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Im Zentrum des vorliegenden Beitrags stehen drei Bücher über Finnland: Das älteste entstand noch vor dem Mauerbau, erschien allerdings erst im Jahr danach; das jüngste wurde kurz vor dem Fall der Mauer publiziert. Gefragt werden soll im Folgenden nach einer möglicherweise DDR-spezifischen Wahrnehmung bzw. Darstellung Finnlands, wobei die drei Bücher einer vergleichenden Lektüre unterzogen werden.

Mit Finnland und der DDR sind zugleich wesentliche Aspekte der auch wissenschaftlichen Vita von Withold Bonner aufgerufen, hat er sich doch von Finnland aus maßgeblich mit der in der DDR entstandenen Literatur auseinandergesetzt.

2 Finnland 1960: Walter Großpietsch und Lothar Reher unterwegs im Norden

„Im Sommer 1960 reisten Lothar Reher und Walter Großpietsch vier Monate durch Finnland, Norwegen und Schweden. Was sie sahen und erlebten, wird in diesem Buch gezeigt

¹ Mit ‚Westen‘ bzw. ‚westlich‘ wird hier weniger auf die Himmelsrichtung Bezug genommen als vielmehr auf das sogenannte ‚nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet‘ im weiteren bzw. ‚kapitalistische Ausland‘ im engeren Sinne, das heißt z.B. auch die ‚nordischen Länder‘.

und erzählt. Es entstand, wie aus dem Inhaltsverzeichnis deutlich wird, in Zusammenarbeit mit Gisela Steineckert.“ (Großpietsch/Reher/Steineckert 1964: [4])² Mit diesen knappen Hinweisen ist der Rahmen des Bandes *Nebenan zu Gast* zumindest grob umrissen: Ein Fotograf und ein Autor besuchen drei der ‚nordischen‘ Länder und halten ihre Eindrücke fest. Den Auftakt der Reise bildet Finnland, wobei die Route nicht zuletzt dem gewählten Verkehrsmittel geschuldet ist, wie im ersten, der finnischen Hauptstadt gewidmeten Kapitel „Weiße Stadt am Meer“ zu erfahren ist:

Von der See aus macht Helsinki einen majestätischen Eindruck. Wenn das Schiff durch die enge Passage zwischen den Felsen in das Hafenbecken gleitet, sieht man zuerst die Kathedrale, eine blendendweiße große Kirche, die auf einer Erhebung die Stadt weit überragt. Streng und schön sind auch die langgestreckten Gebäude am Hafen, unter ihnen die Stadthalle, der Sitz des Stadtparlaments. Die Kais und die großen Kräne verlieren sich in diesem Panorama. Die Technik scheint die Stadt nur zu berühren, ohne in sie eindringen zu können. Wir erinnern uns alter Reiseberichte: Helsinki, die weltabgeschiedene, idyllische Metropole im Norden; Helsinki, die „spröde Tochter des baltischen Meeres“. (7)

Mit an Bord ist auch ein eigenes Auto der Marke „Trabant“ (ibid.), mit dem erste Erfahrungen im Straßenverkehr gesammelt werden. Dessen Regeln bzw. die Kriterien für deren Einhaltung erschließen sich den Reisenden zunächst nicht unmittelbar (cf. 7f.). Angelesenes Wissen wird mit der Realität verglichen, so dass über die finnische Hauptstadt gesagt werden kann: „Helsinki ist heute alles andere als weltabgeschieden und spröde.“ (8) Es folgen Erklärungen zur Bevölkerungsentwicklung (cf. 9) und die Schilderung eines Besuches im Vergnügungspark „Linnanmäki“ (cf. 9f.). Immer wieder notieren die Autoren Auffälliges, zum Beispiel die Begrenzung der Gesprächszeit an öffentlichen Fernsprechern auf drei Minuten (cf. 11).

Zu erfahren ist auch etwas über die eigene Realität der Autoren in der DDR. So stellen sie fest: „Die bei uns so vielbegehrten und so seltenen skandinavischen Möbel sind hier in jedem Geschäft zu haben. Sie sind zwar auch hier teuer, aber man bekommt sie sofort.“ (11) Das Ziehen von Vergleichen liegt nahe: „Die Wohnung gefällt uns. Was kostet sie? Ist sie teurer als in Berlin?“ (Ibid.) Jene Fragen leiten über zur Erklärung des finnischen Sozialsystems, das im Vergleich zu dem der DDR schlecht abschneidet:

Trotz vieler Debatten im Parlament hat Finnland bis heute keine einheitliche Sozialversicherung wie etwa die Deutsche Demokratische Republik. Die einzelnen Krankenkassen verlangen höhere Beiträge als die SVK bei uns. Auch die Lohnsteuersätze sind höher; sie liegen zwischen 16 und 22 Prozent. (12)

Beeindruckt zeigen die Autoren sich dagegen von der „elektrische[n] Abstimmung“ im Parlament (13) – im Zusammenhang mit einem Besuch dort werden das politische System und die Parteien in Finnland erläutert (cf. 13f.). Mehrfach betonen die Autoren die – auch

² Im Folgenden werden Zitate aus Großpietsch/Reher/Steineckert 1964 [Erstausgabe 1962] lediglich unter Angabe der Seitenzahlen, also ohne Wiederholung der Autorennamen, direkt im Haupttext nachgewiesen.

geographische – Nähe zur Sowjetunion: „Wenn David Oistrach nach Helsinki kommt – von Leningrad ist es nur ein Katzensprung –, tritt er im Kulturhaus der Arbeiter auf [...].“ (14f.)

Das sich anschließende Kapitel ist den Schuhputzern der Hauptstadt gewidmet (16–19), die für den „Konzern[]“ *Kas-Kas* arbeiten. Im Anschluss an Helsinki wird der Rest des Landes besucht. Die Natur, der unter anderem das Kapitel „Zwischen tausend Seen“ (19–26) gewidmet ist, erkundet man über die „Nebenstraßen“ (19). In Turku steht der Besuch einer Schiffswerft (cf. 20f.) auf dem Programm; dies gibt Anlass zu einer Darstellung der erst spät erfolgten Industrialisierung Finnlands:

Die Werft ist noch jung, etwa zwölf Jahre alt. Die Regierung der UdSSR hatte im Rahmen ihrer Reparationsforderungen die Lieferung industrieller Produkte verlangt. Man war deshalb gezwungen, Fabriken zu bauen, und dieser Zwang erwies sich als ein Segen. Vor dem Krieg besaß Finnland keine nennenswerte Industrie. Heute exportiert es außer Holz- und landwirtschaftlichen Erzeugnissen Textilien, Schiffe und Maschinen, die vorwiegend in die Sowjetunion geliefert werden und 22 bis 25 Prozent des finnischen Exports ausmachen. (20)

Als nicht unbedingt leicht erweist sich die Kontaktaufnahme zu den Werftarbeitern, deren Verhalten als stark hierarchiebewusst wahrgenommen wird:

Gespräche mit Arbeitern sind noch immer nicht möglich gewesen. Die Zeit... Kurz entschlossen steuern wir auf eine kleine Gruppe zu, die einen Motor umsteht, und beginnen eine Unterhaltung. Wir bekommen aber nur knappe, meistens ausweichende Antworten, jeder schaut dabei zum Direktor. Sie sind es nicht gewohnt, in seiner Anwesenheit zu sprechen. Überhaupt scheint es nicht üblich zu sein, daß Arbeiter gefragt werden. Sie haben zu arbeiten, das zu tun, was ihnen die Ingenieure vorschreiben. (21)

Bei ihren Besuchen werden Reher und Großpietsch von der Studentin Tuula begleitet, die für sie übersetzt und zugleich Auskünfte über das Land gibt:

In Finnland erhalten nur fünf Prozent aller Studierenden für außergewöhnliche Leistungen Stipendien. Tuula muß Glück gehabt haben, daß sie bei der herrschenden Arbeitslosigkeit immer eine Beschäftigung gefunden hat. Aber sie widerspricht uns. Studenten nimmt man gern. Sie sind eifrig und bekommen weniger Lohn als andere Angestellte oder Arbeiter. (23)

Später besuchen sie die Erzgrube Otanmäki (cf. 23f.); im Norden Finnlands treffen sie auf Samen, die damals noch als „Lappen“ bezeichnet und entsprechend beschrieben werden; betrachtet wird beispielsweise „ein Lappe mit dem Gesicht eines Birnenmännchens oder einer besonders menschenähnlichen Vogelrasse“ (28) – ein Vergleich, der bereits damals grenzwertig gewesen sein dürfte. Unsicher zeigt jener Same sich im Hinblick auf die „Deutsche Demokratische Republik? Der Blick des Lappen wird unsicher, er versucht, sich an etwas zu erinnern, was er einmal in der Zeitung gelesen hat. Aber nun ist es längst wieder vergessen, scheint ihm auch nicht so wichtig – jedenfalls Deutsche! Hyvä.“ (29) Mit dem eigenen Land und dessen jüngerer Geschichte setzen die Autoren

sich auch später auseinander, im Kapitel „Auf großdeutschen Spuren“ (37–39), wo man ihnen eine „Messerschmitt-Jagdmaschine“ (38) zeigt und sie einen Friedhof besuchen, auf dem deutsche Soldaten begraben sind (cf. 39).

Schließlich fährt man nach Kemi, der Stadt, der das Kapitel „Rotes Kemi“ (32–37) gewidmet ist. Bereits die Überschrift besitzt also Verweischarakter, wobei der Zusatz ‚rot‘ am Ende des Kapitels als ‚bürgerliche‘ Zuschreibung entlarvt wird:

In bürgerlichen Kreisen spricht man vom „roten Kemi“ und von einem „Polarkreiskommunismus“, und man meint, die Kälte, mehr noch die Finsternis, die monatelang auf den Einöden des hohen Nordens lastet, lasse die Menschen „in eine trübe Gereiztheit und verworrendes Spintisieren“ verfallen. In diesem Zustand seien sie, so sagt man, „willenlose Opfer der kommunistischen Agitation“.

Weder die Jungen und die Mädchen im Klubhaus noch Esa haben auf uns den Eindruck willenloser Opfer gemacht.“ (37)

In Kemi können die Autoren ihre Finnland-Kenntnisse im Hinblick auf das Sozialsystem in Verbindung mit dem Bildungssystem erweitern: Sie erfahren etwas über das finnische „Schulgeld“ (33f.) und begegnen Esa, der im Hafen arbeitet. Sein Besuch der Oberschule und sein Studium werden „aus freiwilligen Spenden der Arbeiter“ finanziert, „die von der KP verwaltet und verteilt werden.“ (34) Am Ende des Finnland betreffenden ersten Teils des Buches steht die Begegnung mit dem Lachsfischer Johan Högman, nach dem auch das Kapitel des Bandes benannt ist (cf. 43–49). Der auch erzählerische Übergang nach Norwegen erfolgt im sich anschließenden Kapitel „Schützenkönig“ mit dem impliziten Hinweis auf die offene Grenze: „Am Dorfausgang von Utsjoki beginnt Norwegen, von dort kommen Gäste.“ (50)

Zusammenfassen lassen sich die Finnland betreffenden Kapitel von *Nebenan zu Gast* als Verbindung aus Rundreise und Begegnungen, so dass in formaler Hinsicht ein traditioneller Reisebericht entsteht, der auch der Trias Ankunft – Aufenthalt – Abfahrt folgt. Finnland erscheint nicht als Alternative zum Gesellschaftsmodell der DDR; die Autoren geben aber beispielsweise zu: „In der Outokumpu Oy herrschen für kapitalistische Verhältnisse gute Arbeitsbedingungen.“ (22)

Nebenan zu Gast enthält insgesamt neun Bildblöcke, die nicht paginiert sind. Die drei ersten Blöcke zeigen Finnland und umfassen 54 Fotos, darunter acht Farbfotos. Bildtexte gibt es nicht, die Fotos sind aber mit Nummern versehen, die sich wiederum auf bestimmte Textstellen beziehen, an deren Rand die auf die Bilder verweisenden Nummern stehen. Rehers Fotografien sind kaum ‚touristischer‘ Natur; sie zeugen von einem hohen ästhetischen Anspruch, den der 1932 geborene Künstler vor allem in der Gestaltung menschlicher Porträts einlöst.

3 Finnland für (Jung-)Pioniere: Peter Abrahams *Von Elchen und Ohrenpilzen*

Zwischen dem Erscheinen von *Nebenan zu Gast* und dem nächsten hier interessierenden Buch vergingen mehr als fünfundzwanzig Jahre, in denen sich auch die DDR veränderte: Peter Abrahams (1936–2015) *Von Elchen und Ohrenpilzen* erschien 1987 im Kinderbuchverlag und richtet sich, dem Verlagsprofil entsprechend, in erster Linie an Kinder bzw. Jugendliche. Der von Stephan Köhler illustrierte Band trägt den Untertitel „Eine Reise nach Finnland“ und verspricht somit einen Reisebericht.

Jener beginnt mit den Vorbereitungen auf die Reise, genauer gesagt mit der Wiedergabe eines Wach-Traumes „von einem Elch, dem ich begegne und der mir die wunderlichsten Geschichten über Menschen und Tiere erzählt.“ (Abraham 1987: 4)³ Der Ich-Erzähler erklärt sodann, der Kinderbuchverlag habe ihm vorgeschlagen, „ein Buch über Finnland zu schreiben“ (ibid.); es folgen Beschreibungen der vorbereitenden Lektüre und der Reiseplanung einschließlich der möglichen Anreisewege bzw. Verkehrsmittel: das „Flugzeug“, die „Eisenbahn über Leningrad nach Helsinki“ und die „Eisenbahnfähre von Saßnitz nach Trelleborg“ mit anschließender Zugfahrt über Stockholm und Schifffahrt nach Turku (ibid.).

Die Route führt ihn schließlich mit dem Schiff (ibid.) unter anderem über Åhus (cf. 7) nach Helsinki, wo er neben dem Dom „die russisch-orthodoxe Uspenski-Kathedrale aus Backstein“ sieht (9f.). Die Ankunft in der finnischen Hauptstadt erfolgt am 1. Mai – ein Datum, das dem Erzähler die Möglichkeit gibt, sich sogleich vom touristischen Blick zu distanzieren: „Wäre ich einer der vielen Touristen gewesen, die mit den riesigen Fähren täglich aus Schweden hierher kommen und nach einer Stadtbesichtigung wieder nach Hause dampfen, hätte ich den Eindruck mitgenommen, die Finnen seien ein überaus lustiges Völkchen.“ (11f.)

Am jenem 1. Mai beobachtet er das Treiben, beschreibt die Mützen tragenden Studenten und stellt fest: „Natürlich wird am Ersten Mai in Helsinki nicht nur Schabernack getrieben. Wie auf der ganzen Welt ist es ein Kampftag der Arbeiter.“ (12) Unmittelbar im Anschluss wird ein Taxifahrer zitiert; jener bestätigt Abrahams Erklärung zumindest indirekt, indem er sich gegen die Studenten richtet: Er „deutete auf die Weißbemützten und sagte verächtlich: ‚Bourgeoisie.‘ Es war sein einziges Wort während der ganzen Fahrt.“ (Ibid.) Angekommen in seiner „Gästewohnung“ (ibid.), trifft er auf „Heinz K.“, der ihn als „Schriftstellerkollege[n] A.“ erkennt ([13]).

³ Im Folgenden werden Zitate aus Abraham 1987 lediglich unter Angabe der Seitenzahlen, also ohne Wiederholung des Autorennamens, direkt im Haupttext nachgewiesen.

Auch bei Abraham liegt die Basis für Vergleiche vor allem in der DDR: So geht er auf die Situation der Zweisprachigkeit in Finnland ein und vergleicht die Situation der Schweden in Finnland mit der der Sorben in der DDR (cf. 14). Sein Kollege K. führt ihn durch Helsinki (cf. 16), wo er fotografiert und dabei auch die Grenzen des bildlich Darstellbaren hinterfragt: „Die Wirklichkeit war viel schöner. [...] Vielleicht ahnte ich, daß ohne die wärmende Sonne, ohne den leichten Luftzug vom Meer und ohne das Vogelgezwitscher dieses Foto langweilig würde. Wer kann schon Vogelgezwitscher fotografieren!“ (18)

Auch Abraham geht auf die Konsequenzen des Zweiten Weltkriegs für Finnland ein; er beschreibt zerstörte Städte und liefert historisch-politische Hintergrundinformationen. Bereits an der Wortwahl lässt sich die ideologische Färbung der Darstellung erkennen:

1941 hatten reaktionäre Kreise Finnlands auf Hitlers Geheiß hin der Sowjetunion den Krieg erklärt. Dieser Krieg brachte dem finnischen Volk viel Unglück. Väinö Linna, einer der bekanntesten Schriftsteller Finnlands, beschreibt das Elend dieses Krieges in seinem Roman „Der unbekannte Soldat“. (20)

Kurz geht er auch auf die Geschichte der finnischen Unabhängigkeit 1917 ein (cf. 23).

Literatur und Schriftsteller spielen eine große Rolle für Abraham; Heinz K. begleitet ihn in das Elternhaus des Schriftstellers Lauri Viita (cf. 27–31). In diesem Zusammenhang stellt er fest:

Damals, als der Dichter Lauri Viita gerade laufen gelernt hatte, war Revolution in Finnland. Die finnischen Kommunisten dachten, was die Russen können, können wir auch! Also weg mit den Gutsherren und Fabrikbesitzern! Die wehrten sich. Trotzdem hätten sie gegen das Volk verloren, wenn ihnen nicht die Gutsherren und Fabrikanten aus Deutschland Hilfe geschickt hätten: Soldaten, die halfen, die Revolution mit Waffengewalt niederzuschlagen. Dort, wo heute der schwarze Gedenkstein in Pispala steht, ergaben sich die letzten Revolutionäre aus der Umgebung von Tampere oder Tammerfors, wie es schwedisch heißt. Wie es den Revolutionären ergangen ist, erzählt Bertolt Brecht in seinem Theaterstück „Herr Puntila und sein Knecht Matti“ [...]. (29f.)

In seiner Hoffnung auf Landestypisches, das seinen Vorstellungen entspricht, sucht und findet der Erzähler schließlich ein „Finnmesser“ (31–33). Die in dem Satz „Und ich hatte gehofft, in Finnland würden die Kinder einen Plüschelch mit ins Bett nehmen“ (32) zum Ausdruck gebrachte Vorstellung erweist sich jedoch als falsch. Der Erzähler geht auf „Kantele und Kalevala“ ein (33f.), bevor er – wiederum in Begleitung von Heinz K. – nach Oulu fährt (34). Im Dom von Tampere werden sie von einer Aufsicht führenden Dame für „Pastoren aus Deutschland“ gehalten. „Als wir ihr sagten, daß wir Schriftsteller aus der DDR sind, blieb sie weiter freundlich und führte uns durch den Dom.“ (34f.)

In Oulu zeigt ihnen der Schriftsteller Aku-Kimmo R. die Stadt (cf. 35–42); mit ihrer Begleiterin Anna sprechen sie über die vergleichsweise langen Studienzeiten in Finnland,

die erst vor dem Hintergrund der Finanzierungssituation verständlich werden (cf. 37–39). Annas Gebiss weist eine Zahnücke auf, denn „[d]ie Krankenkasse zahlt nur sehr wenig dazu!“ (40) Problematisch ist auch die Wohnsituation:

„Es gibt kaum Mietwohnungen, man muß sich eine Wohnung für viel Geld kaufen. Also nimmt man auch dafür einen Kredit auf. Und man wird vierzig oder fünfzig Jahre alt, bis der Kredit mit all den Leihgebühren zurückgezahlt ist“ (ibid.),

wird Anna zitiert.

Es folgt die Beschreibung des Besuchs einer Schule (cf. 40–42); nördlich von Rovaniemi erlebt der Erzähler die „Mittsommernacht“ (42).

Den „Samen“ (cf. 45–46), die sich als weitaus moderner als erwartet entpuppen, wird – im Gegensatz zu Großpietschs und Rehers Darstellung – keine längere Betrachtung gewidmet. Zum offenbar typisch finnischen Programm gehört auch der Besuch einer Sauna (cf. 48–52). Zurück in Helsinki, isst der Erzähler die dem Buch teilweise den Titel gebenden „Ohrenpilze in Butter“ (53) „bei schwedisch sprechenden Finnen“ (ibid.). Jenen stellt er allerdings die Frage: „Wie fühlen Sie sich als Schweden in Finnland?“, merkt jedoch rasch, dass die „Frage wohl unpassend war.“ (Ibid.)

Am Ende des Haupttextes steht – anknüpfend an den Beginn der Erzählung – die Begegnung mit gleich mehreren Elchen, die sich allerdings im Zoo von Helsinki befinden (54f.):

Ich schaute einem Tier, das der Absperrung am nächsten stand, lange in die Augen und erwartete, daß es mir endlich eine brauchbare Geschichte erzählen würde. Das Tier hielt meinem Blick stand, schwieg aber. Nach geraumer Zeit verrenkte es sich akrobatisch und begann, mit den gewaltigen Schaufeln die Innenseite seiner Schenkel zu bearbeiten. Kurzum, es kratzte sich. Es gab nur eine Möglichkeit, diese Geste zu deuten. – Ich würde also weiterhin meine Geschichten selbst erfinden müssen. Auf dem Rückweg zur Fähre ging ich unwillkürlich schneller. Zu Hause würde ich mich sofort an den Schreibtisch setzen und schreiben. Soeben war mir eine neue Geschichte eingefallen. (55)

Die zitierte Passage ist übrigens eine der wenigen, an denen sich ein literarischer Anspruch nachweisen ließe – ein Anspruch, der bei Abraham deutlicher zu Tage tritt als bei den anderen hier thematisierten Autoren bzw. deren Texten. Vor dem Hintergrund, dass Abraham einer der wichtigsten Kinder- und Jugendbuchautoren der DDR war, ist dieser Befund jedoch nicht weiter erstaunlich.

Beschlossen wird der Band von einem Anhang: Er enthält das Märchen „Bauer und Bär“ (56–59) und die Übersicht „Zahlen – Daten – Wissenswertes“ (60–64). Bereits der dritte Satz lautet: „Finnland ist ein kapitalistisches Land, aber es gehört keinem militärischen Pakt an und bemüht sich, mit allen Staaten gute Beziehungen aufrechtzuerhalten. Mit der

Sowjetunion besteht seit vielen Jahren ein Freundschaftsvertrag.“ (60) Schließlich berichtet die elfjährige „Kirsi Karhinen“ aus Helsinki von ihrem Tagesablauf, der vom Aufstehen über den Schulbesuch und einen „Pioniernachmittag“ (64) bis zum Schlafengehen „[u]m 20 Uhr“ (ibid.) reicht.

Abrahams Band enthält keine Fotografien, sondern zahlreiche Zeichnungen von Stephan Köhler, die realistisch und in Bilderbuchmanier gestaltet sind. Sie illustrieren den Text und sind in der Regel mit erklärenden Bildtexten versehen, zum Beispiel: „Begegnung auf hoher See: Finnjet, die schnellste Autofähre der Welt“ (5). Abgesehen von „Das Abzeichnen der finnischen Pioniere“ ([64]) sind die Abbildungen nicht im engeren Sinne ‚politisch‘ aufgeladen.

4 „Statt Vertrautheit stellten sich immer wieder Überraschungen ein“: Hartmut Reibers *Ansichten von Finnland*⁴

Unabhängig von den Reisezielen verfügen viele der in der DDR entstandenen Reisebücher weder über ein Vor- noch über ein Nachwort und geben kaum oder gar nicht Auskunft über Motive und Umstände der jeweiligen Reisen; dieser Befund gilt auch für den Hintergrund der Autorinnen und Autoren. Im Falle von *Nebenan zu Gast* findet sich lediglich die oben erwähnte kurze Bemerkung über den Hintergrund des Textes. Auch bei *Ansichten von Finnland*, dem letzten hier betrachteten Buch, wird immerhin im Klappentext angedeutet, weshalb das Land überhaupt für eine nähere Betrachtung in Frage kommt: „Fesselnd und informativ erzählt er [Hartmut Reiber; F.Th.G.] über das Land am Polarkreis, das keinesfalls nur am Rande des Kontinents liegt, auch dank seiner Neutralitätspolitik.“ (Reiber 1988, Klappentext, links) Dass Reiber Dramaturg, Theater- und Rundfunkautor ist, kann lediglich mit Hilfe anderer Quellen ermittelt werden. Grundlage des Buches ist entweder ein mehrjähriger Aufenthalt oder die Zusammenfassung mehrerer Reisen nach Finnland.⁵

Formal handelt es sich bei Reibers Buch um eine klassische Reisebeschreibung, die in der Hauptstadt Helsinki beginnt (cf. das Kapitel „Angekommen in Helsinki“, 5–18) und über Karelien (cf. 18ff.) nach Lappland führt (ab 94). Der Prozess der Ankunft in Finnland vollzieht sich zunächst in einer Auseinandersetzung mit der Sprache: „Die ersten Tage in Helsinki machen mich stumm; das vertrackte Finnisch verschlägt mir die Sprache [...]. / Man glaubt sich seines wichtigsten Verständigungsmittels beraubt und allein auf die Augen, auf optische Eindrücke, angewiesen.“ (5)

⁴ Frühere Fassungen des Kapitels über Reibers Finnland-Buch wurden bereits anderen Orts veröffentlicht, zuletzt im Rahmen von Grub 2016.

⁵ Dafür spricht beispielsweise ein Hinweis auf S. 204: „Anderthalb Jahre nach jenem Aufenthalt auf der Baustelle werde ich Kalevi Sairanen noch einmal begegnen.“ Im Folgenden werden Zitate aus Reiber 1988 lediglich unter Angabe der Seitenzahlen, also ohne Wiederholung des Autorennamens, direkt im Haupttext nachgewiesen.

Immer wieder werden landeskundliche Informationen eingestreut, die zugleich gängige Klischees thematisieren: „Aber die finnische Natur ist zu präsent, zu üppig in ihrer Kargheit, ihr Klima zu streng, als daß man sie einfach überwinden könnte [...]. Hinzu kommt die Weite des Landes und seine dünne Besiedlung. Finnland ist mehr als dreimal so groß wie die DDR, hat aber nur 4,8 Millionen Einwohner.“ (10) Des Weiteren ist Reibers Darstellung zufolge Finnland eine Art Einkaufsparadies für die nordischen Nachbarn:

Man könnte also Finnland durchaus auch als einen großen Supermarkt erleben. Dann allerdings müßte man sich auf die Innenstädte, die Kaufhäuser, die Einkaufspassagen beschränken. Und tatsächlich, ich lerne einen norwegischen Busfahrer kennen, der eine Gruppe von Touristen zu dem einzigen Zweck nach Finnland gefahren hat, daß sie dort einkaufen. „Shopping-Reisen“ nennt man diese Art von Tourismus, die drei Tage lang nur zu Kaufhäusern, Läden und Boutiquen führt, für Leute, die Geld haben, versteht sich. (18)

Tampere, die zweitgrößte finnische Stadt und wichtiges Industriezentrum, wird Helsinki recht schematisch und wenig differenziert gegenübergestellt:

Die Stadt ist vitaler als Helsinki und weniger elegant. Der Umgang ist hier rauher, direkter, hin und wieder auch herzlicher. Die Leute sind weniger zurückhaltend, im allgemeinen auch nicht so schick gekleidet.

Das Zentrum der Hauptstadt Helsinki ist weltstädtisch, das von Tampere eher praktisch, die Stadt hat nichts Mondänes. (167)

In Karelien trifft Reiber Waldarbeiter (cf. insbesondere 28–31), denen er unter anderem die Frage stellt: „Seid ihr anständig bezahlt worden für diese harte Arbeit?“ (30) Am Beispiel eines „Asyl[s] für obdachlose Alkoholiker“ (153) geht Reiber auf das in Finnland offensichtlich existente Alkoholproblem ein. Ein eigenes Kapitel wird *ELMU* gewidmet, dem „Verein für lebende Musik“ (153–167) der als „Reaktion auf die Diskowelle“ der siebziger Jahre (154) gegründet wurde; Reiber schildert den Sprachenstreit im 19. Jahrhundert (cf. 216f.) und geht auf Designer („Formgestalter“) ein (cf. z.B. 217f.). Ein weiteres Kapitel setzt sich mit „Politik auf dem Bau“ (194–208) auseinander; wesentliche Themen darin sind die Arbeitslosigkeit (cf. 195f.) und die Wohnungsknappheit (cf. 196), die in einen Zusammenhang gebracht werden; so erklärt ein Kommunist: „[...] Zu wenig Wohnungen, aber arbeitslose Bauarbeiter, das sind zwei Seiten derselben Medaille, eins hängt am anderen.“ (Ibid.)

Dieses Zitat verweist bereits auf ein größeres Rahmenthema: die Erfahrung des Kapitalismus: „Statt Vertrautheit stellten sich immer wieder Überraschungen ein, alles war abhängig von den schwankenden Konjunkturen des ‚freien‘ Marktes. ‚Wir leben in einer Demokratie des Geldes‘, hatte ein Freund einmal gesagt.“ (221f.) In anderem Zusammenhang verweist Reiber auf die Gewerkschaften (cf. 196f.), deren Rolle auf dem „Konzept der Sozialpartnerschaft“ beruht (196). Reiber erhebt aber auch die Frage nach dem Bildungsstand der Bevölkerung:

Doch gerade die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten, gleichbedeutend mit der Kluft zwischen den Klassen, war der Nährboden für die Entwicklung einer ganz und gar eigenständigen bäuerlichen Kultur des Alltags, die so stark war, daß sie bis heute viele Bereiche des Lebens beeinflusst, wenn auch in abgewandelter Form. (216)

Die jüngere finnische Geschichte beschreibt Reiber schon früh im Buch als eine Geschichte des Verlusts:

Daß Finnland dem Zug der Zeit folgte, daß es sich zu einer potenten Industrienation entwickelte, kann niemanden verwundern. Die Tatsache jedoch, daß diese Entwicklung in geschichtlich so kurzer Zeit vonstatten ging und wie ein Schicksalsschlag über die Menschen kam, mußte von den Betroffenen schmerzlich empfunden werden. Kein Wunder also, wenn sie den nicht zu ersetzenden Verlust ihrer jahrtausendealten Kultur beklagen [...]. (49f.)

Umfassende Kritik wird an der finnischen Samenpolitik geübt (cf. insbesondere 134f.); ausführlich wird ein Gespräch mit der Lehrerin Kirsti Paltto wiedergegeben, „die saamische Kinder in ihrer Muttersprache“ unterrichtet, „denn, so sagt sie, wenn man den Kindern eines Volkes in der Schule die eigene Muttersprache vorenthält, dann nehme man diesem Volk sein Gedächtnis.“ (130) Insgesamt gilt für Reiber: „Irgendwie lebt man schneller in Finnland.“ (221)

Die vier unpaginierten Bildblöcke enthalten kaum ‚touristische‘ Fotos, sondern vielmehr Straßen- und Alltagsszenen und zeigen unter anderem die „Renovierung im ehemaligen Asyl / für obdachlose Alkoholiker“ (Block 1: Helsinki, 14 Fotos, davon sieben in Farbe), Helsinki, Mittelfinnland und eine Zigeunerin (Block 2: acht Fotos, alle in Schwarzweiß), Nordkarelien, einen Waldarbeiter, Mittelfinnland und Jyväskylä (Block 3: 10 Fotos, alle in Farbe), den Finlandia-Lauf, Lappland, eine Zellulosefabrik nebst Sägewerk, einen Waldarbeiter und einen „Saame[n] in Enontekiö“ (Block 4: zwölf Fotos, davon sieben in Farbe).

5 Schlussbemerkungen: Eine Reiseliteratur ohne Sehnsucht

Betrachtet man die drei hier vorgestellten Bücher, so lassen sich diverse Gemeinsamkeiten erkennen: Diese betreffen nicht nur das Reiseziel bzw. die Reiseziele innerhalb des Landes an sich, sondern auch die Art und Weise des Erzählens über Finnland. Alle Autoren beziehen ihre Kenntnisse insbesondere aus Gesprächen, deren Inhalt mehr oder weniger ausführlich wiedergegeben wird. Dabei geht es hier nicht darum, den Wahrheitsgehalt der Informationen zu überprüfen. Die Tendenz zur Verallgemeinerung dessen, was der ‚Fremde‘ sieht und erlebt, mag zudem ein allgemeines Kennzeichen von Reiseliteratur sein, ohne dass diese Gattung schwerlich auskommen dürfte.

Während sich bei Reisebüchern beispielsweise über Dänemark und Frankreich eine Tendenz zur Ent-Politisierung der Texte erkennen lässt (vgl. für die ‚nordischen Länder‘ Grub 2016: 113), scheint dies im Falle Finnlands nur bedingt, das heißt im Falle von Hartmut Reibers 1988 erschienenen *Ansichten von Finnland* zu gelten. Besonders auffällig ist der Umstand, dass ausgerechnet ein Kinder- bzw. Jugendbuch, nämlich Peter Abrahams nur ein Jahr zuvor erschienenen *Von Elchen und Ohrenpilzen*, im Hinblick auf die historisch-politischen Erklärungen besonders ‚linientreu‘ zu sein scheint.

Kritik am eigenen System ist in den Reisebüchern bedingt möglich, etwa wenn in *Nebenan zu Gast* die erwähnten Wartezeiten auf skandinavische Möbel thematisiert werden; insofern mögen die hier betrachteten Texte auch eine Art Ventilfunktion erfüllen. Besonders auffällig sind jedoch die Vergleiche zur bzw. mit der DDR, bei denen Finnland in der Regel schlechter abschneidet. Vor diesem Hintergrund ließe sich von einer Reiseliteratur sprechen, die weitgehend ohne Sehnsucht auskommt, stattdessen jedoch die Vorzüge des eigenen Landes bzw. politischen Systems betont. Dies mag eine spezifische Eigenschaft vieler Reisebücher aus der DDR sein – eine Eigenschaft, die aber zugleich die Reisen ins kapitalistische Ausland überhaupt erst legitimiert haben dürfte.

Literatur

- Abraham, Peter 1987: *Von Elchen und Ohrenpilzen. Eine Reise nach Finnland*, illustrationen von Stephan Köhler, Berlin: Der Kinderbuchverlag.
- Großpietsch, Walter, Lothar Reher & Gisela Steineckert 1964: *Nebenan zu Gast. Reiseerlebnisse in Finnland, Norwegen, Schweden*, mit 185 Fotografien von Lothar Reher, 3. Auflage, Berlin: Volk und Welt [zuerst: Berlin: Volk und Welt, 1962].
- Grub, Frank Thomas 2011a: „Mögliche und unmögliche Reisen: Frankreich aus DDR-Sicht“, in: Mareike Jendis, Anita Malmqvist & Ingela Valfridsson (eds.): *Text im Kontext 9. Beiträge zur 9. Arbeitstagung schwedischer Germanisten, 7.–8. Mai 2010, Umeå*, Umeå: Umeå universitet, Institutionen för språkstudier: 22–44.
- Grub, Frank Thomas 2011b: „Bei mir regnet’s schon‘: Irland aus DDR-Sicht“, in: Monika Unzeitig (ed.): *Grenzen überschreiten – transitorische Identitäten: Beiträge zu Phänomenen räumlicher, kultureller und ästhetischer Grenzüberschreitung in Texten vom Mittelalter bis zur Moderne. Internationale Tagung des MOVENS-Netzwerkes, Greifswald, 13.–16. Mai 2010*, Bremen: edition lumière: 67–79.
- Grub, Frank Thomas 2016: „Von der ‚Reisereportage als ein Instrument des Klassenkampfes‘ zur Traumreise ins ‚Märchenland‘: Reisereportagen über Schweden, Finnland und Dänemark“, in: Bernd Blaschke & Axel Dunker & Michael Hofmann (eds.): *Reiseliteratur der DDR. Bestandsaufnahme und Modellanalysen*, Paderborn: Fink, 97–113.
- Reiber, Hartmut 1988: *Ansichten von Finnland*, Leipzig: Brockhaus.

Zwirner, Barbara 1986: „*Besseres Land – schöne Welt*“. *Sozialistischer Patriotismus und Welterfahrung in der Reiseliteratur der DDR nach dem VIII. Parteitag der SED 1971*, Berlin: Freie Universität [Diss.].

„Die Trance des ersten Augenblicks“ – Spielarten des poetischen Wechseltauschs mit Fremde/m am Beispiel von Durs Grünbeins *Lob des Taifuns*

Jacqueline Gutjahr (Universität Göttingen, Deutschland)

1 Einführung: Zugänge zum Fremden über eine fremde literarische Gattung

Ein Haiku, [...] vergleichbar darin einem Gedicht der europäischen Moderne, ist nicht zufrieden mit sich, es bedarf der Kooperation. Die hat aus zweierlei zu bestehen: aus Nachvollzug und Fortsetzung. Mach was aus mir, sagt das Haiku – oder auch: Spiel mit mir! (Krusche 2014: 7)

Was Dietrich Krusche hier aus rezeptions- und wirkungsästhetischer Sicht in der Vorbemerkung zu dem von ihm herausgegebenen Band *Haiku. Japanische Gedichte* als Einladung und Herausforderung an Lesende eines Haiku formuliert und bezieht auf die Lesenden, die über einen kulturhistorischen Abstand hinweg lesen, lässt sich auch auf Haiku-Schaffende übertragen – auf ihre Zugänge zum Haiku als dichterischem Nachvollzug und als Fortsetzung im Sinne einer deutenden Umsetzung und Anverwandlung der in jeweiliger Perspektive und Hinsicht fremden Gattung. Spiel mit mir! – Durs Grünbein hat sie vernommen, diese inhärente Aufforderung des Haiku und sein Buch *Lob des Taifuns. Reisetagebücher in Haikus* lässt sich als reflektierte wie spielerische poetisch-poetologische Auseinandersetzung mit dieser und über diese relational fremde literarische Gattung sowie als spezifische, stilisierte Form der sinnhaften Annäherung an Fremde/s lesen, die sich zwischen einer dem Genre eigenen (gestalteten) Spontaneität, Offenheit und der Tendenz zur Stereotypie bewegt.

Insgesamt vier Reisetagebücher sind in dem 2008 erschienenen, zweisprachig gestalteten Band zusammengestellt: auf jedes der Grünbeinschen Haikus folgt dessen Übertragung ins Japanische durch Yûji Nawata. Auf den ersten Blick ist erkennbar, dass Grünbein in seinen Haikus auf die pointierte Kürze als eines der spezifischsten Merkmale des Haiku zielt und auch die traditionelle 5-7-5-Regel¹ mit den Möglichkeiten bzw. in der Silbenstruktur der deutschen Sprache zu realisieren versucht, wohingegen die japanischen Übertragungen länger ausfallen und, bezogen auf diese Regel, nicht in traditioneller Haiku-Form realisiert sind. Dies ist zum einen auf die unterschiedlichen Vorgaben der einzelnen Sprachen zurückzuführen – 17 Silben in deutscher Sprache lassen sich nicht ohne weite-

¹ Darunter zu verstehen ist die aus der Kürze resultierende „feste Anzahl von siebzehn Moren (»Silben«) im Rhythmus fünf-sieben-fünf“ (Wittkamp 2003: 198) als wichtiges Merkmal eines Haiku, wobei die Begriffe ‚Moren‘ und ‚Silben‘ inhaltlich und strukturell nicht deckungsgleich sind (cf. *ibid.*).

res in 17 Moren, Lauteinheiten im Japanischen, umsetzen – zum anderen auf Übersetzungsentscheidungen von Yûji Nawata, die er in seinem Nachwort kommentiert. Er habe originalgetreu übersetzen, den lyrischen Charakter bewahren, durch die Ausweitung auf mehr Moren als 17 Auslassungen vermeiden und insgesamt darüber für die lyrische Sprache des Japanischen eine neue Dimension gewinnen wollen (Nawata 2008: 127f.). Durch diese Art der Übersetzung der Grünbeinschen Verse, die mit Form und Merkmalen traditioneller japanischer Haikus in den Ausdrucksmöglichkeiten deutscher Sprache experimentieren, erzielt er also wiederum veränderte Wirkungsangebote in der japanischen Sprache.

Jedem der Reisetagebücher ist eine Abbildung vorangestellt und diese vier Abbildungen spannen, wie auch die Verse, einen Bogen von Traditionalität zu Aktualität. Wie den Erläuterungen aus dem Verzeichnis zu entnehmen ist, reichen die abgebildeten Kulturgüter von der Aufnahme eines Kabuki-Darstellers aus dem Jahre 1946, über den Yasukuni-Schrein und eine aus dem 13. Jahrhundert stammende, im Mahayana-Buddhismus Weisheit verkörpernde Statue aus der Kamakura-Periode bis hin zu einer im Manga-Stil präsentierten „Kontaktanzeige für erotische Dienstleistungen“ (Grünbein 2008: 132) und rufen eine perspektivisch-subjektive Selektion von Vorstellungen über Japan auf. Letztgenannte Abbildung kommentiert Grünbein als ein „Frühlingsbild der ganz anderen Art“ (ibid.) – eine persiflierende Anspielung auf eine weitere traditionelle Haikuregel, der zufolge mit dem erwähnten Naturgegenstand auch eine bestimmte Jahreszeit gegeben oder angedeutet sein solle (cf. Krusche 2014: 116); gemeint ist allerdings, anders als bei Grünbein, ein Naturgegenstand „außerhalb der menschlichen Natur“ (ibid.). Die Aufmachung des Buches evoziert die im Genre selbst auf verschiedenen Ebenen angelegte und ausgestaltete Verbindung von Haiku und Bild, etwa bezogen auf die Tendenz zum bildhaften Ausdruck, die Bebilderung oder kalligraphische Darbietung von Haikus oder den Medium- und Wirkungsvergleich von Haiku und Bild, auf den an späterer Stelle eingegangen wird.

In *Lob des Taifuns* inszeniert Grünbein seine Sinneswahrnehmungen und Erlebnisse während der Japanreisen zwischen 1999 und 2005 als mentale Momentaufnahmen in Gestalt von Haikus und teilweise auch Tankas. Aufblitzende Einfälle über wahrgenommene Details in spezifischen Situationen, flüchtige, aber eindringliche Eindrücke sowie spontan hergestellte Bezüge zu Gelesenem und Gehörtem in und über Japan, lassen sich durch diese fokussierte poetische Umsetzung einfangen, bevor sie verschwinden, dadurch bewahren und immer wieder erleben. Haikus inspirierende Reize der ‚fremden‘ Umgebung sind vielfältig: Gesten, Stimmen, sprachliche Zeichen und Besonderheiten, Großstadt- und Naturszenen, Sehenswürdigkeiten und Erinnerungsorte in Verbindung mit Lektüren usw. Im Haiku, das traditionell keine präzise Beschreibung eines Dinges zum Ziel hat, sondern in dem die Ereignishaftigkeit und augenblickliche Ergriffenheit von etwas aufscheint, entdeckt Grünbein eine adäquate und pointierte Form zur unmittelbaren Verschriftlichung seiner über Details der ‚Fremde‘ ausgelösten flüchtigen und als solche

inszenierten Vorstellungsbilder, die als offene und spontane Sprachgebilde nicht auf feste Zuschreibungen oder Abgeschlossenheit angelegt sind und denen er in ihrer Zusammenstellung Funktionen eines Reisetagebuchs zuspricht. In seine deutende Ausgestaltung und Transformation des Haiku fließen eigene poetologische Überlegungen ein. Der Formzwang erscheint Grünbein nicht als Widerspruch zu der dem Haiku zugeschriebenen Möglichkeit des Einfangens und der unmittelbaren poetischen Umsetzung seiner multisensorischen Impressionen, sondern eher als Bedingung oder Begünstigung dieser Möglichkeit.

Aus der Perspektive einer Poetik der Interkulturalität ist genau diese spezielle Form der künstlerischen Auseinandersetzung mit Fremde interessant. Wie gestalten sich Grünbeins poetische Herantastungsprozesse an Fremde über das und zugleich an das „Rätsel Haiku“ (Grünbein 2008: 63)? Welche (auch poetologische) Funktion erfüllt die Fixierung von Reiseerlebnissen in Haikus und welche Effekte lassen sich darüber erzielen? Und schließlich: Wie wirkt sich diese formale Gestaltung von mentalen Bildern auf den perspektivischen Zugang zu Fremde aus?

2 Enträtselungsversuche: Reflexion auf das Haiku durch das Haiku

Mit seinem Buch knüpft Grünbein an Traditionen älterer japanischer Reiseliteratur an. So referiert er intertextuell-reflexiv in seinen Haikus auf den Wanderdichter Bashō und dessen bekanntestes Werk, das sich aus Prosa und Haikus zusammensetzende, 1689 entstandene Reisetagebuch *Oku no hosomichi* (奥の細道 *Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland*). Es zeichnet sich aus durch den Rückbezug auf vorausgegangene bzw. -gewanderte berühmte Dichter und die Erwanderung inspirierender Orte des Dichtens, die als ‚Gedicht-Kissen‘ (uta-makura 歌枕)² dienen und in die bereits eine längere Tradition der Dichtung eingeschrieben ist: Man kann sie evozieren, mit ihr in Verbindung treten und weiterdichtend an sie anschließen. Aus der konkreten Begegnung mit diesen Orten geht in *Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland* oft ein Haiku hervor, in dem der „erzählende und beschreibende Teil kulminiert“ und sich verdichtet (Elberfeld 2013: 236).

Auch Grünbein sucht auf seinen Reisen solche Orte auf, die nun Spuren der berühmten Haiku-Dichter – so auch die von Bashō – in sich tragen und als Gedenkstelle fungieren, und fängt dort seine Augenblicksimpressionen in Gestalt von Haikus ein. In Kyoto geschieht dies etwa, wie es Grünbein selbst in seinem Kommentar erläutert, während des Besuchs im Gedenkhaus für Buson, der in seinem Garten einen Teepavillon zur Erinnerung an Bashō und seine an diesem Ort hundert Jahre zuvor abgehaltenen Lesungen errichten ließ (Grünbein 2008: 25):

² „An Orten, die als ‚Gedicht-Kissen‘ [...] dienen, da man von alters her nicht aufgehört hat, sie zu bedichten, sind uns viele überliefert worden.“ (Bashō 1985: 133).

Wiederaufgebaut hat
Das Teehaus des unbehausten
Der behauste Dichter.

2. November 1999
Kyoto / Konpuku-ji
(Ibid.)

In das Spiel mit Referenz, Intertextualität und Weiterdichtung an diesen Gedicht-Kissen-Orten reiht sich Grünbein weiter ein mit einem zweiten, am gleichen Ort ausgelösten Haiku:

Wasser und Wolken
Ziehen wie immer dahin.
Selten noch Dichter.
(Ibid.: 26)

Mit diesen Versen setzt Grünbein seine sich mit diesem besonderen Ort verbindende Reflexion „über das Phänomen, reisend zu dichten“ (Nawata 2008: 117) und den Wandel in Dichterexistenzen fort.³

Anders als bei Bashō enthält Grünbeins Reisetagebuch keine Prosaanteile, jedoch ist jedes Haiku mit einer Datums- und Orts- bzw. Situationsangabe zum darin eingefangenen Ereignis oder Eindruck versehen. In einigen Fällen erläutert ein Kommentar den Kontext, in dem es angeregt wurde, wodurch die haikuspezifisch in besonderem Maße erforderliche Mitarbeit des Rezipierenden wiederum eine Lenkung erfährt. Die in einem bestimmten Augenblick an einem spezifischen Ort über ein wahrgenommenes Detail hervorgerufenen flüchtigen Impressionen werden unmittelbar in ein Haiku verschriftlicht, und somit, teilweise unterstützt durch die rahmenden Kommentierungen, in ihrer Situationsbedingtheit und Relationalität vorgeführt. Die teilweise deutlich reflexiven Implikationen in Grünbeins Reisehaikus, unterstützt durch die hinzugefügten Kurzkommentare, scheinen – eben in ihrer Realisierung als *Auseinandersetzung*sprozesse mit Fremde/m – über klassische zenphilosophische Ausprägungen des Genres hinauszuweisen, in denen „der Haiku-Dichter der Natur in Form einer meditativen Gewahrwerdung entgegen tritt“, ein Subjekt die Objekte der Natur also nicht denkend interpretiert, sondern unmittelbar „ohne die Zwischenstufe des Nach-Denkens“ wahrnimmt (Gad 2011: 15).

³ Sie können zudem als Anspielung auf das Li Po-Zitat gelesen werden (vgl. Nawata 2008: 117), mit dem Bashō in seinem Buch *Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland* einsetzt: „Sonne und Mond, Tage und Monate verweilen nur kurz als Gäste ewiger Zeiten“, und so ist es mit den Jahren auch: sie gehen und kommen, sind stets auf Reisen. Nicht anders ergeht es den Menschen, die ihr ganzes Leben auf Booten dahinschaukeln lassen, oder jenen, die mit ihren am Zügel geführten Pferden dem Alter entgegenziehen: tagtäglich unterwegs, machen sie das Reisen zu ihrem ständigen Aufenthalt. Viele Dichter, die vor uns lebten, starben bereits auf der Wanderschaft. Meine Gedanken hören dennoch nicht auf, wohl angeregt durch den Wind, der die Wolkenfetzen jagt, um das stets Getriebenwerden zu schweifen – ich weiß schon gar nicht mehr, von welchem Jahr an.“ (Bashō 1986: 43f.)

Diese Art poetischer Reiseinspiration und -dokumentation kann als besondere Form des Zugangs zu Fremde/m begriffen werden. Dadurch, dass die flüchtigen Wahrnehmungen in Haikus, einer durch große Offenheit gekennzeichneten poetischen Form hervorgebracht und fassbar werden, wird das darin Eingefangene nicht festgeschrieben, sondern als Übersetzung und Freisetzung eines Wahrnehmungsreizes in ein deutungsoffenes Sprachbild bzw. Sprachgebilde mit spezifischer Fokussierung umgewandelt. Jedes der Grünbeinschen Haikus erscheint so als *eine* perspektivische, über eine spezifische Dingkonstellation und Form zur Sprache gebrachte Momentaufnahme im Erleben und Empfinden des Dichters. Offenkundig fließen in diese Haikus Vorannahmen und intertextuelle Bezüge ein, mitunter explizit oder inhärent aufgeworfene Fragen binden die Rezipierenden in hohem Maße in Wahrnehmungs- und Reflexionsprozesse ein – eingeschränkt nur durch einige Leseanweisungen bzw. Lektürehilfen in den Kommentaren. Grünbein inszeniert seine Annäherung an Fremde/s also über eine ‚fremde Gattung‘ *und* in dichtender Beschäftigung mit dieser Gattung, die wiederum in *seiner* deutenden Realisierung erscheint und die er sich darüber im mehrfachen Hinsicht anverwandelt.

Das spielerische Experimentieren und die explizite Auseinandersetzung mit Form und Spezifika des Haikus, seinen Dichtern sowie mit im Haiku zusammentreffenden geistesgeschichtlichen Strömungen als Teil dieses Annäherungsprozesses an Fremde lässt sich anhand der in dem Band zahlreich enthaltenen Meta-Haikus veranschaulichen: eine „Reflexion auf das Haiku durch das Haiku“ (Nawata 2008: 118). Sie gestaltet sich mitunter als eine Art imaginärer Dialog zwischen poetologischen Anschauungen und Prinzipien.

Eine sich auf das Genre selbst beziehende Sinneserfahrung bringt folgendes Haiku zur Sprache:

Siebzehn Kehlkopfclicks –
Ein Gedicht auf japanisch.
Vorbei, kaum gehört.
(Grünbein 2008: 11)

Wie dem rahmenden Kurzkommentar⁴ zu entnehmen ist, eröffnet die vermutete Haiku-Rezitation von zwei älteren Damen im Stadtpark unerwartet einen auditiv-stimmlichen Zugang zum Haiku, der Grünbein wiederum spontan zur Versprachlichung seines Höreindrucks in ein Haiku bewegt. Das geradezu onomatopoetische „Kehlkopfclicks“ scheint den sinnlich erfahrenen Augenblick zu imitieren und in seiner Fixierung als Erinnerungsspur wiederhörbar zu halten. Dabei korrespondiert das genrespezifischste formale Merkmal, die Kürze, mit der inszenierten Flüchtigkeit des Hörerlebnisses im Park. Die

⁴ „17. Oktober 1999 / Tokushima / Im Stadtpark lesen zwei ältere Damen einander laut Gedichte vor. Es müssen Haikus sein, wie ich an der Anzahl der stoßweise hervorgebrachten Silben erkenne.“ (Grünbein 2008: 11)

Wortschöpfung „Kehlkopfklicks“ richtet den Fokus auf den wahrgenommenen und reflexhaft (re)kreierten Klang und sein Wirkungspotential, wobei die wahrgenommenen Stimmen der beiden Frauen, so kann in Anlehnung an Grünbeins Vorstellung von Poesie als einer physiologischen (vgl. 3) formuliert werden, über den Körper die Energie zur unmittelbaren Umwandlung des Hörereignisses in ein Haiku freisetzen.

Das Haiku stammt aus dem Tagebuch zur ersten Reise mit dem Titel *Zerrüttungen nach einer Tasse Tee oder Reisetage mit Issa*, der ein Spiel mit den Bedeutungen der Zeichenkomponenten von Issa (一茶) impliziert: Der selbst gewählte Name des Haiku-Dichters besteht aus dem Schriftzeichen für ‚eins‘ und dem Schriftzeichen für ‚Tee‘ (vgl. Nawata 2008: 120). In diesem Titel wird erneut Grünbeins reisebegleitende Beschäftigung mit dem Haiku und seinen Dichtern sichtbar. Als wichtigen Einfluss verweist er selbst in seinem Nachwort auf Issas Gedichtsammlung *Die letzten Tage meines Vaters*:

Ich las in den Aufzeichnungen eines Erdenbürgers, der keinen Moment die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit des eigenen Lebens vergaß, und daß alle Dinge auf der Welt nur von kurzer Dauer sind und schneller als Blitze verzucken. Anders gesagt: ich war, was mir in der heimischen Literatur immer nur ausnahmsweise widerfährt, spontan ergriffen. Ein Blitz, ein Zufallssplitter fernöstlicher Poesie hatte einen seiner nie vorgesehenen Adressaten getroffen. (Grünbein 2008: 105)

Die heterokulturelle Leseerfahrung von Issas ‚Zufallssplittern‘ beschreibt Grünbein als Vertrautheit über die Distanz hinweg. Grünbein liest Issas Werk, der darin sein Ohnmachtsgefühl angesichts des Zustands des sterbenden Vaters in Haikus fasst, als eine ‚anthropologische Konzentration auf das Wesentliche‘ (ibid.: 105), in der er trotz vordergründiger Unterschiede eine Literaturen übergreifende Gemeinsamkeit im dichterischen Blick auf Vergänglichkeit und Menschlichkeit wiedererkennt und sich die haikutypische Inszenierung spontaner Ergriffenheit auf ihn als Leser überträgt. Er stilisiert seine Lektüre des Buches von Issa zu einer Erfahrung grenzüberschreitender „unbewußter Verbundenheit“ (ibid.: 105) zwischen Dichtern, in der relationale Abgrenzungen in binären ‚wir – ihr‘ und ‚ihre – unsere‘-Konstellationen verschwinden:

Wie fortgeblasen war auf einmal der Unterschied zwischen *ihrer* und *unserer* Wahrnehmung. In der Konzentration auf den intensiv erlebten Augenblick schmolz alle Fremdheit dahin. [...] Bestätigt fand ich, was mir seit langem das Entscheidende ist bei jeder Lektüre: Wir Planetarier sind *ein* Gehirn. Über alle Sprachenbarrieren und jeden Exotismus hinweg gab es etwas, das uns gemeinsam war. (Ibid.: 106, Hervorh. D.G.)

In die Beschreibung dieser Lektüreerfahrung des gar nicht so fremdkulturellen Texts spielt mit dem Satz „Wir Planetarier sind ein Gehirn“ Grünbeins vom Gehirn aus gedachte Generierung eines Gedichts hinein. Die in diesen Formulierungen zum Ausdruck kommende empfundene Auflösung von Fremdheit weicht hingegen in seinen Haikus einer produktiven Qualität der Auseinandersetzung mit Fremdheit bzw. mit der ‚fremden‘ Gattung Haiku.

So birgt ein weiterer Zugang zum Rätsel Haiku über ein Haiku eine Anspielung auf den „Humor als Ursprung und Kern des Haikus“ (Nawata 2008: 118):

Ein Scherz das Ganze!
Selbst wenn er fliegt, der Vers,
Er bleibt, was er ist.
(Grünbein 2008: 14)

Der Kommentar klärt darüber auf, dass der Auslöser für dieses Meta-Haiku das Spiel mit der wörtlichen Übersetzung der beiden Schriftzeichen von Haikai: „Scherz, scherzhaft“ (ibid.: 14) war. Es scheint zudem die Kombination von schwebender Leichtigkeit und Flüchtigkeit des Haikus einerseits und seiner Unveränderlichkeit andererseits vorzuführen – möglicherweise eine Anspielung auf oder auch die spielerisch-humorvolle Auseinandersetzung mit dem komplexen Wechselverhältnis der beiden von Bashō eingeführten Haiku-Schlüsselkonzepte *fueki* und *ryūkō*.⁵

Während seiner zweiten Japanreise, drei Jahre später, bezieht sich Grünbein noch einmal auf das erste Scherz-Haiku zurück:

Regenzeit, Schwüle –
Selbst Versemachen fällt schwer.
Keine Scherze mehr...
(Grünbein 2008: 46).

Die Verse zeigen, dass Grünbein in seinem poetischen Reiseprojekt mit innertextuellen Verweisen und auch mit Brechungen und Elementen von Komik arbeitet und damit umso mehr seine versprachlichten mentalen Bilder als von einer konkreten Situation, Befindlichkeit und spontanen Kontextualisierung abhängig ausstellt.

Auf die traditionelle Jahreszeitenregel in der Andeutung eines Naturgegenstands referiert Grünbein mit kulturkritischem Unterton in seiner im Elektronik-Viertel Akihabara eingefangenen Haiku-Momentaufnahme aus dem letzten Teil („Stunden im Schneidersitz“) des Bandes:

Welche Jahreszeit?
Was weiß ich, wo es ringsum
Auf Bildschirmen schneit.

31. Oktober 2005
Tokyo / Akihabara

⁵ “The experiential actuality constituted by the phenomenal encounter between the cognitive subject and the cognized object is in itself the dimension of *ryūkō*, meaning the phenomenal transiency. [...] In close relation to the idea of *ryūkō* stands another idea *fueki* (constancy). The dimension of *fueki* is the non-phenomenal timelessness.” (Izutsu 1981: 70f.)

Jeder moderne Japan-Pilger sollte einmal hier haltgemacht haben, im Siebten Himmel der Technikanbeter, im Elektronik-Wunderland Akihabara. (Grünbein 2008: 84f.)

Durch das Frage-Antwort-Muster tritt eine imaginierte dialogische Struktur in Grünbeins Auseinandersetzung mit dem Genre Haiku hervor. Während die Dichter der traditionellen japanischen Literatur noch Naturlandschaften durchwanderten, flanieret Grünbein auf der großstädtischen Elektronikmeile Akihabara, fängt in seinem Haiku die Dinge ein, mit denen er sich als Dichter in naturentrückter technischer Umgebung unmittelbar konfrontiert sieht und befragt den Wandel in der sinnlich anschaulichen Erfahrbarkeit. Das Naturphänomen des Schneiens wird auf das Flimmern der Bildschirme übertragen, die ihrerseits die Sphäre des Virtuellen und die medialisierte Welt repräsentieren, den Zugang zur Natur verstellen und veränderte Wahrnehmungsreize senden bis hin zur großstädtischen äußeren Reizüberflutung. Die in diesen Versen aufgeworfene Frage zielt auch auf eine Reflexion der Angemessenheit, Relevanz oder Wirkung des Einspiels haiku-typischer Jahreszeitenwörter im Einfangen spontaner Eindrücke in veränderter Umwelt. Zudem klingt in ihnen eine moderne Entfremdungserfahrung an und nicht ohne Ironie ist anzumerken, dass der Name Akihabara wörtlich mit ‚Herbstlaubfeld‘ zu übersetzen ist.

Ein anderes Haiku inszeniert eine spontane Impression des Verhältnisses von Ich und Natur im Haiku, angestoßen durch das Gespräch mit dem Dichter Takashi Hiraide. Grünbein zitiert in seinem Kommentar dessen „Versuch einer mathematischen Formulierung des Haiku-Paradoxons“ (Grünbein 2008: 63):

„ $a - bi$. Ein Haiku ist die Differenz aus einer reellen Zahl a (die für alles Naturhafte steht: Landschaften, Lebewesen, Jahreszeiten, Witterung usw.) und einer nichtreellen Zahl bi (die für den Menschen steht, das flüchtige, unwirkliche Subjekt).“ (Ibid.)

Seine situativ-poetische Umsetzung dieses Gesprächsreizes in ein Haiku gestaltet sich folgendermaßen:

Das Ich aufgelöst,
Indifferent die Natur:
Willkommen, Haiku
(Ibid.)

Er bezeichnet diese Verse selbst als „flüchtige Notiz eines Europäers, der sich seit Jahrzehnten bemüht, dieses Rätsel Haiku zu verstehen“ (ibid.) und markiert sie damit zum einen als spontanen Einfall, entsprechend vorläufig und unabgeschlossen, zum anderen als eine perspektivisch-verbale Momentaufnahme ‚von außen‘, eine Fremdheitserfahrung durch die Linse „eines Europäers“. Das „Haiku-Paradoxon“ bezieht sich auf die hier dichtend in Szene gesetzte und in der Haiku-Forschung oder von den Haiku-Dichtern selbst unterschiedlich beschriebene und gedachte Relation von Ich bzw. Subjekt und Natur, von Betrachter bzw. Dichter und Naturgegenstand im Haiku. Izutsu beschreibt sie etwa als

„the dynamic momentum of dialectic encounter of the cognitive-creative subject with Nature“ (Izutsu 1981: 66). Wo ist bzw. bleibt aber dieses Ich in dieser Konstellation und wie genau ist es vorstellbar? Löst es sich tatsächlich auf oder ist und bleibt das „sprechende und die Situation überhaupt erst erzeugende Subjekt der Wahrnehmung“ (Krusche 2001: 226) nicht immer vorhanden? Besonders in traditionellen Varianten kann man in Bezug auf die formale Gestaltung des Haiku feststellen, dass die Subjektivität des Sprechers meist nicht sichtbar ist, Krusche spricht vom ‚vermiedenen Ich‘ und von einer ‚ausgesparten Deixis‘ im Haiku als Folge seiner „extremen Lakonik“ (ibid.: 226). Die sprachliche Formung verbindet sich zudem mit zen-philosophischen Einflüssen. Der lyrische Sprecher tritt gewissermaßen hinter seine Darstellung der Dingkonstellation zurück:

Die Ruckartigkeit sinnhafter, die Welt wie durch einen Blitz erhellender Erfahrung entspricht inhaltlich oft ein Ereignis, das *unerwartet* eintritt. Das Ereignis oder das, was es auslöst, wird im Text oft zum (grammatikalischen) Subjekt. [...] Das Subjekt der Wahrnehmung, von der Plötzlichkeit des Ereignisses (auch: des ‚Einfalls‘) überrascht, vergißt sich selbst; an der Stelle, die vom registrierenden Bewußtsein ‚leer gelassen‘ worden ist, taucht das Wahrgenommene selbst auf. (Krusche 2001: 227, Hervorh. D.K.)

In seiner Spontannotiz ‚eines Europäers‘ führt Grünbein die verrätselte Ununterscheidbarkeit bzw. Unterschiedslosigkeit („Indifferent die Natur“) der besonderen Begegnung von Ich und Natur im Haiku vor.

Das vermeintlich vermiedene Ich ist noch einmal Gegenstand eines Haikus, in dem nicht mehr nur gefragt wird, wo das ‚Ich‘ im Haiku, sondern auch, wer das ‚Ich‘ überhaupt ist. Inszeniert wird diese Überlegung über einen Prozess mehrsprachlicher Bezugnahmen und Konzepte:

Nicht *Ich denke* – hier
Sagt man *Mein Kopf hat gedacht*.
Mein Blut fließt aus mir.
Nicht *Ich blute*. *Ich sterbe*.
Ich, wer ist das? Mein Körper?

24. Oktober 1999
Tokyo / Akasaka Tokyo Hotel

Wie es aussieht, ist der Autor hier einer Fehlinformation aufgesessen. Das japanische Subjekt existiert und ist lebendig und munter. Dennoch scheint da von alters her ein gewisser Hang zu Passivkonstruktionen im Spiel zu sein. Die Frage, wer den Ton angibt, Leib oder Seele, gerät so mitunter leicht in die Schwebe. Aber auch dieser Eindruck mag täuschen. (Grünbein 2008: 17)

Evoziert wird, unterstützt durch den Kommentar, eine sprachvergleichende Reflexion, über die auch kulturelle Konstrukte aufeinander bezogen werden. Im wechselseitigen Blick auf die Sprachen und die Vorgaben, die sie machen oder die Möglichkeiten des

(Selbst-)Ausdrucks bzw. der Selbstreferenz, die sie anbieten, inszeniert Grünbein ein Gedankenspiel über Subjektkonstruktionen in den Sprachen und damit verbundene Formen der Selbstwahrnehmung und Ich-Konstitution sowie über Körper-Seele-Konzepte. Die in dem abschließenden Vers aufgeworfene und im Kommentar durch weitere Überlegungen ausdifferenzierte Frage, ob das ‚Ich‘ der Körper sei, beschäftigt Grünbein auch in anderen Texten. Dem traditionellen Leib-Seele-Dualismus, „mit dem ein eigenständiges Vermögen der menschlichen Seele angenommen wird“ (Berg 2007: 31) setzt er den „Primat des Körpers“ entgegen und ersetzt die Seele „durch das Gehirn als den Träger des reflexiven Denkvermögens“ (ibid.).

In seiner Erläuterung zu diesem Haiku korrigiert Grünbein zudem auf „Fehlinformation“ beruhende Vorannahmen, die er im Zuge seines imaginären poetischen Dialogs mit der Fremde über neu gewonnene Eindrücke ausdifferenziert und somit auch ein verändertes Vergleichsverhältnis zwischen sprachlichen Subjektkonstruktionen anvisiert bzw. andeutet. Die über die Haikus entworfenen flüchtigen Einfälle sind fortwährend durch neue bzw. andere ersetzbar, ihre Zusammenstellung in Reisetagebüchern macht die wechselnden Blicke auf die Gegenstände in ihrer Wandelbarkeit und damit die Annäherungsprozesse und ihre Qualitäten sicht- und rekonstruierbar. In dem Verfahren der Selbstkorrektur kommt eine kritische Auseinandersetzung mit eigenen Vorverständnissen zum Ausdruck, die wiederum als flüchtiger Eindruck in die Haiku-Gestaltung eingeflossen ist.

Wie anhand einiger Beispiele veranschaulicht, gestaltet Grünbein seine Annäherung an Fremde nicht nur in Form von Haikus, sondern führt in ihnen spielerisch auch das Haiku selbst mit seinen Spezifika bzw. in seiner relationalen Rätselhaftigkeit vor. Seine Herantastungsprozesse an das Haiku als dichterische Auseinandersetzung mit dieser ‚fremden Gattung‘ werden auf seinen Reisen durch vielfältige Impulse angestoßen. In den gezeigten Meta-Haikus etwa kommt das poetische Spiel in Gang über den zufällig gehörten Vortrag im Stadtpark, über die wörtliche Bedeutung der Schriftzeichen, aus denen sich die Bezeichnung Haikai zusammensetzt, über die Bildschirmflut Akihabaras oder über die Haiku-Formel des Dichterkollegen.

3 Haiku als Methode: Poetologische Überlegungen

Was veranlasste Grünbein dazu, seine Wahrnehmungen während der Japanreisen in Haikus zu fixieren? Dazu gibt er selbst in seinem Nachwort *Siebzehn Silben des Augenblicks* Auskunft:

Mir, der ich nie photographiere, schien das Haiku die günstigste Alternative zum Polaroid – einer Technik, die nun ihrerseits obsolet ist. Es ging mir darum, die einzelnen inneren Aufnahmen sofort begutachten zu können – auf einer weißen Notizbuchseite. (Grünbein 2008: 107)

Das Haiku erfüllt für ihn also die Funktion, die in sich erzeugten inneren Bilder unmittelbar schriftlich einzufangen, sie fest- und verfügbar zu halten, sie sich zu vergegenwärtigen und gleich vor Augen führen zu können. In Anlehnung an die in den altjapanischen Holzschnitten verwendete Technik des *ukiyo-e* charakterisiert Grünbein seine „flüchtigen Hervorbringungen“ (ibid.: 107) auch als „Bilder der auf der Oberfläche schwimmenden Welt“ (ibid.). Als den Augenblick in 17 Silben einfangende poetische Sofortbilder liefern sie keine komplexen Beschreibungen und zementieren keine festen Sichtweisen auf reisend erfahrene mitunter ‚fremde‘ Dinge, sondern andere Reize in anderen Augenblicken können auch immer wieder andere Schnappschüsse auslösen und erzeugen. Durch ihre sprachliche Formung in ein Haiku lassen sie sich – um im Bild des Fotografierens zu bleiben – verbal scharf stellen und darüber in ihrer Wirkung und erfahrenen Eindringlichkeit noch verstärken und vor allem wieder aufrufen.

In Grünbeins Vergleich der über das Haiku erreichbaren Effekte mit einem Polaroid scheint eine Technik, mit der er in früheren Werken experimentiert hat, hineinzuspielen und zwar die der *Glimpses*, die er in einem Interview als „Augenblicksimpressionen“ von einer „betrachteten Realität (der Oberflächen)“, als flüchtige Blicke, Eindrücke und „Momente, in denen das Reale emblematisch erstarrt“ (Grünbein 1992: 445) charakterisiert hat. Sie gleichen damit eher ersten Zugängen und keinen durchdachten, durchdringenden und ausgestalteten Denkbildern. Die *Glimpses* bestünden aus vielen Zufallselementen und fügten sich in Abhängigkeit von der jeweiligen Wahrnehmung an einem bestimmten Ort, zu dieser Zeit und in dieser Situation zu einer signifikanten Konstellation zusammen (ibid.). Eine solche Konstellation flüchtiger Sinneseindrücke lässt sich gerade durch das Haiku akzentuiert herausstellen und sprachlich formen, da sie durch die formale Restriktion noch geschärft bzw. überhaupt gefasst werden kann und eine intensivierte Wirkung entfaltet. Grünbein präzisiert:

Das [...] war die stillschweigende Abmachung: alles mußte sogleich notiert werden. Kein Zögern, kein langes Umkreisen des Motivs, das Inbild sollte im nächsten Augenblick Schrift werden. Darin aber unterschied es sich bereits von einer gewöhnlichen, gut ausgeleuchteten Impression. Die Ökonomie des Ausdrucks erzwang so etwas wie eine mentale Sofortreaktion. Hierin eben lag ja das Versprechen der Haiku-Poetik: etwas festhalten zu können, das im Moment seines Erscheinens einen packenden Eindruck gemacht hatte und doch nur flüchtig aufscheinen konnte, bevor es verging – eine Geste, eine Straßenszene, ein Gedanke, die Erscheinung eines wildfremden Menschen, irgendein nichtiges existentielles Etwas. Unschätzbar war sie, diese Methode, die es einem erlaubte, Vergänglichstes einzufangen in Form von mikrosemantischen Intervallen. Selten hat so ein geringes Quantum Sprache eine so enorme Wirkung gehabt wie im japanischen Gedicht, und selten war auch die Einprägkraft, der mnemotechnische Koeffizient, größer als dort. Ein Zuruf genügt, und die Trance des ersten Augenblicks ist abermals da. (Grünbein 2008: 107f)

Das künstlerische Konzept der *Contrainte*, der selbstaufgelegten Spielregel des Zwangs zur Form, wie hier des Haiku, setzt einen spezifischen Modus des dichterischen Ausdrucks frei und wirkt gleichsam als kreativitätsstiftender bzw. energieliefernder Impuls

in Grünbeins poetischer Verarbeitung seiner Wahrnehmungsblitze und Erfahrungsprozesse in Japan. Zudem werde die rauschhafte Intensität des erlebten Moments („Trance des ersten Augenblicks“), in dem über einen alltäglichen eindringlichen Reiz der Umgebung („irgendein nichtexistentielles Etwas“) eine mentale Sofortaufnahme erzeugt wird, durch die pointierte Fixierung und Gestaltung in Haiku-Form festgehalten und damit wiedererleb- und erinnerbar. Dies unterstreicht die Eignung des Haiku für die mit dem Medium Reisetagebuch verbundenen Zwecke in besonderer Weise. Die Vorstellung, ein Haiku sei ein unmittelbar verschriftlichtes Inbild anstelle einer „gut ausgeleuchteten Impression“ hat der Maler Nakamura Fusetsu in ähnlicher Weise beschrieben: Er sah in Haikus „Wort-Gemälde“, die ein in einem Augenblick erfasstes Bild rekonstruierten wie ein ‚flash‘ und nicht wie eine sorgfältig erarbeitete Komposition (cf. Flitterer 2005: 7).

In Grünbeins Schilderung der Potentiale der Methode Haiku für die dichterische Verarbeitung und Speicherung von Wahrnehmungen klingt sein Verständnis von Dichtung und ihren „mental en Voraussetzungen“ (Grünbein 2007: 90) an. Er denkt sie vom energieliefernden Körper aus als eine besondere Aktivität des Gehirns, wo Reize gewissermaßen wie „elektrochemische Reaktionsprozesse“ (Ahrend 2007: 163) verarbeitet werden. Gerade die im Nachwort zum Band *Lob des Taifuns* formulierte Vorstellung, dass die haikuspezifische Sparsamkeit im sprachlichen Ausdruck eine „mentale Sofortreaktion“ mit gesteigerter Einprägkraft und größtmöglichem ‚mnemotechnischen Koeffizient‘ erzeuge, lässt Parallelen zu Ausführungen in seinem Essay *Mein babylonisches Hirn* erkennen, in dem er die „energetische Beziehung von Gedächtnis und Poesie“ (Grünbein 2007: 23) herausarbeitet. Darin beschreibt er den Ausgangspunkt für das Dichten, die Initialzündung als „Gehirnhelligkeit“ (ibid: 19), die nicht als Inspiration im Sinne traditioneller Poetik, sondern als ein körperlicher Spannungszustand intensivierter Aufmerksamkeit und „Reizbarkeit“ (ibid.) fassbar ist. Folglich sei der Leser von Gedichten, von Neuronotizen konfrontiert mit einer Folge von Reflexen, „mit denen ein Autor hineinpeilt in eine imaginäre Welt, die dem Außenraum standhalten soll.“ (Ibid.) Das Wort sei „physischen Ursprungs“ und nur das im Dichten „innegewordene Wort schützt vor der erinnerungslosen Alltagssprache, es hält die Verbindung zum Einmaligen, zur Idiographie primärer Wahrnehmung“ (ibid.) und fungiert somit als Medium des Gedächtnisses. Und gerade diese einzelnen Reflexe lassen sich nun durch die lakonischen Haikus in besonderer Weise sprachlich formen, sichtbar machen und in ihrer faszinierenden Eindringlichkeit trotz ihrer Flüchtigkeit memorierbar halten.

Vor dem Hintergrund dieser poetologischen Überlegungen ist es nicht verwunderlich, dass im Band *Lob des Taifuns* ein Haiku zu finden ist, das diese Vorstellung von der Entstehung eines Gedichts vorzuführen scheint – findet sie doch über die Methode Haiku eine treffende Realisierung. Entstanden ist es, wie dem Kurzkommentar zu entnehmen ist, während seines Besuchs des Ryôan-ji, des Zen-Tempels im Nordwesten von Kyoto:

Zurück in dein Hirn
Zog die Welt sich. Dort kommt sie
Als Wachtraum zu sich.
(Grünbein 2008: 24)

Grünbein inszeniert den Rückzug der Welt in das Hirn des sie betrachtenden Subjekts als tagtraumhaftes Erlebnis und erzeugt so einen mentalen Schnappschuss des dichterischen Schaffensprozesses selbst. In der neurobiologischen reflexartigen Überführung von äußeren Reizen, von „Gehirnhirnhelligkeit“ in Poesie findet die Hinwendung zur inneren Welt statt. Die dort, und zwar im Hirn, verarbeitete und hervorgebrachte, (im Imaginären) ‚zu sich kommende‘ Welt wird mit einem Wachtraum verglichen, also einer Form der Trance, wie sie Grünbein auch in seinen Ausführungen zu Wirkungsweisen und zur Funktion des Haiku für sein Reisetagebuch beschreibt: die Wiedererlebbarkeit der „Trance des ersten Augenblicks“. In dieser pointierten flüchtigen Imagination des physiologischen dichterischen Schöpfungsprozesses über die Methode Haiku, der Grünbein eine besondere Eignung in der Erzeugung mentaler Effekte zuschreibt, wird seine Affinität zum Haiku auch auf poetologischer Ebene plausibel. – Ein produktiver poetischer Wechseltausch in seiner Auseinandersetzung mit der vertrauten fremden Gattung Haiku, in deren Ausgestaltung Aspekte der Zen-Philosophie und physiologische Poesie aufeinander bezogen werden. In seinem *Brief über Dichtung und Körper* schreibt Grünbein: "Das Gedicht, idealerweise, führt das Denken in einer Folge physiologischer Kurzschlüsse vor" (Grünbein 1996: 41) und ein Haiku, so scheint es, birgt die Möglichkeit – ähnlich der Technik der *Glimpses*, jedoch noch viel effektiver und pointierter – einzelne solcher Kurzschlüsse als flüchtige Blicke und in fremde imaginäre Welten zielende Reflexe vorzuführen.

4 Fazit

Fasst man Interkulturalität als „Prozess eines wechselseitigen Aufeinanderbezogenseins verschiedener kultureller Kontexte“ (Albrecht 1997: 118) und, zu ergänzen wäre hier, sprachlicher und poetologischer Kontexte, so ist auch die dichterische Ausgestaltung solcher Prozesse von Interesse.

Für Grünbein erweist sich das Haiku in seiner formal bedingten Kürze gerade auch im Zusammenspiel mit ‚eigenen‘ poetologischen Überlegungen als geeignetes Verfahren zur Fixierung seiner auf Reisen versuchten Annäherungsprozesse an Fremde/s, die er in Haikus als innere Augenblicksimpressionen und nach eigenen Worten nicht als gut ausgeleuchtete Impressionen, also nicht als festschreibende Bilder, inszeniert.

Der über Haikus transportierte flüchtige ‚fremde‘ Blick wirkt jedoch in den Haikus, die sich auf ‚die Leute‘ beziehen⁶, vor allem unterstützt durch die Kurzkomentare, durchaus zuschreibend und nimmt auch stark stereotypisierende Züge an – wie etwa in folgendem Beispiel:

Zuckend die Lider
Plaudern den Preis aus, den Preis
Lebenslanger Geduld.

3. November 1999
Präfektur Shizuoka

Größer als anderswo scheint in Japan die Selbstdisziplin der Leute. Früh schon lernt man sich hier in Geduld und Zurückhaltung zu üben. Manchmal jedoch verrät ein Tic, ein nervöses Blinzeln, wieviel Kraft das kollektiv eingeübte Ansichhalten kostet. Die junge Frau in Shizuoka, Angestellte einer Veranstaltungsagentur, war nicht die erste, an der das Geheimzeichen auffiel. (Grünbein 2008: 28)

Selbst wenn auch dieses Haiku einen spontanen Einfall festhalten mag und die formal bedingte Kürze notwendigerweise Komplexitätsreduktion mit sich führt, also mit einem Haiku weder der Anspruch noch die Funktion oder Wirkung ‚gut ausgeleuchteter‘ Impressionen verbunden sein kann, so manifestiert sich in dem Kommentar doch recht deutlich ein festschreibender, offenbar auf Entlarvung zielender Blick (vermeintliche Aufdeckung eines ‚Geheimzeichens‘). Der Vergleichsmaßstab ist mit ‚größer als anderswo‘ recht unpräzise gehalten bzw. bleibt unausgesprochen, Formulierungen wie ‚der Leute‘ und ‚man‘ konstruieren eine Gruppe, die ‚der Leute in Japan‘ mit der Kollektiveigenschaft des ‚Ansichhaltens‘, das ‚hier‘ streicht das über Abgrenzung hergestellte *anders* ‚als anderswo‘ noch heraus. Ein solcher Kommentar setzt sich deutlich ab von Beispielen wie dem vorher veranschaulichten, in dem Selbstkorrektur als Verfahren der Differenzierung erkennbar war.

Einen produktiven Wechseltausch mit Fremde/n hingegen initiieren Grünbeins Meta-Haikus, in denen Haiku-Spezifika selbst als poetische Reizauslöser für Haikus fungieren. Die an Orten des Dichtens, über Gespräche, Gehörtes, Gesehenes usw. ausgelöst, mentalen und in Worte gefassten Schnappschüsse inszenieren diese Auseinandersetzung mit der ‚fremden Gattung Haiku‘ in Verbindung zu eigenen poetologischen Überlegungen, wodurch das Haiku in Grünbeins eigener deutender Realisierung erscheint.

⁶ Dies ist, wie ausgeführt, nach traditionellen Haiku-Regeln auch gar nicht vorgesehen, soll der in einem Haiku erwähnte Naturgegenstand doch außerhalb der menschlichen Natur liegen.

Literatur

- Ahrend, Hinrich 2007: „Essayistische Lyrik. Grünbeins Grenzgänge zwischen Poesie und Poetik“, in: Bremer et. al. (eds.) 2007, 135–168.
- Albrecht, Corinna 1997: „Überlegungen zum Konzept der Interkulturalität“, in: Bizeul et al. (eds.) 1997, 116–122.
- Bashō, Matsuo ³1985: *Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland*, aus dem Japanischen übertragen von G. S. Dombrady, Mainz: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.
- Berg, Florian 2007: *Das Gedicht und das Nichts. Über Anthropologie und Geschichte im Werk Durs Grünbeins*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Bizeul, Yves & Ulrich Bliesener & Marek Prawda (eds.) 1997: *Vom Umgang mit dem Fremden. Hintergrund – Definitionen – Vorschläge*, Weinheim / Basel: Beltz, 116–122.
- Bremer, Kai & Fabian Lampart & Jürgen Wesche, (eds.) 2007: *Schreiben am Schnittpunkt. Poesie und Wissen bei Durs Grünbein*, Freiburg i. Br. u.a.: Rombach.
- Elberfeld, Rolf 2013: „Wenn die Reise zum Wohnort wird – Matsuo Bashōs 松尾 芭蕉 Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland (Oku no hosomichi 奥の細道)“, in: Moenighoff & Bernstorff & Tholen (eds.) 2013, 229–240.
- Flitterer, Mario 2005: „Das Verschwinden der Schwalbe. Aspekte moderner deutschsprachiger Haiku“, in: *Vierteljahrszeitschrift der Deutschen Haiku-Gesellschaft* 67 (2005): 5–24.
- Gad, Jürgen 2011: „Die klassische japanische Ästhetik und das Haiku“, in: *Vierteljahrszeitschrift der Deutschen Haiku-Gesellschaft*, 94 (2011), 11–17, im Internet unter: http://www.deutschehaikugesellschaft.de/files_doc/94-Gad.pdf [20.01.2017]
- Grünbein, Durs 1996: *Galilei vermisst Dantes Hölle und bleibt an den Maßen hängen. Aufsätze 1989-1995*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Grünbein, Durs 1996: „Drei Briefe“, in: Grünbein 1996: 40–54.
- Grünbein, Durs 2007: *Gedicht und Geheimnis. Aufsätze 1990-2006*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Grünbein, Durs 2007: „Mein babylonisches Hirn“, in: Grünbein 2007, 19–33
- Grünbein, Durs 2007: „Das Gedicht und sein Geheimnis“, in: Grünbein 2007, 84–94.
- Grünbein, Durs 2008: *Lob des Taifuns. Reisetagebücher in Haikus*, Frankfurt a. M. / Leipzig: Insel.
- Izutsu, Toshihiko and Toyo 1981: *The Theory of Beauty in the Classical Aesthetics of Japan*, Dordrecht: Springer Science and Business Media.
- Krusche, Dietrich 2001: *Zeigen im Text. Anschauliche Orientierung in literarischen Modellen von Welt*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Krusche, Dietrich (ed.) ¹⁴2014: *HAIKU. Japanische Gedichte*, München: dtv.
- Krusche, Dietrich 2014: „Essay: Erläuterungen zu einer fremden literarischen Gattung“, in: Krusche (ed.) ¹⁴2014, 115–147.

- Moennighoff, Burkhard & Wiebke von Bernstorff & Toni Tholen (eds.) 2013: *Literatur und Reise*, Hildesheim: Universitätsverlag Hildesheim.
- Naumann, Thomas 1992: "Poetry from the bad side". Gespräch mit Durs Grünbein, in: *Sprache im technischen Zeitalter* 124 (1992), 442–454.
- Wittkamp, Robert F. 2003: „Das japanische Haiku in deutscher Übersetzung“, in: *Neue Beiträge zur Germanistik*, 2.1 (2003), 195–205.

Ostdeutsche Erinnerungen: Generationendialog und Zeitgeschichte im neuen ostdeutschen Familienroman

Marja-Leena Hakkarainen (Universität Turku, Finnland)

Maikäfer, flieg.
Der Vater ist im Krieg.
Die Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.
Maikäfer, flieg.¹

1 Einleitung

Familiengeschichten erleben heute Hochkonjunktur. Der Bezugspunkt der meisten deutschsprachigen Familienromane ist nach wie vor der Zweite Weltkrieg, aber seit der Jahrtausendwende ist in der Literatur und im Film die Geschichte der DDR in den Fokus gerückt.² Bekanntlich wurde die Wiedervereinigung metaphorisch als eine Familienzusammenführung dargestellt, die die „Brüder und Schwestern“ nach 40 Jahren unter ein Dach brachte. In den Erinnerungsdebatten der 1990er Jahre wurden die Erfahrungen der Ostdeutschen jedoch marginalisiert, und heute noch dient die DDR in den westzentrierten Medien oft als Mittel zur Konstruktion von Alterität (cf. Ahbe 2013: 34; Grüner 2012: 109)³ Zwar wurde ihre politische Geschichte – vor allem der Stasi-Apparat und die Führungsspitze – vielfach kritisch beurteilt, aber die alltäglichen Lebenserfahrungen der Bevölkerung sind weitgehend ignoriert worden. Die ostdeutschen Familienromane der Nach-Wende-Zeit hatten zunächst einmal die Aufgabe, die Erinnerungen an den Nationalsozialismus und an die DDR-Zeit im familiären und gesellschaftlichen Kontext festzuhalten.

Die Diskussion über die nationalsozialistische Vergangenheit verlief in der DDR von Anfang an anders als in der BRD. Beide Staaten bemühten sich zwar nach dem Krieg um

¹ Das „Maikäferlied“ ist ein altes Volks- und Kinderlied, das eventuell auf die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurückgeht. In der Liedersammlung *Des Knaben Wunderhorn* (1806/08; cf. Armin & Brentano 1957) wird es als „Maykäfer“-Lied aufgeführt.

² Als klassisches Beispiel gilt Thomas Manns *Die Buddenbrooks* (1901). Nach dem Krieg erschienen z.B. Heinrich Bölls *Billiard um halb zehn* (1959) und *Kindheitsmuster* von Christa Wolf (1976), die die deutsche Vergangenheit aus der Generationenperspektive betrachten. Uwe Johnsons Tetralogie *Die Jahrestage. Aus dem Leben von Gesinde Cresspahl* (1971–83) deckt die Zeit von der Machtergreifung Hitlers bis zum Prager Frühling ab. Am Anfang des 21. Jh. erschienen u.a. *Im Krebsgang* (2002) von Günter Grass, *Ein unsichtbares Land. Eine deutsche Familiengeschichte* (2003) von Stephan Wackwitz und *Haltet euer Herz bereit: eine ostdeutsche Familiengeschichte* (2009) von Maxim Leo.

³ Zum Begriff „Wende“ siehe auch Ahbe & Cries (2006: 557).

Entnazifizierung, aber ein großer Unterschied bestand darin, dass sich die DDR als Erbe der antifaschistischen Tradition verstand und die Mitschuld an den Nazi-Verbrechen verneinte (cf. Ostheimer 2009: 223). Es kam dort auch nicht zu einem offenen Generationenkonflikt wie in der Bundesrepublik in den 60er Jahren und auch zu keiner Blütezeit der Väterliteratur in den 70er und 80er Jahren. Es stellt sich die Frage, ob und wie die Aufarbeitung der Vergangenheit in der neuen ostdeutschen Erinnerungsliteratur mit den früheren Generationen abrechnet. Besonders interessant ist dabei die Position der Nachkriegsgenerationen, die in die DDR „hineingeboren“ wurden.

Aleida Assmann (2006: 25) zufolge entstehen die Erinnerungen in einem sozial bestimmten Umfeld und in einem Zeithorizont, der durch den Wechsel der Generationen bestimmt ist. Der Begriff Generation bezeichnet sowohl die lineare Familienfolge, als auch horizontale Gemeinschaftsstrukturen. Karl Mannheim hat bereits in seinem Artikel „Das Problem der Generationen“ (1928) festgestellt, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Alterskohorte zwar eine Tendenz auf bestimmte Verhaltensweisen nahelegt, aber eine Generationseinheit entsteht erst, wenn die derselben Generation angehörenden Individuen „am gemeinen Schicksal“ teilnehmen und darauf einheitlich reagieren (1928/2009: 136, 150).⁴ In Bezug auf die westdeutschen 68er und 89er Generationen betont Heinz Bude (2001: 53) „das Gefühl der gleichartigen Betroffenheit durch eine einzigartige gesellschaftliche und geschichtliche Situation“.⁵ Da die geschichtliche Entwicklung und die Bildung der Generationen in der DDR einigermaßen anders verlief, lehne ich mich hier an die relativ weit gefasste Definition von Ulrich Herrmann (2006: 35), der die Generation als eine Gruppe von Menschen versteht, „die sich durch eine für sie spezifische kollektive Identität auszeichnet und sich durch diese miteinander bedeutungsvoll verbunden weiß“. Neben „Schicksalsgemeinschaften“, die aus benachbarten Jahrgängen bestehen, erwähnt er „Bewegungen“, die Menschen unterschiedlicher Lebensalter miteinander verbinden.

In diesem Beitrag untersuche ich die Darstellung des Generationendialogs in Bezug auf die Zeitgeschichte in dem Roman *In Zeiten des abnehmenden Lichts. Roman einer Familie* (2011, im Folgenden ZL) von Eugen Ruge und in der Autobiografie *Ab jetzt ist Ruhe. Roman meiner fabelhaften Familie* (2012, im Folgenden AR) von Marion Brasch. Zum Schluss betrachte ich das Verknüpfen der eigenen mit fremden Erinnerungen in dem Roman *Gehen, ging, gegangen* (2015, im Folgenden GG) von Jenny Erpenbeck. Im Fokus meiner Analyse steht die identitätsstiftende Bedeutung der familialen und gesellschaftlichen Generationen.

⁴ Ulrike Jureit (2006: 33) bemerkt, dass Mannheim die Generation „als männliche Form altersspezifischer Gemeinschaften“ verstand. Für ihn waren es eben Männer mit bürgerlichem Hintergrund, die die Geschichte machen.

⁵ Laut Bude (2001: 53) gilt das Ende des Kalten Kriegs als eine Zäsur, die die 68er von den 89ern trennt. Jureit versteht die 68er als letzte heroische Generation. Danach gab es allerdings verschiedene Identifikationsangebote wie die 89er, die Generation Golf oder die Generation Berlin (Jureit 2006: 96–97).

2 Mehrgenerationenroman und Zeitgeschichte

Wegen der historischen und generationsbedingten Distanz bietet die Gattung des Generationenromans heute neue Möglichkeiten, die Vergangenheit kritisch zu betrachten (cf. Eigler 2005: 9). Dies ist auch das Ziel des Romans *In Zeiten des abnehmenden Lichts* von Eugen Ruge. Mit dem Untertitel „Roman einer Familie“ nimmt der Autor Abstand von einem autobiographischen Hintergrund, wenngleich die Figuren Ähnlichkeiten mit seiner eigenen Familie aufweisen.⁶ Der Roman erhielt 2011 den deutschen Buchpreis und wurde in der Presse u.a. als „DDR-Buddenbrook-Roman“ bezeichnet.⁷ Statt einer linearen Familiengeschichte im Sinne Thomas Manns sind die Kapitel jedoch nicht chronologisch geordnet, und die multiperspektive Erzählweise lässt die Handlung fragmentarisch und lückenhaft erscheinen. Die Erzählung fokussiert auf die DDR-Zeit, aber auch die Erfahrungen der Großeltern vor dem Zweiten Weltkrieg werden aus ihrer eigenen Perspektive dargestellt. Der Roman beginnt und endet im Jahr 2001 und umfasst das Leben von vier Generationen.

Dem Soziologen Wolfgang Engler (2004: 43) zufolge gab es in der DDR drei politisch bedeutsame Generationen: die Altkommunisten, die um 1930 geborenen „Jungen“ und die Generation der frühen Nachkriegszeit.⁸ Die Altkommunisten bildeten eine selbstbewusste Generationseinheit, die während des Nationalsozialismus im Widerstand, im Gefängnis, im Exil oder im KZ gewesen war. Im Roman werden sie durch Charlotte und Wilhelm repräsentiert, die am Anfang der fünfziger Jahre aus dem mexikanischen Exil in die DDR kamen, um den Sozialismus aufzubauen, und bis zu ihrem Tod parteitreu blieben. Charlottes Sohn Kurt gehört in Ruges Roman noch zu den „Jungen“, die die starren Richtlinien der Partei lockern wollten und ihr Enkel Alexander zählt zu der Generation der frühen Nachkriegszeit. Er verlässt das Land Anfang Oktober 1989 kurz vor dem Mauerfall. Sein Sohn Markus ist damals 12 Jahre alt und gehört zu der „Generation der

⁶ Eugen Ruge (geb. 1956) kam im Alter von zwei Jahren mit seiner Familie aus der Sowjetunion in die DDR. Sein Vater Wolfgang Ruge war während des 2. Weltkrieges nach Sibirien deportiert worden. Ähnlich wie Kurt Umnitzer im Roman wurde er ein renommierter Historiker. Auch andere Figuren wie etwa die deutschen Großeltern sind unschwer erkennbar. Ruges Stiefvater war Mitglied des Geheimdienstes der kommunistischen Internationalen und ähnlich wie Wilhelm im Buch zählte er zur Gründungsgeneration der DDR. 1988 siedelte Eugen Ruge in die Bundesrepublik über.

⁷ Siehe die Rezension von Iris Radisch vom 1.9.2011 in der Wochenzeitung *Die Zeit*. Im Herbst 2016 erschien Eugen Ruges Roman *Followers*, der die Generationsfolge bis in die Zukunft verfolgt.

⁸ Berndt Lindner (2006: 96–97) unterscheidet drei Generationen: Die Aufbaugeneration (geboren 1930–40), die integrierte Generation (geb. 1945–1960) und die distanzierte Generation (geb. 1961–75). Die nach 1975 Geborenen zählt er zu der „unberatenen Generation“ (Lindner 2006: 101). Auch Mary Fullbrook (2006: 122f.) unterscheidet drei bedeutsame Generationen: die KZ-Generation, die Aufbau-Generation und die erste FDJ-Generation. Sie bemerkt weiter, dass die KZ-Generation eine relativ kleine Gruppe war. Nach dem Krieg bestand die Mehrheit der Bevölkerung aus „passiven Bürgern“, Mitläufern oder Verbündeten des Nationalsozialismus.

Unberatenen“.⁹ Die Mutter von Markus und ihr zweiter Mann aus dem Kreis der evangelischen Kirche sind Sympathisanten der Bürgerbewegung im Herbst 1989.¹⁰

Die familiären und gesellschaftlichen Ereignisse sind im Roman eng ineinander verzahnt, aber die Hintergründe der historischen Geschehnisse werden nur andeutungsweise dargestellt. Die Zeitkritik erscheint oft als eine Anekdote, wie etwa bei der Frage nach den vier Hauptfeinden des Sozialismus. Die richtige Antwort lautet: „Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter“ (ZL, 298). Im fünften Kapitel, datiert 1961, wird das Thema Mauerbau durch eine kurze Replik von Wilhelm behandelt: „Ein Affentheater mit Westberlin. Dann muss man die Staatsgrenze eben abriegeln“ (ZL, 128). Die Debatte über die Ausbürgerung von Wolf Biermann wird beiläufig erwähnt, wenn Alexanders Mutter Irina bei der Zubereitung der Weihnachtsgans 1976 durch die offene Küchentür ein Gespräch zwischen ihrem Sohn und Ehemann mithört. Die brennende Frage um einen politischen Kurswechsel Ende der 80er Jahre drückt sich in dem Trinkspruch aus: „Auf Gorbatschow – ja. Auf die Perestroika in der DDR – nein“ (ZL, 335). Auch die Vereinigung der beiden deutschen Staaten und ihr politisches Umfeld werden im Kontext des Familienalltags behandelt. Zu Weihnachten 1991 sinniert Irina etwa, dass es kein Problem mehr sei, passende Früchte für die Füllung der Gans zu finden.

Die verschiedenen Generationen betrachten das Zeitgeschehen auf der Grundlage ihrer eigenen Erfahrungen. Für die Großeltern bot die DDR eine Chance zum beruflichen und gesellschaftlichen Aufstieg. Wilhelm verstand es gut, seine eigentlich bescheidene Tätigkeit im Widerstand hervorzuheben und wurde Gegenstand heroisierender Geschichten:

Nein, man konnte nicht sagen, dass Wilhelm solche Geschichten in die Welt setzte. Aber irgendwie, weiß der Teufel ... Er nagelte sein Lasso an die Wand seiner Zentrale – und schon waren die jungen Genossen überzeugt, Wilhelm sei ein begnadeter Lassowerfer gewesen. Er schenkte Cuba Libre aus, und schon glaubten alle, er kenne Fidel Castro persönlich! Und wenn er Nescafé auf „mexikanisch“ trank (was nichts Anderes hieß als dass er Pulver zuerst mit Kaffeesahne anrührte, sodass dann eine kleine Schaumkrone auf dem Kaffee entstand) und dazu eine russische Papyrosse rauchte, war eigentlich allen klar, dass Wilhelm in Mexiko den sowjetischen Geheimdienst aufgebaut hatte. (ZL, 123).

Wilhelms Frau Charlotte wurde zur Sektionsleiterin in der Akademie der Wissenschaft befördert und ihre literarischen Beiträge wurden gelegentlich in der Parteizeitung *Neues*

⁹ Laut Lindner (2006: 102) ist die Generation der Unberatenen „mehr oder minder allein auf sich gestellt“. In ihrem Roman *Zonenkinder* (2004: 74) bezeichnet Jana Hensel ihre Generation als „zwittrige Ostwest-Kinder“, die sich von der frustrierten Elterngeneration abgrenzt. Das Buch von Hensel erschien als Gegengewicht zu dem Bestseller *Generation Golf* (2000) von Florian Illies, der das Familienauto Golf als Symbol für die Konsumorientierung der westdeutschen 89er-Generation wählte. Zu Hensel siehe auch Hector (2012: 110–111).

¹⁰ Laut Ingrid Miethe (2006: 337) könnte man die ostdeutschen 89er als späte 68er bezeichnen. Allerdings stellt sie fest, dass die Bürgerbewegung eine sehr breite Basis besaß und aus unterschiedlichen Altersklassen bestand.

Deutschland veröffentlicht. Kurz vor dem Mauerbau erschien ihre Rezension über den Roman *Mexikanische Nächte* mit dem vernichtenden Urteil: das Buch eigne sich nicht, „den Glauben an den Fortschritt der Menschheit und an den Sieg des Sozialismus zu fördern, und deswegen gehört es nicht in die Regale der Buchläden in unserer Republik“ (ZL, 127). Wilhelm interessierte sich nicht für ihren Artikel, aber Kurt fand die Schlussfolgerung seiner Mutter zu streng: es handele sich ja in erster Linie nicht um Literatur, sondern um Richtungskämpfe, „Demokratisierung oder Rückkehr zum Stalinismus“ (ZL, 136).

Nach der Wende hat man sowohl in den Medien als auch in der Forschungsliteratur Parallelen zwischen Nationalsozialismus und Kommunismus als totalitäre Ideologien gezogen (cf. Grüner 2012: 111). In Ruges Buch zielt die Kritik vor allem auf die Wiederkehr der stalinistischen Strukturen und Prinzipien in der DDR. Charlottes Söhne, Kurt und Werner, waren beide Opfer des Stalinismus. Als Kurt 1966 von seiner Reise nach Moskau zurückkehrte, musste er den neuen harten Kurs der Partei in einer Institutsversammlung miterleben.¹¹ Ein Kollege hatte einem westdeutschen Journalisten gegenüber den Mangel an einer offenen Diskussion in der DDR über das Thema der Einheitsfrontpolitik bedauert, weshalb er zur „Selbstkritik“ gezwungen und fristlos entlassen. Die „spontanen“ missbilligenden Stellungnahmen der Vorgesetzten und Kollegen erinnern Kurt an seinen eigenen Prozess in Moskau 1941 und an die Verurteilung zur Lagerhaft wegen „antisowjetischer Propaganda und Bildung einer konspirativen Organisation“ (ZL, 182). Verurteilt wurde auch sein Bruder, dem er in einem Brief den Nichtangriffspakt zwischen Sowjetunion und Deutschland kritisiert hatte. Während Werner die Lagerhaft nicht überlebte, wurde Kurt nach seiner Rückkehr ein anerkannter Historiker, der seine Meinung über die Tagespolitik jedoch nur im Familienkreis äußerte.

Alexanders Perspektive eröffnet und beendet den Roman *In Zeiten des abnehmenden Lichts*. Zur Zeit des Prager Frühlings ist er vierzehn Jahre alt, hört gern Beat-Musik und möchte zum Schrecken seines Vaters „Gammler“ werden. Während des Militärdienstes (1973) vergleicht er seine Lage mit dem Leben von Mick Jagger und denkt, dass er niemals die Rolling Stones live erleben und Paris oder Rom sehen würde,

weil zwischen hier und dort, zwischen der einen Welt und der anderen, zwischen der kleinen, engen Welt, in der er sein Leben würde verbringen müssen, und der anderen, der großen, weiten Welt, in der das große, das wahre Leben stattfand – weil zwischen diesen Welten eine Grenze verlief, die er, Alexander Umnitzer, demnächst auch noch *bewachen* sollte. (ZL, 212)

Ein paar Jahre nach dem Militärdienst heiratet Alexander Melitta, die sein Kind erwartet. Bald danach verlässt er Frau und Kind, bricht das Studium kurz vor dem Diplom ab und

¹¹ Zum „Kahlschlag“ des 11. ZK-Plenums 1965 siehe Ohse (2006: 219).

lebt allein in einer besetzten Altbauwohnung. Sechs Tage vor der staatlichen Jubelfeier zum 40. Jahrestag der DDR ruft er die Familie aus dem Westen an.

Das zentrale Ereignis in Ruges Roman ist der 90. Geburtstag des Altkommunisten Wilhelm, der in sechs Kapiteln aus je einer anderen Figurenperspektive dargestellt wird. Das Datum fällt zusammen mit der Ausreise Alexanders aus der DDR. Wilhelm ist bereits stark dementiert und nimmt den Orden der Partei mit abschätzigen Worten („Ich habe genug Blech im Karton“, ZL, 206) entgegen. Schließlich findet er jedoch die Worte, die er den ganzen Tag gesucht hat und singt die bekannte Lobeshymne „Die Partei hat immer Recht“. Kurt findet das Ereignis äußerst beschämend und hört mit Entsetzen, dass auch seine russische Schwiegermutter ein Lied anstimmt:

Aber der Anflug von Scham, der Kurt erfassen wollte, erwies sich als unbegründet, denn natürlich zeigten sich alle begeistert von der *russischen Babuschka*, wetteiferten darum, ihre Verbundenheit mit dem sozialistischen Brudervolk unter Beweis zu stellen; schon nach der zweiten Strophe begannen die Leute vor lauter Dummheit auch noch mitzusingen und im Nu herrschte eine Stimmung wie auf einer FDJ-Delegiertenkonferenz (obwohl Kurt, offen gestanden, nie auf einer FDJ-Delegiertenkonferenz gewesen war), und weil im Refrain des Liedes jede Zeile mit *wot kak, wot kak* – Hörst nur, hörst nur! – begann, glaubten die Leute zu verstehen, dass es sich um ein russisches Sauflied handelte, und brüllten im Chor: *Wodka! Wodka!* und begannen sogar bei *Wodka, Wodka!* rhythmisch zu klatschen, und schließlich versuchte Kurts rechte Tischnachbarin (irgendeine Neuendorfer Parteiveteranin), sich schunkelnd bei ihm unterzuhaken – was Kurt vollends erstarren ließ. Wie ein Stein saß er inmitten der Geburtstagsgesellschaft. Alles schaukelte plötzlich. (ZL, 344-345)

Die Spannung zwischen dem öffentlichen Diskurs und der familiären Welt wird verstärkt durch den ironischen Ton des Erzählers. Im obigen Zitat wird die Ironie noch dadurch betont, dass die russische Großmutter das Lied von dem Zicklein, das von Wölfen gefressen wird, mit dem tragischen Tod ihrer Schwester in einem sibirischen Wald verbindet. Auch im Familienkreis ist die Kommunikation zwischen den deutschen und russischen Mitgliedern schwierig. Wilhelm kann kaum Russisch, obwohl er vorgibt, lange in Moskau gewesen zu sein. Kurts Frau Irina spricht flüssig aber fehlerhaft Deutsch und ihre Mutter verwechselt gelegentlich „Guttentag“ und „Affidärsehen“, obwohl sie seit 1976 in Deutschland lebt.

In dem Roman *In Zeiten des abnehmenden Lichts* erlebt jede Generation – und jedes Individuum – die Ereignisse der DDR-Zeit anders. Der Titel des Romans wird oft als Hinweis auf die allmählich verschwindenden Illusionen vom Sozialismus interpretiert. Wenn man bedenkt, dass der Roman mit der Krebsdiagnose von Alexander beginnt, impliziert der Titel den Tod sowohl eines Einzelnen als auch eines Kollektivs. Er gilt auch als Symbol für die Zeit der Abrechnung mit den Denk- und Handlungsmustern der Großeltern- und Elterngeneration.

3 Die Ost-68er und die dritte Generation Ost

Die Auseinandersetzung der westdeutschen 68er Generation mit ihren Eltern entfachte lebhaftes Interesse an der Vermittlung der widersprüchlichen Kriegserfahrungen an die jüngeren Generationen. Die transgenerationelle Weitergabe von traumatischen Erfahrungen sowie der Versuch, das Schweigen der Elterngeneration zu brechen, waren gleichzeitig zentrale Themen in der deutsch-jüdischen Literatur.¹² Die Beziehung zu den älteren Generationen ist in den Werken der jüdischen AutorInnen jedoch oft nachsichtiger als bei ihren deutschen Altersgenossen, was auf die leidvollen Erfahrungen der Elterngeneration zurückzuführen ist. Vornehmlich positiv ist das Vater-Bild z.B. bei Barbara Honigmann (*Eine Liebe aus nichts*, 1991) und Irina Liebmann (*Wäre es schön? Es wäre schön. Mein Vater Rudolf Herrnsdorf*, 2008).¹³ Marion Brasch, die zwischen der zweiten und dritten Generation steht, stellt in ihrem Roman *Ab jetzt ist Ruhe* (2012) ihre Erinnerungen aus der Perspektive eines naiven Kindes in einer jüdischen Familie dar.

Wie bei Honigmann und Liebmann ist die Vater-Figur bei Brasch ein Jude, der nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem Exil in die DDR kam, um den Sozialismus aufzubauen, und der zu der kulturpolitischen Elite des Landes gehörte.¹⁴ Seine Frau, eine Wiener Jüdin, folgte ihm mit dem ältesten Sohn nach. Nach dem Krieg wurden die Shoah und ihre Folgen auch in der DDR mit Schweigen bedacht, und auch viele Juden wollten die traumatischen Ereignisse vergessen. Im Alter von vier Jahren hört die Erzählerin zufällig, dass ihre Mutter in Wien vor dem Krieg mit der Zahnbürste Straßen putzen musste, bevor sie nach England ins Exil „türmte“:

Ich dachte damals, das sei ein Spiel gewesen. Wer verliert, putzt eben die Straße mit der Zahnbürste, na und? Und Nazis – das Wort klang aus ihrem weichen wienerischen Mund so, als handelte es sich um eine putzige Hunderasse. Doch türmen – das Wort war toll. Ich stellte mir meine Mutter vor, wie sie sich mit ihren Habseligkeiten verweg von einem Turm zum nächsten schwang und irgendwann in London ankam. So was wollte ich auch versuchen. Doch die Zeit war einfach noch nicht reif, und es gab in meiner Gegend auch irgendwie nicht genügend Türme. Deshalb kam ich nur bis zum Bahnhof Alexanderplatz. (AR, 11)

¹² Für die jüdischen Autoren und Autorinnen gilt die Shoah als gravierende Zäsur. Die erste Generation besteht aus Tatzeugen und die zweite Generation ist etwa gleichaltrig wie die deutschen 68er. Siehe dazu Steinecke (2005, 12), vgl. auch Oberwalleney (2001: 9).

¹³ Barbara Honigmann schöpfte aus ihren frühen Erinnerungen bereits im *Roman von einem Kinde* (1986). Im Roman *Ein Kapitel aus meinem Leben* (2004) stellt sie einfühlsam die Figur der Mutter dar. Mit Mitgefühl betrachtet auch Eva Menasse den jüdischen Großvater und Vater in ihrem Familienroman *Vienna* (2005).

¹⁴ Der Vater von Marion Brasch (geb. 1961) ist Horst Brasch, der während des Krieges in England im Exil war und nach seiner Ankunft in der DDR 1946 zu der sog. Nomenklatura der DDR gehörte. Marion Brasch hat drei Brüder, die Schriftsteller Thomas und Peter Brasch und den Schauspieler Klaus Brasch. Horst Braschs sozialer und politischer Aufstieg wurde durch die Verhaftung seines ältesten Sohnes gebremst. Er starb im Sommer 1989 und wurde auf Staatskosten beigesetzt.

Der jüngste Bruder der Erzählerin kommentiert ihren Fluchtversuch lakonisch: „Alle wollen es, und sie macht’s einfach.“ (AR, 13). Der Hinweis auf die Republikflucht gefällt der Mutter nicht, und beide Kinder werden zur Ordnung gemahnt: „Ab – jetzt – ist – Ruhe“ (AR, 14).

Die Großmutter mütterlicherseits nennt die Erzählerin „Oma London“, weil sie nach dem Krieg in England blieb. Oma London missbilligte die Einreise ihrer Tochter nach Deutschland („Und dann auch noch in den Osten“, AR, 23) und besuchte die Familie nie zuhause, sondern hielt sich in einem luxuriösen Hotel auf und überschüttete die Kinder mit Geschenken aus dem Westen. Die andere Großmutter hieß Oma Potsdam und stammte aus einer wohlhabenden jüdischen Fabrikantenfamilie. Sie erzählte ihrer Enkelin Anekdoten aus ihrem Leben, und ganz nebenbei erfährt das Kind, dass seine Großtante als Jüdin nach Theresienstadt deportiert worden war. Der Vater identifiziert sich bis zu seinem Tod nicht als Jude, sondern als Kommunist. Seiner erwachsenen Tochter gegenüber gibt er allerdings zu, dass er in den Augen der DDR-Führung immer nur ein Westemigrant war, der nicht einmal im KZ gesessen hatte: „wir waren nur Verfolgte zweiter Klasse, also waren wir auch nur gut genug für die zweite Reihe“ (AR, 295).

Die Mitglieder der Familie werden im Roman nur als „Vater“, „Mutter“, „ältester Bruder“, „mittlerer Bruder“, „jüngster Bruder“ gekennzeichnet. Auch prominente Politiker und Künstler werden durch die Augen eines Kindes betrachtet. So wird Rolf Biermann als „Sänger mit dem Schnauzbart“ und Heiner Müller als „Dichter mit der weiten Stirn“ bezeichnet. Der „stiernackige und rotgesichtige bayerische Ministerpräsident“ wiederum ist offensichtlich Franz Josef Strauß und Bundeskanzler Kohl einfach „der dicke Mann“. Die Familiengeschichte lässt sich durchweg als Schlüsselroman lesen. Ob-wohl die Erinnerungen durch eine naive Erzählermaske erzählt werden, sind sie im historischen Kontext verankert.

In den 60er Jahren verbreitete sich die Beat- und Popmusik weltweit unter den Jugendlichen als Ausdruck eines neuen Lebensgefühls. Durch ihre älteren Brüder lernt die Erzählerin die verbotene Westmusik von John Lennon, Bob Dylan und Jimi Hendrix kennen. Ähnlich wie in Ruges Roman *In Zeiten des abnehmenden Lichts* gilt die anglo-amerikanische Musik bei Brasch als Symbol für Freiheit. Laut Marc-Dietrich Ohse (2006: 218) zeichnete sich in der DDR bezüglich der Jugendkultur „ein permanenter Wechsel von Repression und Toleranz auf“. Trotz oder gerade wegen der Disziplinierungsmaßnahmen nach dem elften Plenum der SED im Jahre 1965 entfaltete sich eine ostdeutsche Musikszene, die es verstand, versteckte kritische Bemerkungen in die Lieder einzubauen. Die Elterngeneration missbilligte häufig die neuen Erscheinungen der Jugendkultur, da sie aber auch die staatlichen Interventionen in die Privatsphäre ablehnte, kam

es nicht zu einem generellen Konflikt zwischen den Generationen (cf. Ohse 2006: 222–223).

Wie Engler (2004: 52) feststellt, war es den späteren Generationen in der DDR nicht mehr möglich, eine politische Generationseinheit zu formieren, weil ihnen der zur Generationsbildung nötige öffentliche Auftritt nicht erlaubt war. Dennoch galt der Prager Frühling den ostdeutschen Nachkriegsgenerationen als gemeinsamer „Denk- und Handlungsansatz“. In der Familie Brasch bot das Elternhaus den jungen Ost-68er keinen Schutz. Als der älteste Bruder der Erzählerin 1968 Flugblätter mit dem Slogan „Hände weg vom roten Prag“ gegen den Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in die Tschechoslowakei verteilte, wurde er – ähnlich wie der älteste Bruder der Autorin – vom eigenen Vater angezeigt und erhielt eine Gefängnisstrafe. In Braschs Roman wird die Situation aus der Perspektive einer siebenjährigen Schulanfängerin geschildert:

Es war 1968. Die Welt war aus den Fugen. Die Söhne rebellierten gegen ihre Väter. Auch in dem Teil der Welt, wo es einmal die Vision vom schönen weiten blauen Himmel mit der aufgehenden Sonne gegeben hatte. Hier war der Blick der Väter starr geworden. Sie hatten ihre Träume mit der Zeit gegen Parteiprogramme eingetauscht. Sie hatten aufgehört, ihrem eigenen Volk zu trauen und die Türen und Fenster vernagelt. Die Luft war mit der Zeit immer dicker und muffiger geworden. (AR, 39)

Nach dem Machtwechsel von Walter Ulbricht zu Erich Honecker im Jahr 1971 wurde die innenpolitische Lage in der DDR entspannter. Die Ausbürgerung von Biermann 1976 nach seiner Konzert-Reise in die Bundesrepublik löste in der DDR eine Protestwelle aus. Neben vielen anderen prominenten Künstlern unterschrieb Thomas Brasch die Resolution gegen die Ausbürgerung. Als man die Publikation seiner Texte in der DDR verbot, siedelte er im gleichen Jahr nach West-Berlin über, und ein Jahr später erschien im Rotbuch-Verlag sein Vaterbuch *Vor den Vätern sterben die Söhne*. Er konnte gelegentlich noch Ost-Berlin besuchen, aber die Beziehung zu m Vater war sehr gespannt. Die Erzählerin bewunderte ihren großen Bruder, der für seinen Debütfilm *Engel aus Eisen* (1981) den Bayrischen Filmpreis bekam.¹⁵ Im (West-)Fernsehen sah sie, wie das Lächeln des „stirnackigen Ministerpräsidenten“ erfror, als der Bruder erklärt, sein Film sei eine Kritik an der Bundesrepublik, obwohl und gerade weil er mit ihrem Geld finanziert wurde. („Es ist ein Film gegen den Staat, den ich mit dem Geld des Staates gemacht habe.“ AR, 255.)

Gegen Ende der 70er Jahre schwächt sich der Einfluss der Familie auf die Erzählerin ab, und die identitätsstiftende Bedeutung der Gleichaltrigen nimmt zu. In ihrem Artikel über ostdeutsche Generationengeschichte behaupten Thomas Ahbe und Rainer Cries (2006:

¹⁵ Im Roman – und auch in der Familie von Marion Brasch – endete die Rebellion der Ost-68er insoweit tragisch, als die drei Brüder weder im Osten noch im Westen heimisch wurden und an Folgen von Alkohol- und Drogenmissbrauch starben. Am Ende des Romans ist die Erzählerin als einzige Überlebende der Familie Alleinerzieherin einer kleinen Tochter und arbeitet als Radiomoderatorin.

476), dass die Kohortenzugehörigkeit in der DDR gerade wegen der geringen sozialen Differenzierung mindestens ebenso wichtig war wie etwa Ethnizität, Gender oder Schichtzugehörigkeit. Die Erzählerin interessiert sich nicht für Politik, sondern möchte nur arbeiten, feiern und in einer Band spielen. Insbesondere freut sie sich über Reisen, zuerst an die Ostsee und nach Ungarn, später nach West-Berlin, London und Amerika. Sie nimmt auch Kontakt mit einer jüdischen Gemeinschaft auf, zieht sich aber schnell zurück. („Die Stimme des Blutes hatte geschwiegen. Ich blieb normal und langweilig und deutsch“, AR, 339.)

Laut Thomas Ahbe und Rainer Cries (2006: 483) erleben die Jugendlichen und jungen Erwachsenen gesellschaftliche Umschwünge besonders stark und werden durch sie nachhaltig geprägt. Die Erzählerin nimmt zwar nicht aktiv an den Montagsdemonstrationen im Herbst 1989 teil, aber als Moderatorin beim Jugendlradio nimmt sie jede Gelegenheit wahr, vorher verpönte Westmusik zu spielen. Die Wiedervereinigung erlebt sie jedoch als Enttäuschung:

Vor kurzem erst hatte mein Land gewählt, und die Mehrheit hatte sich für den dicken Mann und die D-Mark entschieden – ich war nicht glücklich darüber.
„Du willst die Mauer behalten?“
„Keine Mauer, aber vielleicht erst mal noch eine ganz normale Grenze.“
(AR, 375–376.)

Das Familiengedächtnis bietet einen Gegenpol zum öffentlichen Diskurs und kann sowohl als Ort der Zusammengehörigkeit als auch der Abgrenzung erscheinen. Im Roman über die „fabelhafte Familie“ grenzt sich die Erzählerin von den autoritären Traditionen des Elternhauses ab und sucht Kontakt zu Altersgenossen. Sie identifiziert sich aber teilweise noch mit den Ost-68ern und hätte sich – ähnlich wie ihre Brüder – „so was wie Sozialismus, aber irgendwie entspannter und demokratischer“ gewünscht (AR, 376). Schon vor der Wende hat sie gelernt, sowohl dem Vater und als auch der Partei gegenüber ihre Meinung zu vertreten. In diesem Sinne ist der Roman von Marion Brasch eine Mischung aus Väterliteratur und Entwicklungsroman. Der Titel weist auf das geforderte Schweigen im Staat und in der Familie hin, aber vom Standpunkt der Erzählerin aus handelt es sich um ein Identitätsnarrativ, das die Ausgrenzungen im Staat und in der Familie überwindet und eine lebenswerte Perspektive für die dritte Generation Ost anstrebt.

4 Die Erinnerungen der Anderen

In den Generationenromanen wird die Familie traditionell als Trägerin des biologischen Erbes verstanden. Jenny Erpenbeck, die knapp zu der dritten Generation Ost zählt, hat bereits in ihrem Roman *Heimsuchung* (2008) die Grenzen der Gattung erweitert, indem sie anstelle einer familialen Generationenfolge Erfahrungen verschiedener Familien –

Nazis, Juden und Kommunisten – zu verschiedenen Zeiten am selben Ort darstellt.¹⁶ Wie Anke S. Biendarra (2014:126) konstatiert, eröffnet Erpenbeck den Erzählraum in die europäische Geschichte hinein, indem sie deutsche Erfahrungen mit europäischen Perspektiven verbindet. In ihrem jüngsten Roman *Gehen, ging, gegangen* (2015) richtet die Autorin ihren Blick auf die globale Ebene. Die Erinnerungen an die deutsche Vergangenheit sind sowohl mit der Weltgeschichte als auch mit dem heutigen Alltag in Europa verknüpft.

Der Roman *Gehen, ging, gegangen* ist zugleich als ein Erinnerungsroman und ein Dokumentarroman konzipiert.¹⁷ Die zentrale Figur im Roman ist Richard, ein pensionierter Altphilologe, der allein in einem Haus am See nördlich von Berlin wohnt. Anstelle einer Familiengeschichte fokussiert die Handlung jedoch auf die afrikanischen Flüchtlinge, die von Oktober 2013 bis April 2014 auf dem Oranienplatz in Berlin-Kreuzberg gegen Abschiebungen und Arbeitsverbot protestierten. Jenny Erpenbeck, die sich schon seit vielen Jahren intensiv mit dem Themenkomplex von Flucht und Vertreibung befasst, hat nach dem Seeunglück in Lampedusa von 2013 afrikanische Flüchtlinge in Berlin interviewt und ihre Erinnerungen niedergeschrieben. Die Autorin verbindet verschiedene Textarten wie Presseberichte, Gesetzestexte, literarische Zitate und Gebrauchstexte mit Binnenerzählungen und Reflexionen.

Die deutsche Vergangenheit taucht sporadisch in Richards Gedanken auf. Berlin erscheint ihm seit dem Mauerfall zu weit und außerdem so verändert, dass er sich nicht mehr auskennt. Er erinnert sich noch daran, wie er vor dem Mauerbau als kleiner Junge am Westberliner Bahnhof Gesundbrunnen Blaubeeren verkaufte, um einen nur im Westen verkäuflichen Lackball zu bekommen. Nach der Wende sah er, wie auf den Gleisen nach Osten ein Birkenwald entstanden war. („Wäre er Stadtplaner gewesen, er hätte das so gelassen. Als Erinnerung an die geteilte Stadt, auch als Zeichen der Vergänglichkeit all dessen, was Menschen bauen, vielleicht aber auch nur, weil ein Birkenwäldchen auf einem Bahnsteig schön ist,“ GG, 41). Er sieht den kürzeren Weg zur Arbeit als Vorteil des Mauerfalls, aber die freudigen Begrüßungen der Westberliner auf der Straße sind ihm peinlich. Außerdem hat er erfahren, dass die „Ostprofessoren“ weniger Rente bekommen als ihre Kollegen an den westdeutschen Universitäten. Anscheinend gehört Richard zu den literarischen Figuren, die sich im Post-DDR-Kontext laut Asako Miyazagi (2013: 10) „auf der Grenze zwischen Gemeinschaften“ befinden.¹⁸ Seine Wahlheimat ist die antike Kultur, die er jahrzehntelang erforscht und gelehrt hat.

¹⁶ Jenny Erpenbeck (geb. 1974) debütierte als Schriftstellerin mit dem Roman *Geschichte vom alten Kind* (1999). Zwei Jahre später erschien der Erzählband *Tand*, 2004 die Novelle *Wörterbuch* und 2008 der Roman *Heimsuchung*. In dem Generationenroman *Aller Tage Abend* (2012) lässt sie die zentrale Person mehrmals sterben, um immer wieder neue Alternativen für den abgebrochenen Lebenslauf zu erfinden. Der Roman *Gehen, ging, gegangen* (2015) erreichte die Finalrunde des Deutschen Buchpreises.

¹⁷ Zum heutigen Generationenroman als heterogener und hybrider Gattung siehe Eichenberg (2009: 16).

¹⁸ Miyazagi (2013: 10) zufolge passen sich die Grenzfiguren weder einer in der DDR konstruierten Identität noch einer kollektiven Identität nach der Wiedervereinigung an.

Der eintönige Rentneralltag von Richard ändert sich, wenn er beginnt, sich für die afrikanischen Flüchtlinge in Berlin zu interessieren. Um ihre Situation zu verstehen, studiert er Geographie, Zeitungsberichte und Gesetzestexte. Er erfährt, dass nach der europäischen Verordnung Dublin II nur das europäische Land, das der Flüchtling zum ersten Mal betreten hat, für ihn zuständig ist. In der Praxis haben alle diejenigen Länder, die keine Mittelmeerküste haben, sich damit juristisch von der Verantwortung befreit. Als Folge dürfen sich die Afrikaner nicht einmal „Flüchtling“ nennen und haben als Ausweis nur eine sog. „Fiktionsbescheinigung“, die weder Arbeit noch einen Wohnsitz ermöglicht. Der Gegensatz zwischen den Verordnungen auf dem Papier und den lebenden Körpern der Flüchtlinge verdichtet sich in der bildlichen Vorstellung: „Das Gesetz frisst heute zum Abendbrot Hand, Knie, Nase, Mund, Füße, Augen, Gehirn, Rippen, Herz oder Zäh-ne“ (GG, 228). Wenn Richard die jungen Afrikaner über ihre Erfahrungen befragt, stellt sich heraus, dass ihre Familienbeziehungen gewaltsam abgebrochen sind. Das Mobiltelefon ist das einzige Bindeglied der Flüchtlinge zu ihrem früheren Leben und zu ihren etwa gleichaltrigen Leidgenossen. Auf der Flucht hat man einigen von ihnen sogar das Gedächtnis zerstören wollen („Broke the memory, hat Tristan gesagt, als er Richard davon erzählt hat, wie die Soldaten die Speicherkarten aller Gefangenen zerbrochen haben, damals in Libyen“. GG, 219). Im Roman erzählen die jungen Männer einer nach dem anderen ihre Erinnerungen, die zugleich individuell und kollektiv sind.

Die im Titel erscheinende Konjugation des deutschen Verbs *gehen* wiederholt sich mehrmals und eröffnet eine Reflexion über die zeitlichen und räumlichen Aspekte der Erinnerungen. Repräsentativ für die deutsche Vergangenheit erscheint im Roman das „Maikäferlied“, das als Symbol für Flucht und Vertreibung in das deutsche kulturelle Gedächtnis eingegangen ist. Richard reflektiert, dass er selber ein Kriegskind ist, das als Säugling die Übersiedlung aus Schlesien nach Deutschland nur durch Zufall überlebte. Der Vater war an der Front und wollte nach seiner Heimkehr nichts mehr vom Krieg hören („Lass mal, die Mutter, Kopfschütteln, Abwinken, Lass mal den Vater in Ruhe“. GG, 26). Seine spätere Frau wurde auf der Flucht vor den russischen Panzern von deutschen Tieffliegern in die Beine geschossen und durch ihren Bruder gerade noch in Sicherheit gebracht. Richards deutsche Altersgenossen haben ähnliche Erinnerungen an die Kriegszeit:

Richard denkt an seinen Vater, der als deutscher Soldat in Norwegen und in Russland war, um *Kriegswirren* zu erzeugen. Detlef denkt an seine Mutter, die mit der gleichen Sorgfalt, mit der sie sich als deutsches Mädchen die Zöpfe flocht, dann später als Trümmerfrau Steine klopfte für den Wiederaufbau. Sylvia denkt an ihren Großvater, der seiner Frau für die eigenen Kinder blutige russische Kinderwäsche geschickt hatte: *Die Flecken gehen leicht mit kaltem Wasser heraus*. Das Verdienst ihrer Großväter und Väter, Großmütter und Mütter war, wenn man es so wollte, die Zerstörung gewesen. Die Schaffung einer leeren Fläche, die von Kindern und Enkeln neu beschrieben werden musste. (GG, 118–119)

Laut Eichenberg (2009:11) gehen die Autoren und Autorinnen der Generationenromane „den Verhaltensweisen der Eltern und Großeltern in der Kriegs- und Nachkriegszeit nach und versuchen sich dazu ins Verhältnis zu setzen“. Es geht Richard jedoch nicht darum, sich ins Verhältnis zu seinen Vorfahren zu stellen, sondern die eigene nationale Geschichte mit den globalen Ereignissen der Gegenwart zu verbinden. Nur wenn die Flüchtlinge heute in Deutschland überleben, denkt er, hat Hitler den Krieg wirklich verloren. Allerdings fühlt er sich nicht imstande, mit den jungen Afrikanern über Hitler und über den Holocaust zu reden:

Nein, Richard wird diesem Jungen nie davon erzählen, dass in Deutschland, gerade mal ein Lebensalter entfernt, das fabrikmäßige Ermorden von Menschen erfunden wurde. Er schämt sich dafür plötzlich so sehr, als sei das, was jeder hier in Europa weiß, sein ganz persönliches, niemandem auf der Welt zumutbares Geheimnis. Und gleich darauf, um nichts weniger heftig, trifft ihn seine eigene Hoffnung, durch die Ahnungslosigkeit dieses Jungen selbst noch einmal in ein Deutschland *vor* alldem versetzt zu werden, das schon, und auf immer, verloren war zur Zeit seiner Geburt. Deutschland is beautiful. Schön wäre das. Schön ist gar kein Ausdruck dafür. (GG, 150)

Obwohl der Roman durchweg realistisch geschrieben ist, ist die Grenze zwischen Gegenwart und Vergangenheit porös. Wie Ulrike Vetter (2014: 61) bemerkt, enthält Erpenbecks Werk verschiedene Phantome, die ein „unvermutetes Auftauchen der Vergangenheit“ andeuten und auf die Zukunft hinweisen. Unter der realen Oberfläche existiert eine „mögliche Welt“, die Alternativen sowohl für das Geschehene als auch für die Zukunft enthält. Richard betrachtet die Flüchtlinge als „Tote auf Urlaub“, die rein zufällig am Leben geblieben sind, und vergleicht sie mit den Opfern des Nationalsozialismus, die in seiner Imagination als Geister Deutschland bewohnen:

dass all diejenigen Deutschen, die während des sogenannten Dritten Reichs umgebracht wurden, Deutschland als Geister noch immer bewohnen, all die Fehlenden und auch deren ungeborene Kinder und Kindeskinde gehen, denkt Richard manchmal, neben ihm auf der Straße, sind unterwegs zur Arbeit oder zu Freunden, sitzen unsichtbar in den Cafés, spazieren, kaufen ein, besuchen Parks und Theater. Gehen, ging, gegangen. Die Trennlinie zwischen Geistern und Menschen war für ihn, und er weiß nicht, woran das liegt, schon immer sehr dünn, mag sein, weil er selbst damals, als Säugling, in den Wirren des Krieges so leicht hätte verlorengelassen und ins Totenreich abrutschen können. (GG, 274–275)

In ihren Büchern fokussiert Erpenbeck zwar auf die genealogische Folge, konzipiert aber auch verschiedene Gegenmodelle, u.a. durch die Motive des Waisenkindes und der Kinderlosigkeit (cf. Vetter 2014: 57). Im Roman *Gegen, ging, gegangen* ist die zentrale Figur kinderlos, und die Afrikaner sind selbst Waisenkinder oder haben ihre eigenen Kinder verloren. Es bildet sich jedoch eine Art „extended family“ um Richard, wenn er anfängt, die Afrikaner privat zu treffen. Er gibt den Männern kleine bezahlte Aufgaben und Klavierunterricht und wird zum gemeinsamen Essen eingeladen. Den Weihnachtsabend verbringt Richard mit seinem muslimischen Gast Raschid aus Nigeria, um ihm mit deutschen Weihnachtsdekorationen und -speisen eine Freude zu machen. Als Gegenge-

schenk erzählt Raschid seine schmerzhaften Erinnerungen an den Verlust der Heimat und an den Ertrinkungstod seiner beiden Kinder im Mittelmeer.

Das zentrale emotionale Bindemittel der familialen und gesellschaftlichen Generationen ist das Wir-Gefühl. Im Roman *Gehen, ging, gegangen* zählen Richard und seine deutschen Freunde zu den ehemaligen Ost-68ern, die sich als Freiwillige organisieren, um den Flüchtlingen zu helfen. In diesem Sinne vertreten sie eine durch gelebte Werte und Ziele verbundene Bewegung.¹⁹ Die jungen afrikanischen Männer bilden eine „Schicksals-gemeinschaft“, die auch dem Konzept einer unterdrückten Generation im Sinne von Mannheim ähnelt (cf. Mannheim 1928/2009: 160–161). Von besonderem Interesse ist die im Roman angedeutete Aussicht auf eine Gemeinschaft, die unterschiedliche Generationen und Nationalitäten umfasst. Aufschlussreich in dieser Hinsicht ist die Schlusszene, in der Richard seinen Geburtstag mit deutschen und afrikanischen Freunden feiert. Auf dem Gruppenfoto mit schwarzen und weißen Gesichtern verdichtet sich die Idee vom Konvivialismus (*con vivere*) als ein friedliches Zusammenleben heterogener Gruppen.²⁰ Die Zukunft verspricht den Flüchtlingen zwar kaum ein besseres Leben, aber es besteht die Möglichkeit, die Leiden und Freuden des Alltags mit anderen zu teilen.

5 Resümee

Ein zentrales Thema im zeitgenössischen Familienroman ist ein abgebrochener oder durch Differenzen gekennzeichnete Generationendialog. Dies ist auch der Fall in Eugen Ruges Mehrgenerationenroman *In Zeiten des abnehmenden Lichts* und in der Autobiographie *Ab jetzt ist Ruhe* von Marion Brasch. Während in Ruges Roman Spannungen zwischen Partei und Familie insbesondere im Umgang mit der Großelterngeneration auftreten, liegt bei Brasch der Schwerpunkt auf dem Generationenkonflikt zwischen den Ost-68ern und ihren parteitreuen Vätern. Im Roman *Gehen, ging, gegangen* von Jenny Erpenbeck ist die Generationenfolge völlig abgebrochen, und an ihre Stelle tritt eine erweiterte Familie, die den Keim einer transkulturellen gesellschaftlichen Generation in sich trägt.

Die ostdeutschen Erinnerungen reichen zeitlich von Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus über die Wiedervereinigung bis zu der Nach-Wende-Zeit. Im Roman von

¹⁹ Laut Ulrich Herrmann (2006: 35) sind Generationen vor allem Gemeinschaften, die durch „spezifische gelebte Werte und Ziele“ verbunden sind. Als zentrale Elemente der Formierung von Generationen erwähnt er (2006: 38–39) Kommunikationsprozesse, Erinnerungsarbeit und Aktionsformen.

²⁰ In seinem Buch *After Empire* entwickelt Paul Gilroy seinen Begriff des Konvivialismus mit dem Ziel, eine multikulturelle Demokratie ohne Diskriminierung und ohne hierarchische Strukturen zu schaffen. Ursprünglich bedeutete die Bezeichnung *con vivere* eine freundschaftliche Tischgemeinschaft. Im Buch *Das konvivialistische Manifest* beinhaltet der Begriff sowohl eine neue Denkweise als auch praktische Formen des friedlichen Miteinanders (cf. Adloff 2014: 9–10).

Ruge und in der Autobiographie von Brasch sind die zentralen Figuren Nachkommen der Widerstandskämpfer. Verständlicherweise stellt der Nationalsozialismus für sie keine Alternative dar, und auch die Wiedervereinigung wird mit gemischten Gefühlen betrachtet. Während Ruges Roman scharfe Kritik an den stalinistischen Strukturen der DDR enthält, betont die Autobiographie von Brasch die Bedeutung der Privatsphäre. In Erpenbecks Roman geht es um den Beginn eines Dialogs zwischen den ehemaligen Ost-86ern und den jungen afrikanischen Flüchtlingen. Die Autorin verknüpft die nationalsozialistische Vergangenheit mit dem Problemkreis von Flucht und Vertreibung und entwirft zum Schluss die Vision eines friedlichen Zusammenlebens von Menschen unterschiedlichen Alters und verschiedener Herkunft.

Aus der Analyse geht hervor, dass es keine rein ostdeutschen Erinnerungen gibt. In allen drei Büchern erstreckt sich die räumliche Dimension über mehrere Kulturen und Kontinente hinweg. Bei Ruge sind die wichtigsten Orte die Sowjetunion und Mexiko, bei Brasch London und New York. Erpenbeck verbindet die globale räumliche Perspektive mit einer zeitlichen Dimension, die von der antiken Welt über das „Maikäferlied“ bis zur Gegenwart reicht. Darüber hinaus deutet sie die Existenz einer „möglichen Welt“ an, die für die reale Welt alternative Lösungen bereithält. Im Verlauf der Weltgeschichte hätte vieles anders gehen können, und es besteht immer noch die Möglichkeit, dass es anders weitergeht.

Literatur

- Adloff, Frank 2014: „*Es gibt schon ein richtiges Leben im falschen*“. *Les Convivialistes. Das konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens*, ed. Frank Adloff & Claus Leggewie, übersetzt aus dem Französischen von Eva Moldenhauer, Bielefeld: transcript, 7–32.
- Ahbe, Thomas 2013: „Die ostdeutsche Erinnerung als Eisberg. Soziologische und diskursanalytische Befunde nach 20 Jahren staatlichen Einheit“, in: Elisa Coudin Steinmann & Carola Hähnel-Mesnard (eds.) 2013: *Ostdeutsche Erinnerungsdiskurse nach 1989. Narrative kulturelle Identität*, Berlin: Frank & Timme, 27–58.
- Ahbe, Thomas & Rainer Cries 2006: „Gesellschaftsgeschichte als Generationengeschichte. Theoretische und methodologische Überlegungen am Beispiel der DDR“, in: Schüle, Ahbe & Gries (eds.) 2006: 475–571.
- Arnim, Achim von & Clemens Brentano 1957: *Des Knaben Wunderhorn: alte deutsche Lieder (1806/08)*, München: Winkler.
- Assmann, Aleida 2006: *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München: C.H. Beck.
- Biendarra, Anke S. 2014: „Jenny Erpenbecks Romane *Heimsuchung* (2008) und *Aller Tage Abend* (2012) als europäische Erinnerungsorte“, in: Marx & Schöll. (eds.) 2014: 125–144.

- Böll, Heinrich 1959: *Billiard um halb zehn*, München: Kiepenheuer & Witsch.
- Bohnenkamp, Björn & Till Manning & Eva-Maria Silies (eds.) 2009: *Generation als Erzählung. Neue Perspektiven auf ein kulturelles Deutungsmuster*, Göttingen: Wallstein.
- Brasch, Marion 2013: *Ab jetzt ist Ruhe. Roman meiner fabelhaften Familie*, Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Bude, Heinz 2001: *Generation Berlin*, Berlin: Merve.
- Eichenberg, Ariane 2009: *Familie – Ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Eigler, Friederike 2005: *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*, Berlin: Erich Schmidt.
- Engler, Wolfgang 2004: *Die Ostdeutschen als Avantgarde*, Berlin: Aufbau.
- Erpenbeck, Jenny 1999: *Geschichte vom alten Kind*, München: Beck.
- Erpenbeck, Jenny 2008: *Heimsuchung*, München: Beck.
- Erpenbeck, Jenny 2012: *Aller Tage Abend*, München: Knaus.
- Erpenbeck, Jenny 2015: *Gehen, ging, gegangen. Roman*, 6. Auflage, München: Knaus.
- Fullbrook, Mary 2006: „Generationen und Kohorten in der DDR“, in: Schüle, Ahbe & Gries (eds.) 2006: 113–130.
- Gilroy, Paul 2004: *After Empire. Melancholia or Convivial Culture*, London: Routledge.
- Grass, Günter 2002: *Im Krebsgang*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Grüner, Jan Ingo 2012: *Ankunft in Deutschland. Die Intellektuellen und die Berliner Republik 1998-2006*, Berlin: be.bra wissenschaftsverlag.
- Hector, Anne 2012: „Vom Stiften und Hinterfragen einer Gedächtnisgemeinschaft in Ostdeutschland. Claudia Rusch und Jana Hensel – Ankunft im Westen“, in: Ilse Nagelschmid, Lea Müller-Dannhausen & Sandy Feldbauer (eds.) 2012: *Zwischen Inszenierung und Botschaft. Zur Literatur deutschsprachiger Autorinnen ab Ende des 20. Jahrhunderts*, 2. Auflage, Berlin: Frank & Timme, 107–24.
- Hensel, Jana 2004: *Zonenkinder*, 4. Auflage, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Herrmann, Ulrich 2006: „Was ist eine ‚Generation‘? Methodologische und begriffsgeschichtliche Explorationen zu einem Idealtypus“, in: Schüle, Ahbe & Gries (eds.) 2006: 23–46.
- Honigmann, Barbara 1991: *Eine Liebe aus nichts*, Berlin: Rowohlt.
- Honigmann, Barbara 2006: *Ein Kapitel aus meinem Leben*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Illies, Florian 2001: *Generation Golf. Eine Inspektion*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Johnson, Uwe 1971-83: *Jahrestage. Aus dem Leben der Gesine Cresspahl*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Jureit, Ulrike 2006: *Generationenforschung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Leo, Maxim 2011: *Haltet euer Herz bereit. Eine ostdeutsche Familiengeschichte*, 2. Auflage, München: Heyne.
- Liebmann, Irina 2008: *Wäre es schön? Es wäre schön!: mein Vater Rudolf Herrnsdorf*, Berlin: Berlin Verlag.

- Lindner, Berndt 2006: „Die Generation der Unberatenen. Zur Generationenfolge in der DDR und ihren strukturellen Konsequenzen für die Nachwendezeit“, in: Schüle, Ahbe & Gries (eds.) 2006: 93–112.
- Mann, Thomas 1963: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie*, Berlin: Aufbau.
- Mannheim, Karl 1928/2009: „Das Problem der Generationen“, in: *Schriften zur Wirtschafts- und Kulturosoziologie*, ed. Amalia Barboza und Klaus Lichtblau, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 121–166.
- Menasse, Eva 2005: *Vienna*, Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Marx, Friedhelm & Julia Schöll. (eds.) 2014: *Wahrheit und Täuschung. Beiträge zum Werk Jenny Erpenbecks*. Göttingen: Wallstein.
- Miethe, Ingrid 2006: „Die 89er als 68er des Ostens. Fallrekonstruktive Untersuchungen in einer Frauenfriedensgruppe der DDR“, in: Schüle, Ahbe & Gries (eds.) 2006: 355–376.
- Miyazaki, Asako 2013: *Brüche in der Geschichtserzählung. Erinnerung an die DDR in der Post-DDR-Literatur*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Oberwalleney, Barbara 2001: *Heterogenes Schreiben: Positionen der deutschsprachigen jüdischen Literatur (1986-1998)*, München: iudicium.
- Ohse, Marc-Dietrich 2006: „Jugend nach dem Mauerbau“. Politische Normierung und Jugendprotest in der DDR 1961-1974“, in: Schüle, Ahbe & Gries (eds.) 2006: 217–228.
- Ostheimer, Michael 2009: „Die Sprachlosigkeit der Kriegskinder. Zur Symptomatik der traumatischen Geschichtserfahrung in der zeitgenössischen Erinnerungsliteratur“, in: Bohnenkamp, Manning & Silies (eds.) 2009: 203–225.
- Radisch, Iris 2011: „Ein Meter Leben retten. Eugen Ruge schreibt einen großen autobiographischen Roman über eine Familie des intellektuellen DDR-Establishments“, in: *Die Zeit* 36/2011.
- Ruge, Eugen 2012: *In Zeiten des abnehmenden Lichts. Roman einer Familie*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Ruge, Eugen 2016: *Follower. Vierzehn Sätze über einen fiktiven Enkel*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schüle, Annegret & Thomas Ahbe & Rainer Gries (eds.) 2006: *Die DDR aus generationen-geschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Steinecke, Hartmut 2004: *Literatur als Gedächtnis der Shoah. Deutschsprachige jüdische Schriftsteller und Schriftstellerinnen der „zweiten Generation“*, Paderborn: Schöningh.
- Vetter, Ulrike 2014: „Lebensläufe. Zeit und Genealogie in Jenny Erpenbecks Literatur“, in: Marx & Schöll (eds.) 2014: 55–66.
- Wackwitz, Stephan 2003: *Ein unsichtbares Land. Ein Familienroman*, Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Wolf, Christa 1976: *Kindheitsmuster*, Berlin: Aufbau.

Heterogenität der Rollenmuster in Emine Sevgi Özdamars *Die Brücke vom Goldenen Horn*

Mahmut Karakus (Istanbul Universität, Türkei)

1 Einleitung

Der vorliegende Beitrag widmet sich dem Roman *Die Brücke vom Goldenen Horn* von Emine Sevgi Özdamar. Der Roman ist relativ autobiographisch geprägt, trägt also Spuren, wenn auch nicht der Entstehungszeit, so doch der dargestellten Zeit. Im Roman stehen nämlich auch Themen im Vordergrund, die typisch für die im Roman dargestellte Zeit sind. So ist der Text als ein Beispiel der interkulturellen Literatur durch die „[...] ästhetische Inszenierung und Reflexion der unterschiedlichen Themen [...] der Kulturbegegnung [...]“ (Gutjahr 2006: 107) charakterisiert, für die „[...] Verfahren der Überlagerung und Übertragung von Alteritäten, das Ineinanderspielen von Differenzen der Sprache und Kultur, Klasse und Rasse, des Geschlechts, des Lebensalters usw. [von besonderem] Interesse“ (Mecklenburg (2008: 12) sind. In dieser Hinsicht macht der Roman mehrere Themen zu seinem Gegenstand. Eines dieser Themen ist die Rolle der türkischen Frau in der Zeit der Studentenbewegung sowohl in Berlin als auch in Istanbul. Der Beitrag wird sich jedoch mit einem weiteren Themenkomplex, nämlich der Darstellung der sogenannten türkischen ‚Intellektuellen‘ im Kontext der Studentenrevolte auseinandersetzen, unter denen auch die Ich-Erzählerin als eine weibliche Figur agiert. Die Rolle der Frau in der Gesellschaft wird in Bezug auf die ‚Intellektuellen‘ unter die Lupe genommen. Dabei wird an entsprechenden Stellen die türkische Studentenbewegung fiktionsintern mit der deutschen in Beziehung gesetzt, so dass jeweils die Heterogenität der Rollenmuster der Figuren, hier der sogenannten ‚Intellektuellen‘, im genannten Kontext sichtbar werden kann, wobei gelegentlich auf den Bereich der Faktualität hingewiesen werden wird, um nicht die Fiktionalität durch Faktualität erklären zu wollen, sondern um zu sehen, welche Parallelen und Unterschiede zwischen den beiden Bereichen existieren und welche Funktion sie haben, zumal der Roman, wie oben erwähnt, strake autobiographische Züge trägt, die jedoch in der Fiktionalität einen anderen Stellenwert bekommen. Denn der Leser wird durch die Augen der Ich-Erzählerin Zeuge der Studentenbewegungen sowohl in Berlin als auch in Istanbul. Er lernt durch die Vermittlung der Ich-Erzählerin, die aus einem späteren Zeitpunkt erzählt, daher auch ein distanziertes Verhältnis zum erzählten Ich selbst besitzt, die Vertreter der betreffenden Bewegung kennen.

2 Die Ich-Erzählerin im Berlin der sechziger Jahre: Ein Bildungsprozess

Während die Ich-Erzählerin im Roman im ersten Teil nach der zweiten Deutschlandreise mitten in der Studentenbewegung in Berlin präsentiert wird, lernt sie die sogenannten

türkischen ‚Intellektuellen‘ schon nach ihrer ersten Reise nach Deutschland in einem Studentenverein in Berlin kennen. Die Studenten diskutieren über die Studentenrevolte und darüber, ob und inwiefern der Zeitpunkt für eine solche Bewegung auch für die Türkei gekommen sei. In der Diskussion äußern einige Studenten ihr Bedenken darüber, dass die Zeit für eine solche Bewegung in der Türkei noch nicht reif sei. Dies scheint allerdings eine Art Antizipation der Art und Weise der Entwicklung der betreffenden Bewegung bzw. der Verhaltensweise der türkischen ‚Intellektuellen‘ im Kontext der Studentenbewegung in der Türkei zu sein:

Ein Student [...] stand auf und hielt eine Rede. Er sagte: ‚Die türkischen Studenten müssen auf die Berliner Studentenbewegung wie ein Tourist schauen, der einen guten Fotoapparat hat. Wir müssen alles photographieren, dürfen aber selbst nicht auf dem Photo sein. Es ist alles zu früh für die Türken. [...] (Özdamar 1998: 83)

Die Ich-Erzählerin wird zunächst im Kontext der Berliner Studentenbewegung dargestellt, so dass sie die Möglichkeit bekommt, die Entwicklung der betreffenden Bewegung näher kennenzulernen. Der Kontakt der Ich-Erzählerin zu der Studentenbewegung in Berlin scheint für sie eine Art Bildungsprozess zu sein, in dem sie jedoch nur bruchstückhaft „Bildungsimpulse“ (Mecklenburg 2008: 525) bekommt, die nicht zu einer ganzheitlichen Bildung führen können, wie man das später auch in Istanbul Zeit deutlich zu sehen bekommen wird.

Die Studentenbewegung in Berlin läuft im Roman im und um das Café Steinplatz, in dem die Studenten nach den Filmabenden im Kino am Steinplatz über unterschiedliche Themen diskutieren. „Wir kamen im Café Steinplatz an. Im Kino lief ‚Das chinesische Mädchen‘ von Godard. Wir tranken Kaffee, und Bodo erzählte mir von der Studentenbewegung.“ (Özdamar 1998: 153) Bodo macht die Ich-Erzählerin auf der einen Seite mit den führenden Persönlichkeiten der Studentenrevolte bekannt. Auf der anderen Seite referiert er die verschiedenen Ansichten der Gruppierungen in den Studentenbewegungen, so dass sie sich in einem quasi Bildungsprozess befindet (ibid. 154).

3 Berlin und Istanbul im Vergleich

Im zweiten Teil des Romans wird die Ich-Erzählerin nun in Istanbul in einem scheinbar parallelen Prozess dargestellt, in dem nun ähnlich wie in Berlin die sogenannten ‚Intellektuellen‘ nach gemeinsamen Filmbesuchen im Kino ‚Cinemathek‘ sich im Restaurant ‚Kapitän‘ treffen und versuchen, dort über Filme zu diskutieren. Es wird nicht nur in Bezug auf die Studentenbewegungen in beiden Städten, in Berlin und in Istanbul, eine Parallele hergestellt. Diese Parallelisierung wird auch symbolhaft an Räumlichkeiten bewerkstelligt. So werden das ‚Kino am Steinplatz‘ in Berlin mit der ‚Cinemathek‘ in Istanbul, das ‚Café Steinplatz‘ mit dem ‚Restaurant Kapitän‘ in Istanbul verglichen. „Die ‚Cinemathek‘ in Istanbul war für die Linke ein Zentrum wie das Kino am Steinplatz.“

(ibid. 215). Allerdings werden neben den Parallelitäten auch Differenzen der Bewegungen in beiden Städten präsentiert. So werden die meisten Beteiligten an der Studentenbewegung in Istanbul anonym als ‚Intellektuelle‘ gekennzeichnet. Die Bezeichnung ‚Intellektuelle‘ wird so intensiv gebraucht, dass man den Eindruck bekommt, dass das Wort ‚Intellektuelle‘ ironischen (cf. Mecklenburg 2008: 525) Unterton aufweist.

Eine Auffälligkeit in Bezug auf die sogenannten Intellektuellen in der Studentenbewegung in Istanbul im Unterschied zu den Vertretern der deutschen Studentenbewegung erkennt der Leser in der Darstellung ihres Umgangs mit den Ansichten und Theorien, die sie den europäischen Theoretikern entnommen haben. Hofmann geht zwar davon aus, dass die türkische Avantgarde, deren Vertreter im Roman ironisch als ‚Intellektuellen‘ bezeichnet werden, „[...] im Kontext der weltweiten Jugendrebellion der Jahre um 1968 wesentliche Entwicklungen der europäischen Avantgarden aufnimmt und selbstständig verändert“ (Hofmann 2006: 224). Zwar entwickelt sich die Studentenbewegung im Roman in der Türkei etwas moderat als im Westen. Diese moderate Entwicklung könnte jedoch als Folge besonderer gesellschaftlicher Verhältnisse betrachtet werden. Der Umgang mit den entlehnten Theorien aus dem Westen ist jedoch rigide und orthodox, so dass die ‚Intellektuellen‘ im Umgang mit dem entlehnten Gedankengut keine Flexibilität zeigen können. Diese Art des Umgangs mit dem entlehnten Gedankengut lässt also kaum Raum für den eigenen Beitrag aufgrund der Besonderheiten der eigenen Verhältnisse zu:

Hüseyin macht mich mit seinen Freunden bekannt, sie nannten sich Surrealisten [...] Sie versammelten sich in den Wohnungen ihrer Eltern, [...] saßen im Kreis in einem Zimmer und stellten sich fragen, die sie aus einem Buch der Surrealisten auswendig gelernt hatten. (Özdamar 1998: 194)

Die türkischen Intellektuellen werden als Imitatoren dargestellt, die die Worte der europäischen Intellektuellen einfach rekapitulieren, ohne selbst einen Betrag dazu zu leisten oder die Angemessenheit der betreffenden Anschauungen für die lokalen Verhältnisse zu überprüfen. In Bezug auf die angenommene Autorität der europäischen Intellektuellen, hier auf den Besuch von Kipphardt äußern sich die türkischen ‚Intellektuellen‘ so, als ob sie mit heiligen Menschen zu tun hätten: “Ein Mensch aus Europa. Was er sagte, war wie ein zementierter Satz.“ (Ibid. 249-250)

Die Starrheit und Orthodoxie des Umgangs mit dem entlehnten Gedankengut führen im Roman zu einer intellektuellen Unbeweglichkeit, die die Beteiligten an die Grenze der Gewaltexzesse treiben, die auch die Ich-Erzählerin gegen ihren Willen in ihren Bann ziehen. Sie kommt auch in diesem Strudel mit Gewaltexponaten in Berührung, auch wenn sie diese Exponate wie Spielzeuge behandelt. So wird im Roman auch angedeutet, dass man auch gegen seinen Willen in Situationen gerät, in der man sich nicht unbedingt befinden möchte, weil die Gruppendynamik dem individuellen Willen kaum Raum lässt.

4 Ähnlich, aber nicht gleich

Der kulturelle, vor allem der literarische Aspekt der Studentenrevolte im Westen wird immer wieder hervorgehoben: „Den kulturevolutionären Anfängen in der antiautoritären Bewegung in Frankreich und Westdeutschland ist der literarische Gesichtspunkt nicht nur immanent, sondern er ist ihr zentraler Aspekt.“ (Briegleb 1993: 46) Daher waren die „Wortführer dieses moralischen und literarischen Protestes [...] auch in Westdeutschland nicht Politiker, sondern Journalisten, Philosophen, Schriftsteller und vor allem Studenten.“ (Lützel 1986: 197)

Eine groteske Szene im Osten des Landes, in die sich die sogenannten ‚Intellektuellen‘ aus der Großstadt verstricken, stellt die Ich-Erzählerin erneut in ein kritisches Licht. Als Studenten aus Istanbul sich mit den Einheimischen unterhalten wollen, wird das Buch der Ich-Erzählerin, das sie auf der Reise in den Osten nach Hakkari mitgenommen hat, vom Esel angefressen. Dort wollen sie zwar den Menschen helfen, geraten jedoch selber in Gefahr. So zeigt die Szene, dass die ‚Intellektuellen‘ zwar der Bevölkerung helfen wollen. Allerdings scheint ein solches Unternehmen unter den existierenden Verhältnissen kaum möglich zu sein. Anders ausgedrückt scheinen die ‚Intellektuellen‘ nicht in der Lage oder bemüht zu sein, die Theorien und Konzepte, von denen sie Lösungen für die lokalen Probleme erhoffen, in Bezug auf die örtlichen Verhältnisse zu interpretieren.

Die Darstellung der Szene evoziert eine Fremdwahrnehmung, die nicht unbedingt die Folge einer Ländergrenzen überschreitenden Begegnung mit dem Fremden sein muss, sondern aus den intrakulturellen Differenzen resultiert. Die Protagonisten stammen zwar aus demselben Land. Allerdings scheint die gemeinsame Herkunft keine Garantie für die eingehende Kenntnis der Verhältnisse zu sein, unter denen die Menschen weit im Inneren des Landes leben. Hier ist eine Anspielung auf Yakub Kadris Roman *Der Fremdling* nicht zu überhören, in dem sich die Hauptgestalt, die aus einer Großstadt stammt und sich zu einer kleinen Ortschaft in Anatolien begibt, dort mit Problemen der Entfremdung auseinandersetzen muss. Im Roman von Özdamar befinden sich die beiden jungen Menschen in Hakkari in einem historisch-gesellschaftlichen Kontext, in dem sie sich als Fremde fühlen bzw. als Fremde wahrgenommen werden.

Der vorliegende Roman steht im Kontext der kritischen Darstellung der türkischen ‚Intellektuellen‘ nicht allein. Sten Nadolny hatte sich in seinem Roman *Selim oder Die Gabe der Rede* auch intensiv und kritisch mit den türkischen ‚Intellektuellen‘ auseinandergesetzt. So legt er in seinem Roman dem Erzähler, der die Ereignisse aus der Perspektive der Figur Alexander wiedergibt, die folgenden Worte über die sogenannten türkischen ‚Intellektuellen‘ in den Mund:

Intellektuelle gab es hier auch, oder jedenfalls teuer gekleidete Menschen, die sich selbst so nannten. [...] Aber wie überall in der Welt gab es hier jene selbstzufriedene Faulheit, die sich

als Engagement ausgab. [...] Sie waren Experten für den Klatsch einer Provinzstadt und lobten sich gegenseitig zu Bedeutung und Berühmtheit hoch. [...] Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Kulturszene westlicher Hauptstädte war kaum zu leugnen, beruhte vielleicht sogar auf direkter Imitation. (Nadolny 1992: 467–468)

Ausgehend vom Roman *Die Brücke vom Goldenen Horn* wurde konstatiert, dass die ‚Intellektuellen‘ in Istanbul die Theorien aus Europa übernommen hatten, ohne einen eigenen Beitrag dazu zu leisten und sie in Bezug auf ihre Tauglichkeit für die lokalen Verhältnisse zu überprüfen bzw. sie in dieser Hinsicht zu variieren. Dieser Sachverhalt kommt auch im Roman von Nadolny explizit zum Ausdruck, wenn gesagt wird, dass die Szene in Istanbul eine Art ‚Imitation‘ der Kulturszene westlicher Hauptstädte war. Zwar wird hier der türkische Intellektuelle als eine Spezies von Intellektuellen dargestellt, die mehr plaudern als sich intellektuell zu betätigen. Allerdings soll hier konstatiert werden, dass diese Aussage über die türkischen Intellektuellen geprägt ist durch die Perspektive der Figur Alexander. Das ist ein durch Bewertung geprägtes Vorurteil Alexanders, der hier in der Opposition ‚Wir‘ und ‚Die Anderen‘ denkt und sich von den sogenannten ‚Anderen‘ abgrenzt, indem er sie in ein negatives Licht rückt, was eigentlich erzählerisch durch die interne Fokalisierung zum Vorschein kommt. Darüber hinaus wird seine Ansicht durch einen Freund namens Ömer Bey, einen Landrat aus Muğla korrigiert, den er in Muğla kennengelernt hat, den er auch sehr schätzt. Ömer Bey reagiert auf die Worte von Alexander über die türkischen Intellektuellen folgendermaßen: „Türkische Intellektuelle scheinen Sie wirklich noch nicht getroffen zu haben!“ (Ibid. 473) Dieser Satz von Ömer Bey unterstreicht auf der einen Seite die Unkenntnis Alexanders in dieser Hinsicht. Darüber hinaus wird zugleich darauf hingewiesen, dass er verallgemeinert und pauschalisiert. Die Unangemessenheit der Verallgemeinerung einer partikulären Beobachtung, die Unangemessenheit der Anmaßung der Kenntnis aller Intellektuellen aufgrund einer einzigen Beobachtung kommt auch in den folgenden Worten des Erzählers zum Ausdruck, die die Perspektive von Alexander wiedergibt, der sich gelegentlich in sein Vorurteil ertappt zu haben scheint: „Wie konnte er sich anmaßen, zu wissen, was in diesem Land falsch war!“ (Ibid. 470) Er scheint also selbst seiner voreiligen Entscheidungen bewusst zu sein. So wird das Urteil der Figur über die türkischen Intellektuellen relativiert.

5 Diskrepanz zwischen Vorstellung und Realität

Wenn wir uns erneut dem Roman von Özdamar zuwenden, so scheint einer der wesentlichen Unterschiede, der zwischen den Vertretern der Studentenbewegungen in Berlin und Istanbul zum Vorschein tritt, der Umgang der betreffenden Leute mit Menschen aus anderen gesellschaftlichen Schichten zu sein. Wie in Berlin gehen die Leute auch in Istanbul nach dem gemeinsamen Filmabend zum Restaurant ‚Kapitän‘, wo man über den gesehenen Film diskutieren will. Hier wird beiläufig artikuliert, dass die ‚Intellektuellen‘ und die Arbeiter, die sich gemeinsam den Film angesehen hatten, getrennte Wege gehen.

Die Straßenfeger aber [...] kamen nie mit uns ins ‚Kapitän‘-Restaurant. Ich hörte öfter, dass sie vor dem Kino: ‚Schnell, es ist Nacht geworden‘ sagten und sich beeilten. Wenn dann die Arbeiter und Intellektuellen in unterschiedlichem Tempo losgingen, sah es so aus, als ob es zwei unterschiedliche Nächte gäbe. Eine Nacht gehörte den Arbeitern zum Schlafen, und die andere gehörte den Intellektuellen zum Weitermachen. (Özdamar 1998: 2016)

Mit einer gewissen Ernsthaftigkeit begeben sich die ‚Intellektuellen‘ zwar zum ‚Kapitän‘-Restaurant wie die deutschen Studenten in Berlin zum Café Steinplatz. Wie sie sich vorgenommen haben, erwartet man von ihnen, dass sie über den gesehenen Film diskutieren würden. Was sie jedoch dort tun, ist mit den Worten von Nadolny einfach ein „Klatsch“ (Nadolny 1992:467):

Im Restaurant ‚Kapitän‘ erzählten ein paar Intellektuelle, was sie in der letzten Nacht erlebt hatten. Sie waren zum Puff gegangen, [...] Dann tranken alle Raki auf die Huren. Der Raki löste den Zungenknoten, und einer der Männer mit den weißen Bärten fing an, über das erotische Buch ‚Bahname‘ zu erzählen: [...] (Özdamar 1998: 216)

Die Diskussion im Restaurant ‚Kapitän‘ entpuppt sich also als ein Klatsch der Männer untereinander, denen jede Ernsthaftigkeit abhandengekommen ist und denen die Ich-Erzählerin als einziges Mädchen zuhören muss.

Ein entscheidendes Charakteristikum der ‚Intellektuellen‘ in Istanbul ist nämlich – im Unterschied zu den Studenten in Berlin –, dass unter ihnen die Rolle der Frau auf das Minimum reduziert zu sein scheint. Die Ich-Erzählerin wird auch Zeuge der Emanzipationsbewegung der Frauen in Berlin und beobachtet, dass die Studenten versuchen, die gesellschaftlichen Schranken, die den Frauen auferlegt sind, aufzuheben. Sie sieht, dass die Frauen in der betreffenden Bewegung eine zentrale Rolle spielen. Jedoch bringt sie den Unterschied in Bezug auf die Rolle der Frau auch in den Studentenbewegungen in Berlin und in Istanbul zum Ausdruck. In Bezug auf die türkischen Frauen ist zu konstatieren, dass die Darstellung der benachteiligten Situation der türkischen Frau in der Gesellschaft nicht nur auf die Rolle der Frau in den unteren Schichten beschränkt ist. Auch die Frauen in den oberen Schichten scheinen von dem betreffenden Sachverhalt nicht ausgeschlossen zu sein, wenn auch öfters die Auffassung vertreten wird, dass „[i]n geringer gebildeten ‚Gastarbeiter‘-Kreisen [...] es nicht selten vor[kommt], dass die Rollenverteilung in dieser den Mann bevorrechtigenden Weise ausgelegt wird“ (Pinn & Wehner 1995: 161). Es ist daher nicht von ungefähr, dass unter den ‚Intellektuellen‘ in Istanbul nur wenige Frauen zu finden sind. Die Ich-Erzählerin betont mehrmals im Roman, dass sie sogar unter den ‚Intellektuellen‘ das einzige Mädchen war, das sich engagiert hat. Wenn die sogenannten ‚Intellektuellen‘ nach einem Filmabend in der ‚Cinemathek‘ sich ins Restaurant ‚Kapitän‘ begeben, um über den Film zu diskutieren, ist die Ich-Erzählerin die einzige Frau, die mitgeht. Im Roman wird auch dem Leser nahegebracht, dass die Ich-Erzählerin sich dieser Tatsache bewusst ist, was bei ihr ein Unbehagen auslöst. Sie kommt sich wie eine Prostituierte unter den Männern vor, was sie in einer humoristisch-komischen Art zum Ausdruck bringt:

Es gab nur ganz wenige Mädchen oder Frauen, wenn ich, um jemanden zu begrüßen, mich irgendwo an den Tisch setzte, erinnerte mich das an die Huren in einer Bar. Die Huren in Istanbul nannte man Konsumatristen, sie gingen von Tisch zu Tisch, an denen nur Männer saßen, um diese ein teures Getränk bezahlen zu lassen. [...] Und ich liebte es, zwischen diesen bärtigen und nichtbärtigen Intellektuellen als einziges Mädchen zu sitzen. (Özdamar 1998: 216–217)

Dass die Frauen eine Rarität auch unter den sogenannten ‚Intellektuellen‘ darstellen, wird im Roman in einen größeren gesellschaftlichen Kontext gestellt. So wird auch in anderen Situationen die benachteiligte Stellung der Frau immer wieder unterstrichen. Wenn die Ich-Erzählerin nach dem Besuch der Schauspielschule etwas spät in der Nacht von der europäischen auf die asiatische Seite fahren will, bekommt sie höllische Angst, da zu dieser Zeit fast ausschließlich Männer ‚der Herr der Straßen‘ sind, und die Frauen, die sich zu dieser Zeit noch draußen aufhalten, für die Männer das sind, als was die Ich-Erzählerin sich unter den sogenannten ‚Intellektuellen‘ im Restaurant ‚Kapitän‘ fühlt:

Wenn ich aber in der Nacht vom Restaurant ‚Kapitän‘ allein nach Hause fuhr, fuhr ich mit dem letzten Schiff, dem Schiff der Besoffenen, weil in dieser Zeit nur noch Männer mitfuhren, die sich auf der europäischen Seite von Istanbul betrunken hatten. ‚Jetzt denken sie, dass ich eine Hure bin.‘ [...] Aber es war anstrengend, ständig ‚ich bin keine Hure‘ zu spielen. (Ibid.: 217)

Es ist bezeichnend, dass die Parallelisierung der Restaurantszene mit der Szene der Schiffsreise auch eine gewisse Parallelisierung zwischen den ‚Intellektuellen‘ und den ‚Schiffspassagieren‘ impliziert. So betrachtet wird hier darauf aufmerksam gemacht, dass das Problem der Zuschreibung einer zweitrangigen Stellung der Frauen ein gesamtgesellschaftliches Problem sein mag, die sogenannten ‚Intellektuellen‘ sich in dieser Hinsicht nicht sonderlich von der gesamten Bevölkerung unterscheiden, und die Studentenbewegung sich in Bezug auf die Gleichstellung der Frau mit den Männern von der Bewegung in Berlin entschieden unterscheidet, da das Postulat der Emanzipation der Frauen bei ihnen keine Priorität zu haben scheint.

Dahingegen war der Versuch der Emanzipation, auch der Frauenemanzipation, ein zentraler Aspekt der Revolte im Westen: „Der Beginn der Studentenbewegung, wenn nicht ihre folgenreichste Phase, liegt offenbar im radikalen Interesse an der Emanzipation des Subjekts von seiner vorgefundenen gesellschaftlichen Präformierung begründet“ (Lampe 1983: 11). Dass die Ich-Erzählerin als einzige weibliche Figur in der männlich dominierten Studentenbewegung in Istanbul agieren kann, korrespondiert mit ihrer Weigerung, eine feste Identität anzunehmen und mit ihrer Bereitschaft zur ständigen Veränderung. Auch das Verhalten der ‚Intellektuellen‘, die sich ihrer eigenen Gesellschaft entfremdet zu haben scheinen und unter sich keine Frauen dulden, scheint zwar für sie eine Normalität zu sein. Jedoch wird dieses Verhalten durch die Art der Erzählweise ad absurdum

geführt und der Lächerlichkeit preisgegeben. In den Situationen, in denen sich die Discrepanz zwischen den Vorstellungen der ‚Intellektuellen‘ und Realität zeigt, nimmt also die Darstellung groteske Züge an.

6 Fazit

Abschließend kann konstatiert werden, dass im Roman die Darstellung der türkischen ‚Intellektuellen‘ unter einem kritischen Impetus erfolgt, wobei der Umgang der betreffenden ‚Intellektuellen‘ mit den intrakulturellen Differenzen, die sich in ihrem Ausmaß und ihren Folgen von den interkulturellen Differenzen nicht sonderlich unterscheiden mögen, eine relevante Rolle spielt. Ferner soll festgehalten werden, dass im Unterschied zu der Studentenbewegung in Berlin, die vor allem durch das Bestreben der Emanzipation der Frauen gekennzeichnet zu sein scheint, in der Studentenbewegung in Istanbul die patriarchalischen Strukturen sowohl unter den ‚Intellektuellen‘ selbst wie auch in der breiten Öffentlichkeit, weiter transportiert werden. Jedoch wird die Verallgemeinerung durch die Figuren wie die Ich-Erzählerin, die sich dem traditionellen Rollenmuster ‚der orientalischen Frau‘ widersetzt, aufgehoben, indem im Roman ein Spannungsverhältnis zwischen historischer Faktizität und narrativer Brechung (cf. Meyer 2007: 265) evoziert wird, so dass von einer Homogenisierung Abschied genommen wird.

Literatur

- Briegleb, Klaus 1968: *Literatur in der antiautoritären Bewegung*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gutjahr, Ortrud 2006: „Von der Nationalkultur zur Interkulturalität. Zur literarischen Semantisierung und Differenzbestimmung kollektiver Identitätskonstrukte“, in: Maja Razbojnikova-Frateva & Hans-Gerd Winter (eds.) 2006: *Interkulturalität und Nationalkultur in der deutschsprachigen Literatur*, Dresden: Eckhard Richter, 91–121.
- Hofmann, Michael 2006: *Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung*, Paderborn: Fink.
- Lampe, Gerhard W. 1983: *Ohne Subjektivität. Interpretationen zur Lyrik Rolf Dieter Brinkmanns vor dem Hintergrund der Studentenbewegung*, Tübingen: Niemeyer.
- Lützeler, Paul Michael 1986: *Zeitgeschichte in Geschichten der Zeit*, Bonn: Bouvier.
- Mecklenburg, Norbert 2008: *Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik als interkulturelle Literaturwissenschaft*, München: iudicium.
- Meyer, Anne-Rose 2007: „Differenzerfahrung, Identität und Strategien narrativer Erinnerungs-Repräsentationen bei Emine Sevgi Özdamar“, in: *Akten des XI. Internati-*

onalen Germanistenkongresses, Paris 2005: ‚Germanistik im Konflikt der Kulturen‘, Band 6: Migrations-, Emigrations- und Remigrationskulturen, ed. Jean-Marie Valentin, Bern u.a.: Lang, 261–266.

Nadolny, Sten 1992: *Selim oder Die Gabe der Rede*, München / Zürich: Piper.

Özdamar, Emine Sevgi 1998: *Die Brücke vom Goldenen Horn*, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Pinn, Irmgard & Marlies Wehner 1995: *EuroPhantasien. Die islamische Frau aus westlicher Sicht*, Duisburg: DISS.

Deutsche Romane russischer Autorinnen

Hannes Krauss (Universität Duisburg-Essen)

1

Vor einiger Zeit hat Maxim Biller, mäßig erfolgreicher Prosaautor und scharfzüngiger Polemiker, konstatiert, dass „seit der Vertreibung der Juden aus der deutschen Literatur durch die Nationalsozialisten“ dort Inzucht zwischen „Schriftsteller[n], Kritiker[n] und Verleger[n]“ herrsche, und deutsche Romane deshalb „immer kraftloser und provinzieller“ würden (Biller 2014). Billers Vorwurf war nicht neu. Schon früher hatte er die ehemaligen Nazis, ihre Kinder und ihre Enkel bezichtigt, den Verfall der deutschen Literatur verschuldet zu haben. Neu war, dass seine Philippika jetzt auch auf die deutsch schreibenden Einwanderer zielte. Die – so Biller (selbst als Zehnjähriger mit seinen russisch-jüdischen Eltern aus Prag nach Deutschland gekommen, also auch ein Migrant) – passten sich „der herrschenden Ästhetik und Themenwahl“ an. Ihre Migrantenbiografien seien „nie der Ausgangspunkt eines Konflikts der handelnden Figuren ihrer Romane, sondern fast immer nur Folklore oder szenische Beilage.“ So produzierten sie bestenfalls „Onkel-Tom-Literatur“, in der Regel aber seien ihre Helden „gesichtslose [...] Großstadtbewohner ohne Selbstbewusstsein“, die sich nahtlos einfügten in die Kultur des „harmoniesüchtigen, postnazistischen und vereinten Deutschlands“ (Biller 2014).

Obwohl sich eine ernsthafte Auseinandersetzung mit solchen Pauschalurteilen eigentlich erübrigt, hat mich Billers Verdikt über die Literatur deutsch schreibender Migranten gereizt, ein paar neuere einschlägige Texte genauer unter die Lupe zu nehmen. Konkret: sechs Romane von Autorinnen, die zwischen 1962 und 1984 in der Sowjetunion geboren wurden, dort aufgewachsen sind, zum Teil auch dort noch studiert haben und in den 1990er Jahren nach Deutschland kamen. Viele von ihnen sind übrigens jüdischer Herkunft.¹

2

Olga Martynova wurde 1962 bei Krasnojarsk geboren, ist in Leningrad aufgewachsen, hat dort russische Sprache und Literatur studiert und lebt seit 1991 in Deutschland. Ihr

¹ Zwischen 1991 und 2004 kamen etwa 220 000 jüdische Zuwanderer aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion nach Deutschland. Als sogenannte „Kontingentflüchtlinge“ mussten sie keinen Asylantrag stellen, sondern wurden – aufgrund eines Beschlusses des deutschen Innenminister-Konferenz – unmittelbar eingebürgert. Fast alle diese Zuwanderer sprachen kein Deutsch. Trotzdem spielen mittlerweile viele von Ihnen eine wichtige Rolle im deutschen Literaturbetrieb.

Werk umfasst Lyrik und Prosa und wurde mit zahlreichen Preisen (darunter der Chamisso- und der Bachmann-Preis) ausgezeichnet.

Protagonistin ihres Romans *Sogar Papageien überleben uns* (Martynova 2010) – eher eine assoziative, eigenwillig strukturierte Textcollage [„Blog zwischen zwei Deckeln“ (Keller 2010)] – ist die russische Literaturstudentin Marina. In kurzen Episoden, die ständig zwischen verschiedenen Personen und Zeitebenen hin und her wechseln, wird ihre Geschichte erzählt. Sie ist Slawistin aus Petersburg und nimmt in Berlin an einem Kongress über Daniil Charms teil. Dort beginnt sie, über alles Mögliche zu reflektieren und zu rasonieren: über ihre Kindheit, über historische Ereignisse und über einen Deutschen, der in Leningrad Russisch studierte und mit dem sie vor 20 Jahren eine Beziehung hatte. Beide sind mittlerweile anderweitig verheiratet; beide möchten trotzdem die damals durch politische Umstände erzwungene Trennung wieder aufheben. Dass die Vergangenheit nicht vergangen ist, gilt nicht nur für diese private Geschichte. Ein ganzes Jahrhundert (und manchmal noch mehr) wird in den Assoziationen Marinas aufgefächert. Ein Jahrhundert, das nirgendwo vielfältiger, chaotischer, durch Umbrüche fragmentierter war als in Russland: vom Zarenreich über die Revolution, die Sowjetunion, die Weltkriege, die Belagerung Leningrads bis hin zur Perestroika.

Ein Kritiker nannte die hier versammelten Texte „poetische Schrapnelle“, „abgefeuert, um sich im Hirn festzukrallen“ (Keller 2010), ein anderer erkannte ein „ungewöhnlich schwebendes Buch“, in dem die „Zeit zum (Erzähl-)Raum“ wird (Plath 2010), ein dritter charakterisierte es als „poetische Reflexion über die nicht vergehende Zeit“ (Rüdenauer 2010). In überraschenden Bildern werden das russisch-sowjetische 20. Jahrhundert nachgezeichnet und seine Auswirkungen auf die Gegenwart. Mit ihrer Schreibweise bewegt sich Martynowa frei durch Raum und Zeit. Sie führt den Leser in die Szene der Leningrader Bohème, zu toten Dichtern wie Joseph Brodsky oder Daniil Charms, aber auch ins 5. vorchristliche Jahrhundert. Man kann das Buch eigentlich an jeder beliebigen Stelle aufschlagen und zu lesen beginnen wie in einem Gedichtband.

Martynova lebt seit mehr als zwanzig Jahren in Deutschland – und trotzdem immer noch zwischen zwei Kulturen. Ihre Sprache, deren Sinn niemals wirklich feststeht, hat keinen festen Boden. Gedichte schreibt sie bis heute auf Russisch und übersetzt sie dann zusammen mit der Lyrikerin Elke Erb ins Deutsche.

3

Nellja Veremej wurde 1963 in Südrussland geboren und lebt seit 1994 in Berlin, wo sie als Altenpflegerin, Russisch-Lehrerin und Journalistin arbeitete bzw. arbeitet. Ihr Roman *Berlin liegt im Osten* (Veremej 2013) ist bevölkert von sympathischen Außenseitern, unter denen man sich nach einiger Zeit beinahe wohl fühlt. Die Ich-Erzählerin Lena ist im

Kaukasus aufgewachsen, hat in Leningrad studiert, ging mit Mann und Tochter nach Berlin, wurde von ihrem Mann, einem Nichtsnutz mit großen Plänen und noch größerer Geldnot verlassen und schlägt sich nun mit ihrer halbwüchsigen Tochter als Altenpflegerin durchs Leben. Parallelen zur Biografie der Autorin sind offenkundig. Zwischen Lena und Herrn Seitz, einem ihrer Klienten, entwickelt sich ein seltsam hybrides Verhältnis, nicht frei von Erotik, stärker aber geprägt durch die gemeinsame Herkunft aus dem Osten (Herr Seitz war Journalist in der DDR und hat nach der Wende seine Stelle verloren) und ein gemeinsames Interesse an Alfred Döblins Roman *Berlin Alexanderplatz*. Die Handlung spielt in der Gegend des Alexanderplatzes und ist durchzogen von Anspielungen auf Döblins Roman, aber das wirkt nie künstlich, weil das Buch vor allem vom Leben der Menschen aus dem Osten handelt, die nie richtig im Westen angekommen sind. Das Leben dieser Figuren besteht aus Erinnerungen, enttäuschten Hoffnungen, Niederlagen und Selbstbetrug. Der Roman, der davon handelt, aber ist ein wunderschönes Stück Literatur, das die Leser so sehr in seinen Mikrokosmos hineinzieht, dass es nach 300 Seiten ein bisschen schmerzt, diese Welt wieder verlassen zu müssen. Das hat nichts mit Sozialromantik zu tun, aber sehr viel mit einer Erzählsprache, die in ihrer Mischung aus Präzision und phantasievoller Originalität einzigartig ist. Dieses Buch ist ein ganz besonderer Wenderoman – weil er die Umbrüche in der DDR und in der Sowjetunion übereinander kopiert (und die Geschichte, die diesen Umbrüchen voranging, nicht ausblendet). Zugleich ist es ein Berlin-Roman, der verstehen lässt, warum Menschen, allen Widrigkeiten zum Trotz, gerne in dieser Stadt leben. Einer Stadt hinter den Schlagzeilen und Hochglanzbildern, gesehen mit den fremden Blicken der Außenseiter.

4

Katja Petrowskaja, Bachmann-Preisträgerin des Jahres 2013, hat mit *Vielleicht Esther* (Petrowskaja 2014) ein Buch geschrieben, das auf den ersten Blick in der Tradition des in Deutschland wieder populären Familienromans steht, sich bei genauerem Hinsehen aber entpuppt als eigenständiges Genre, das unangestrengt balanciert zwischen der Aufbereitung von historischem Stoff, literarischer Konvention und Werkstattbericht. Die 1970 in Kiew geborene und dort aufgewachsene Autorin hat in Tartu Literaturwissenschaft studiert, in Moskau promoviert und lebt seit 1999 in Berlin, wo sie als Journalistin für deutsche und russische Medien arbeitet. In ihrem Buch (das bewusst nicht mit der Gattungsbezeichnung „Roman“ befrachtet, sondern einfach „Geschichten“ genannt wird) nimmt sie die Leser mit auf die Suche nach der Geschichte ihrer Familie. In der sowjetischen Kindheit war deren jüdische Herkunft kein Thema. Erst als die Ich-Erzählerin (die mit der Autorin identisch ist) ihrer Großmutter von einer Polen-Reise zufällig eine Schallplatte mit jiddischen Liedern mitbringt, öffnet sich für diese „das versiegelte Fenster ihrer frühen Kindheit“, und sie begreift, dass ihre „Babuschka aus einem Warschau kommt, das es nicht mehr gibt“ (Petrowskaja 2014: 76).

Wir kehren mit der Erzählerin in ihre Kiewer Kindheit zurück. Wir begleiten sie ins Wien des 19. Jahrhunderts, wo ein Vorfahre einst die erste einer ganzen Reihe von Taubstummenschulen für jüdische Kinder in Europa errichtet hatte. Wir folgen ihr ins Moskau der 1930er Jahre, wo ein Großonkel auf einen deutschen Diplomaten geschossen hatte. Wir lernen den Großvater kennen, der erst im Konzentrationslager und dann im Gulag war, in Sibirien eine neue Familie gründete, nach vierzig Jahren zur alten in Kiew zurückkam – und über alles, was er erlebt hatte, beharrlich schwieg: „Sein Lächeln nährte sein Schweigen. Keine Erzählungen vom Krieg, kein Wort über die Vergangenheit, über Erlebtes [...]“ (Petrowskaja 2014: 229). Als Erinnerungshilfen (die sie vor den Lesern ausbreitet) dienen der Autorin die Geschichten der Eltern, Fotografien, Fundstücke (wie Kochrezepte und Haarnadeln), Museen, Archive, Recherchen im Internet – und Reisen (nach Auschwitz, Mauthausen). Aus diesem Material komponiert sie ein eindrucksvolles Buch, das in der Geschichte ihrer jüdischen Familie die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts zum Vorschein bringt. Außergewöhnlich auch die Sprache, in der es geschrieben wurde und die Reflexion darüber: „Ich dachte auf Russisch, suchte meine jüdischen Verwandten und schrieb auf Deutsch. Ich hatte das Glück, mich in der Kluft der Sprachen, im Tausch, in der Verwechslung von Rollen und Blickwinkeln zu bewegen.“ (Petrowskaja 2014: 115)

5

Katerina Poladjan wurde 1971 in Moskau geboren und ist wie die Protagonistin ihres Romans als Kind mit den Eltern nach Deutschland gekommen; ihr Vater ist Künstler. Sie lebt in Berlin, hat Kulturwissenschaften studiert, eine Schauspielausbildung absolviert und arbeitet für Theater, Fernsehen und Rundfunk. *In einer Nacht, woanders* (Poladjan 2011) ist ihr erstes Buch. Auf knapp 200 Seiten wird eine Familiengeschichte erzählt. Ein Anruf aus Russland reißt die Erzählerin Mascha aus ihrem Berliner Alltag. Sie ist Ende dreißig, kinderlos, unverheiratet. Sie erfährt, dass ihre Großmutter, die große Tamara, gestorben ist und sie nun jenes Haus am Stadtrand von Moskau verkaufen soll, in dem sie aufgewachsen ist. In ihrer Erinnerung ein Paradies mit Birken und einem Teich, das sie als Kind verlassen musste, weil ihre Eltern aus der Sowjetunion weggingen.

Die Mutter der Protagonistin (Tamaras lebensuntüchtige Tochter) wurde als Schülerin nach einer Liaison mit dem Kunstlehrer schwanger. Tamara übernahm die Erziehung der Enkelin, und als die Tochter beschloss auszureisen – Politik spielte dabei keine Rolle – traf sie das besonders hart. Die überzeugte Sowjetbürgerin verlor ihre Stelle als Raumfahrtingenieurin. Aber auch die Tochter scheiterte. Ihre Ehe zerbrach im Exil, sie wurde chronisch depressiv und lebt inzwischen in einer psychiatrischen Klinik.

Wir begleiten die Erzählerin auf ihrer gespenstisch-bedrückenden Reise in die russische Nacht und in die eigene Vergangenheit. Es ist bitterkalt, die Erzählerin glaubt, von einem

Wolf verfolgt zu werden, mit Mühe und halb erfroren findet sie schließlich das verlassene Haus. Dort trifft sie am nächsten Morgen Pjotr, einen heruntergekommenen Bauern, der Kette raucht und mehr trinkt, als ihm guttut. Als Vertrauter der Großmutter hat er den Hausverkauf bereits in die Wege geleitet – und hat wohl auch einen Anteil am Erbe zu erwarten. Wie in Trance erlebt Mascha die folgenden Tage. Ein Interessent bietet erstaunlich viel Geld, und aus Pjotrs Erzählungen wird klar, dass er tief in die Familiengeschichte verstrickt ist (nicht zuletzt als zeitweiliger Bettpartner von Großmutter und Mutter).

Vordergründig ist *In einer Nacht, woanders* ein Buch über Heimatlosigkeit und Fremdheit. Die Protagonistin wurde in Berlin nie heimisch, und in die Idylle ihrer Kindheit kann sie nicht zurückkehren – auch weil sie erkennen muss, dass diese Kindheit gar nicht so idyllisch war. Poladjans Sprache ist prägnant, sparsam und zugleich rätselhaft; eine Kritikerin spricht von „Hieroglyphen des Schweigens“ (Berking 2012). Im Spiel mit Märchenmotiven, in der Verknüpfung von Realität und Phantasie, im Rückgriff auf das Instrumentarium der Psychoanalyse gelingt der Autorin ein origineller Text über kulturelle Differenz.

6

Alina Bronsky (Pseudonym) wurde 1978 in Jekaterinburg geboren, verbrachte ihre Kindheit am Ural, die Jugend in Marburg und Darmstadt. Nach einem abgebrochenen Medizinstudium arbeitete sie als Werbetexterin und Zeitungsredakteurin. Erst lebte sie in Frankfurt, jetzt wohnt sie in Berlin, hat vier Kinder und ist nach dem Tod des Vaters der ersten drei mit dem Schauspieler Ulrich Noethen liiert.

Ihr Erstlingsroman *Scherbenpark* (Bronsky 2008), unverlangt als Manuskript an den Verlag geschickt, war ein Riesenerfolg. Aus der Ich-Perspektive wird die Geschichte der 17-jährigen Sascha erzählt. Sie lebt mit ihren beiden jüngeren Geschwistern (Anton, Grundschüler und Alina, 3 Jahre alt) in einem Hochhaus in der Nähe von Frankfurt. Alle drei sind durch die Familiengeschichte traumatisiert: Der Stiefvater hat die mit Sascha aus Russland zugewanderte Mutter und deren aktuellen Lebensgefährten aus Eifersucht vor den Augen der Kinder umgebracht. Sascha, hochintelligent, besucht ein katholisches Elitelyzeum und versucht, sich und die Geschwister durchs Leben in einem deutschen Russengetto zu manövrieren. Sie träumt davon, ein Buch über das Leben ihrer Mutter zu schreiben und deren Mörder (der im Gefängnis sitzt) umzubringen. Durch ihre Beziehung zum Sohn eines Zeitungsredakteurs wird ihre Welt mit der des Gastlandes konfrontiert. Das Buch ist auch ein Roman über Adoleszenz. Es beeindruckt durch eine knappe, klare Sprache und durch einen rasanten, an filmische Schnitte erinnernden Szenenwechsel. Die Alltagswelt der russischen Zuwanderer wird weniger beschrieben als inszeniert. Einzelne Bilder (beispielsweise vom Frühstück einer Vierzehnjährigen, von den brutalen Freizeitritualen halbwüchsiger Jugendlicher, von den Fernsehgewohnheiten der Tante,

von der Geräuschkulisse im Hochhaus) fügen sich zusammen zu präzisen Milieuskizzen, die beim Lesen eine eigenartige Mischung von Bedrückung und Heiterkeit erzeugen.

Es gibt oberflächliche Berührungspunkte zur Biografie der Autorin (russische Herkunft, Ausreise nach Deutschland), aber das Buch ist nicht autobiographisch. Bronsky wuchs in einem gutbürgerlichen Milieu auf, ihr Vater ist Universitätsprofessor. Sie räumt ein: „Trotzdem schöpft man natürlich aus dem eigenen Erfahrungsschatz. Es ist auch nicht so, dass ich Saschas Geschichte gerne selbst erlebt hätte, was ja nachvollziehbar ist. Dennoch bewundere ich sie für einiges und denke manchmal ‚so wäre ich gerne gewesen‘ – unter besseren Umständen.“ (Pahl 2009) Auf die Frage nach ihren literarischen Vorbildern antwortet sie: „Ich bewundere alle, die es schaffen, einer Szene oder einem Charakter mit sehr wenigen Worten Leben einzuhauchen. Es gibt zum Beispiel einige russische Autoren, die hierzulande völlig unbekannt sind, die diesen knappen, präzisen und trotzdem sehr lebendigen Stil meisterhaft beherrschen. Absolut bewundernswert finde ich auch Schriftsteller, die es schaffen, eine eigentlich traurige Handlung komisch und lebensfroh zu erzählen [...]“. (KiWi-Verlag 2008) Den Vorwurf, die schockierenden Gewaltszenen des Buches würden nicht zu seinem Unterhaltungsanspruch passen, kontert sie knapp und lakonisch: „Ich kenne kein spannendes Buch, in dem angenehme Menschen in einem schönen Umfeld einfach nur ein glückliches Leben führen.“ (KiWi-Verlag 2008)

7

Olga Grjasnowa wurde 1984 in Baku (Aserbaidtschan) geboren und ist 1996 mit den Eltern (Vater Jurist, Mutter Musikwissenschaftlerin) nach Deutschland gekommen. Sie hat in München und Leipzig studiert und dort das ‚Deutsche Literaturinstitut‘ absolviert; längere Zeit hielt sie sich auch in Israel, Polen und Russland auf.

Ihr Debütroman *Der Russe ist einer, der Birken liebt* (Grjasnowa 2012) wurde mehrfach ausgezeichnet. Die Ich-Erzählerin Mascha ist wie die Autorin als aserbeidschanische Jüdin mit 11 Jahren nach Deutschland gekommen. Sie ist selbstbewusst und anpassungsfähig, spricht fünf Sprachen (darunter Arabisch) und plant eine Karriere bei den Vereinten Nationen. Alles ändert sich durch den absurden Tod ihres ostdeutschen Freundes Elias; nach einem banalen Sportunfall wird sein Knochenbruch falsch behandelt, und er stirbt an einer zu spät erkannten Infektion. Mascha flieht nach Israel, um dort für eine NGO in den Westbanks zu arbeiten. Der erste Teil des Romans spielt in Deutschland, der zweite in Israel, aber die Erzählgegenwart wird immer wieder überblendet durch Erinnerungen der Protagonistin: Einmal an ihre Kindheit in Aserbeidschan und die dortigen Pogrome gegen Armenier, denen ihre aserbeidschanischen Eltern als Künstler und Intellektuelle hilf- und fassungslos gegenüberstehen. Zum anderen an den Tod des Freundes und die eigenen Schuldgefühle, weil sie die Dramatik der Lage nicht rechtzeitig erkannt hatte.

Die Autorin verknüpft die verschiedenen Handlungsstränge zu einem eindrucksvollen Roman über Multikulturalität, Fremdheit und ethnische Konflikte. Fremdheit ist eine zentrale Erfahrung der Protagonistin Mascha: als Aserbeidschanerin pflegte sie in Baku Sympathien für die verfolgten Armenier, in Frankfurt (Westdeutschland) lebt sie mit einem Ostdeutschen zusammen, in Israel gibt sie sich als Arabisch sprechende Jüdin zu erkennen. ‚Diversity‘ kennzeichnen aber auch ihre Sexualität (sie lebt mit Männern zusammen und liebt auch Frauen) und sogar die Essgewohnheit (die Konkurrenz der Küchen ist ein weiteres Thema). Auch Nebenfiguren sind geprägt durch hybride Biographien. Einer von Maschas Freunden ist Deutschtürke, ein anderer ist im Libanon geboren, hat einen deutschen Pass und möchte seine Doktorarbeit in den USA schreiben.

Im Zentrum der Handlung stehen (stellvertretend für andere) zwei ethnische Konflikte: der zwischen Aserbeidschanern und Armeniern und der zwischen Israelis und Palästinensern. Deutschland wird gewissermaßen zum Scharnierland, obwohl auch hier die Spannungen zwischen den alten und neuen Bundesländern noch spürbar sind. Was in der knappen Zusammenfassung verwirrend klingen mag, ist in Wirklichkeit ein faszinierender Roman – über Deutschland, Europa und den Nahen Osten, zusammengesetzt aus unzähligen Alltagsminiaturen.

8

Erinnern Sie sich noch an Maxim Billers Vorwurf, auch die Immigranten hätten sich angepasst an eine in Deutschland vorherrschende Ästhetik und Themenwahl? Ich habe hier sechs in deutscher Sprache verfasste Bücher vorgestellt, deren Autorinnen zwischen 1962 und 1984 in der Sowjetunion geboren wurden. Ihre Bücher handeln von Erinnerungen, aber auch von deutschem Alltag. Keines ist explizit autobiografisch, allen dient die Biografie als Material für Fiktion. Langweilig ist keines dieser Bücher, und das „harmonie-süchtige, postnazistische und vereinte Deutschland“ (Biller 2014) habe ich auch nicht darin entdeckt. Gefunden habe ich außergewöhnliche Ansichten vom deutschen Alltag, überraschende Einsichten in die europäische Geschichte und Zweifel an den vorgeblichen Errungenschaften eines zusammenwachsenden Europas. Solche Literatur offeriert Zwischentöne für die Diskussion von Problemen, die im politischen Diskurs schematisch abgehandelt werden. Für sie gilt auch, was die Turkologin Kader Konuk über deutschsprachige Texte türkischstämmiger Autorinnen geschrieben hat: sie lösen sich von „Konstrukten wie Nation und Identität“, stellen „das *Selbst* und das *Andere* durch Literatur“ in Frage (Konuk 2001: 12).

Deshalb ist solche Literatur ein wichtiges Medium im modernen Landeskundeunterricht; sie wird – um es mit dem Versprecher eines amerikanischen Kollegen auszudrücken – zur ‚Landeskunst‘. Nicht nur aufgrund ihrer Lebensgeschichten spielen die zugewanderten Autorinnen eine ganz wichtige Rolle in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur,

sondern auch wegen ihrer Sprache. Katja Petrowskaja bringt das auf den Punkt, wenn sie schreibt: „Mein Deutsch blieb in der Spannung der Unerreichbarkeit und bewahrte mich vor Routine.“ (Petrowskaja 2014: 78) Die Sprache dieser Texte verwandelt Herkunft in ästhetische Form.

Ist das nun deutsche Literatur von russischen Autorinnen, russische Literatur, die auf Deutsch verfasst wurde, multikulturelle Literatur? Ich kann diese Frage nicht beantworten, aber sie ist eigentlich auch irrelevant. Wichtig ist die Funktion solcher Texte – für ihre Verfasserinnen und für die Leser. In Zeiten tiefgreifender gesellschaftlicher (was auch heißt geographischer) Verwerfungen, in Zeiten freiwilliger oder erzwungener Grenzüberschreitungen (nicht nur geographischer), tragen sie dazu bei, brüchig gewordene Identitäten neu zu formulieren. Dass gerade Deutschland zu einem Zentrum dieser Literatur wurde, ist wohl – um es mit Hegel zu sagen – eine besondere List der Geschichte.

Literatur

- Berking, Sabine 2012: „Bloß nicht nach Moskau!“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 10.01.2012, S. 30.
- Biller, Maxim 2014: „Letzte Ausfahrt Uckermark“, in: *DIE ZEIT* vom 20.02.2014, zitiert nach: <http://www.zeit.de/2014/09/deutsche-gegenwartsliteratur-maxim-biller> [29.01.2017].
- Bronsky, Alina 2008: *Scherbenpark. Roman*, Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Grjasnowa, Olga 2012: *Der Russe ist einer, der Birken liebt, Roman*, München: Hanser.
- Keller, Christoph 2010: „Charmanter Blog-Roman“, in: *DIE ZEIT* vom 08.07.2010, zitiert nach: <http://www.zeit.de/2010/28/L-Martynovas> [29.01.2017].
- KiWi-Verlag 2008: „Alina Bronsky im Interview“, zitiert nach: <http://www.kiwi-verlag.de/autoren/interviews/im-interview-alina-bronsky.html> [29.01.2017].
- Konuk, Kader 2001: *Identitäten im Prozess*, Essen: Die Blaue Eule.
- Martynova, Olga 2010: *Sogar Papageien überleben uns, Roman*, Graz / Wien: Droschl.
- Pahl, Jochen 2009: „Interview mit Alina Bronsky“, in: *Lesepunkte* 4 (2009) Nr. 6, zitiert nach: http://www.lesepunkte.de/no_cache/persistent/artikel/7354 [29.01. 2017].
- Petrowskaja, Katja 2014: *Vielleicht Esther. Geschichten*, Berlin: Suhrkamp.
- Plath, Jörg 2010: „Abschied und Aufbruch“, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 17.06.2010, zitiert nach: <https://www.nzz.ch/abschied-und-aufbruch-1.6126323> [29.01. 2017].
- Poladjan, Katerina 2011: *In einer Nacht, woanders. Roman*, Berlin: Rowohlt.
- Rüdenauer, Ulrich 2010: „Die Welt ist davongeflogen“, in: *Frankfurter Rundschau* vom 19.02.2010, zitiert nach: <http://www.fr-online.de/literatur/romandebuet-olga-martynova-die-welt-ist-davongeflogen.1472266.3001208.html> [29.01.2017].
- Veremej, Nellja 2013: *Berlin liegt im Osten. Roman*, Salzburg / Wien: Jung und Jung.

Ausgewählte Probleme beim Übersetzen von juristischen Kollokationen im Sprachenpaar Deutsch-Finnisch

Annikki Liimatainen (Universität Tampere, Finnland)

1 Einleitung

Die bevorzugten Sprachelemente der Rechtssprache sind nicht die Einzeltermini, sondern feststehende Wortverbindungen, deren juristisches Erfassen dem Übersetzer häufig Schwierigkeiten bereitet. Beim Übersetzen von Rechtstexten reicht es laut Lindroos (2015: 269) nicht aus, die juristischen Termini des jeweiligen Fachgebiets zu kennen, sondern auch die für die jeweilige Textsorte typischen Phraseologismen und deren Gesetzgebundenheit. Wie auch Lewandowska-Tomaszczyk (2004: 461f.) und Stolze (2009: 184; 2010: 310) festgestellt haben, kann die wörtliche Übersetzung von Fachphraseologismen nicht selten zu unüblichen Formulierungen führen. Eine Übersetzung, die die Verwendung beispielsweise zielsprachlicher Kollokationen unterlässt, wird vom Rezipienten, der genaue Kenntnisse auf dem entsprechenden Fachgebiet besitzt, bewusst oder unbewusst als mangelhaft empfunden (Stolze 2009: 184; 2010: 310). Fachphraseologismen sind in der Rechtssprache „keine dekorativen Elemente der Sprache, sondern verkörpern Rechtsinhalte und damit die Macht durch Sprache Realitäten zu schaffen“ (Hudalla 2012: 106).

Juristische Kollokationen stellen ein Übersetzungsproblem dar, weil sie erstens unter den phraseologischen Einheiten der Rechtssprache überwiegen und zweitens nicht nur einzeltextunabhängig, sondern auch sprachspezifisch sind und zudem häufig nicht in einem 1:1-Äquivalenzverhältnis zueinander stehen. Dem Übersetzer wird daher eine hohe phraseologische Kompetenz abverlangt, was vor allem bei der Formulierung des zielsprachlichen Textes relevant ist.

In dem vorliegenden Beitrag werden einige der Probleme erörtert, die beim Übersetzen von Kollokationen in juristischen Texten im Sprachenpaar Deutsch-Finnisch auftreten und auf die auch die fachsprachliche Übersetzungsdidaktik und die Fachlexikographie ihr Augenmerk richten sollten.

2 Grundlegende Begriffe der Untersuchung

Termini repräsentieren bestimmte fachliche Inhalte und sind ohne Zweifel die Hauptträger der Fachinformation. Sie können jedoch nicht isoliert verwendet werden, sondern sind immer in Verbindung mit ihrer sprachlichen Umgebung zu sehen. Um die Relationen, die zwischen den Begriffen bestehen, erkennbar zu machen, sind weitere sprachliche Mittel

unerlässlich (Arntz & Picht & Mayer 2002: 33 f.). Der fachsprachliche Charakter dieser sprachlichen Mittel wird erst zusammen mit Termini offenkundig, in denen das Verb oder das Adjektiv mit dem substantivischen Fachwort terminologische Phraseologismen bilden, wie in den folgenden Beispielen: *ein Testament errichten; eine Strafe verhängen; auf die Klage verzichten; rechtliches Gehör; vorläufige Festnahme; fahrlässige Körperverletzung*.

Man spricht hier von Kollokationen, die eine Besonderheit der Rechtssprache sind (z.B. Hudalla 2012: 105; Stolze 2014: 319). Die syntaktischen und begrifflichen Aspekte dieser Phraseologismen gehen weit über jenen Begriff hinaus, der in dem grundlagenbildenden Terminus angegeben ist. Kennzeichnend für die Kollokationen sind die Kombinationen von Lexemen um einen Terminus herum. Diese Kombinationen sind mehr oder weniger fest, und der Grad ihrer Festgeprägtheit wird durch die Auftretenshäufigkeit im jeweiligen Fachdiskurs bestimmt. Das Besondere dieser Ausdrücke besteht darin, dass sie in ihrer Bedeutung strikt festgelegt sind und somit in derselben Weise wie jeder (Wort-)Terminus funktionieren (Burger 2007: 50). Kollokationen sind auf ihren Situationskontext, auf das bestimmte Fachgebiet bzw. die Textsorte angewiesen, in denen sie für den Ausdruck bestimmter Sachverhalte rekurrent verwendet werden (Caro Cedillo 2004: 40 f.).

Unter Fachphraseologismus versteht Gläser (2007: 487) „eine in einem bestimmten Bereich der Fachkommunikation lexikalisierte, usuell verwendete, verfestigte und reproduzierbare Wortgruppe, die in der Regel nicht idiomatisiert ist und keine expressiven oder stilistischen Konnotationen trägt“. Während das Idiom im phraseologischen System der Gemeinsprache als der Prototyp des Phraseologismus gelten kann, stellt es unter den Fachphraseologismen eher die Ausnahme dar und ist eine durch die Entwicklung des Fachs begründete Randerscheinung (ibid.: 487 f.). Besonders bei den Zwillingsformeln bzw. Paarformeln sind jedoch zahlreiche Ausdrücke zu finden, die idiomatisch bzw. halb-idiomatisch sind, wie z.B. *Hab und Gut; auf / in Treu und Glauben; null und nichtig*. Im Folgenden wird die Aufmerksamkeit auf Kollokationen gerichtet, da sie unter den phraseologischen Einheiten der Rechtssprache überwiegen (cf. Tabares Plasencia 2012: 314, 326) und der Terminologie am nächsten stehen.

Unter einer Kollokation wird die präferierte Zusammenvorkommen Konkurrenz und inhaltliche Kombinierbarkeit von lexikalischen Einheiten im Text verstanden – mit Abstufungen in der Vorhersagbarkeit (Wotjak 2005: 372). Kollokationen bestehen aus Kollokant, dem Ausgangselement, und Kollokat, dem Folgeelement. Die Kollokate, d.h. das Verb oder das Adjektiv in Kollokationen, erlauben in der Regel keine oder nur wenige synonyme Varianten. Die Konstituenten einer Kollokation müssen im Satz nicht unmittelbar aufeinander folgen.

Kollokationen sind einerseits gebrauchstypisch und konventionalisiert, andererseits aber doch nicht grammatisch-semantic fest geregelt (Fleischer 2001: 114). Die Lexikalisierung hat bei den Kollokationen „mit der Reproduzierbarkeit und mit der Stabilität zu tun und weniger mit der Tatsache, dass sie eine idiomatische bzw. demotivierte Bedeutung hat“ (Caro Cedillo 2004: 41). Im Sinne von nicht-idiomatisch sind Kollokationen zwar durchsichtig, das Kollokat hat aber eine spezifische Bedeutung, die ausschließlich im Zusammenhang mit dem Kollokant sowie mit der kommunikativen Situation erschlossen werden kann (Caro Cedillo 2004: 38 f.; Hudalla 2012: 106) wie *errichten*¹ im Beispiel *ein Testament errichten*. Aus diesem Grund gilt für die Kollokationen, dass sie eine Bedeutungseinheit bilden (Caro Cedillo 2004: 39). Den terminologischen Kern einer Kollokation können auch polylexikalische Termini bilden (Tabares Plasencia 2012: 322), z.B. *einen räuberischen Diebstahl begehen; auf das gesetzliche Erbrecht verzichten; unrichtigen Erbschein für kraftlos erklären*.

Der Übergang von Terminologie zu fachsprachlicher Phraseologie ist fließend, da der terminologische Phraseologismus zumindest einen Terminus beinhaltet, der den Nukleus des Phraseologismus bildet. Fließend ist der Übergang auch deswegen, weil Mehrworttermini durch das Verfahren der Kollokation gebildet werden können und den fachsprachlichen Phraseologismen ein terminologischer Wert zugesprochen wird. (Caro Cedillo 2004: 48 f.) In diesem Beitrag werden nur die idiosynkratischen Mehrworttermini aus der Perspektive der Kollokationsforschung untersucht.

3 Die grundsätzliche Systemgebundenheit juristischer Termini

Das Spezifische beim Übersetzen von Rechtstexten leitet sich laut Gruntar Jermol (2009: 214; 2012: 54) davon her, dass man es dabei nicht nur mit zwei verschiedenen Rechtssprachen zu tun hat, sondern auch mit Unterschieden zwischen den einzelnen Rechtssystemen. Wie de Groot (1999: 12) festgestellt hat, gibt es keine internationale juristische Fachsprache, sondern jeder Staat hat sein eigenes Rechtssystem und aus diesem Grund auch seine eigene juristische Terminologie und juristische Phraseologismen. Infolgedessen bedeutet das Übersetzen juristischer Texte immer auch den Übergang von einer Rechtswelt in eine andere (Letto-Vanamo 2002: 45). Veranlasst durch zahlreiche historische, kulturelle und gesellschaftliche Einflüsse, aus der sie entstanden und gewachsen ist, stellt jede der Rechtsordnungen ein spezifisches System dar (Gruntar Jermol 2012: 54). Jede Rechtsordnung verfügt über eigene Regeln und eigene Rechtsnormen, die die Rechtssprache entscheidend prägen, insbesondere im terminologischen und phraseologischen Bereich. Ein wesentliches Merkmal der Phraseologismen der Rechtssprache ist laut Kjær (2007: 508), dass sie im Unterschied zu Phraseologismen u. a. der Fachsprache der Technik, der Medizin und der Wirtschaft nicht universell, sondern normbedingt sind. Ein

¹ In Verbindung mit dem Ausgangselement *Testament* hat das Verb *errichten* in der Rechtssprache die Bedeutung ‚urkundlich niederlegen‘ (D-DUW 2006: s. v. *errichten*).

Begriff existiert nicht selten nur in der Ausgangsrechtsordnung. Daher ist es schwierig, nach Äquivalenten zu suchen oder gar von einer Volläquivalenz zu sprechen (Gruntar Jermol 2009: 216). Besonders schwierig erweist sich laut Letto-Vanamo (2002: 46) die Übersetzung von Rechtstexten aus solchen Bereichen, in denen die nationalen oder lokalen Eigenartigkeiten stärker zum Ausdruck kommen, wie z. B. im Verfahrensrecht, in der Verwaltung, im Erbrecht oder im Familienrecht.

Beim Übersetzen von juristischen Texten muss der Übersetzer für einen Begriff aus der Ausgangsrechtsordnung eine Entsprechung in der Zielsprache finden. Im deutschen Strafgesetzbuch (StGB) wird beispielsweise im Abschnitt „Raub und Erpressung“ (StGB § 249–252) zwischen *Raub*, *schwerer Raub*, *Raub mit Todesfolge* und *räuberischer Diebstahl* unterschieden, wofür im finnischen Strafgesetz im entsprechenden Abschnitt „Ryöstöstä ja kiristyksestä“ nur die Begriffe *ryöstö* (Raub) und *törkeä ryöstö* (schwerer Raub) zur Verfügung stehen (Rikoslaki 31 luku, § 1–2 (24.8.1990/ 769)).

Vollständige begriffliche Äquivalenz kann nur in dem Fall vorliegen, wenn kein Wechsel von einem Rechtssystem zu einem anderen vollzogen wird. Dies ist grundsätzlich nur dann der Fall, wenn innerhalb eines zwei- oder mehrsprachigen Rechtssystems übersetzt wird, wie z. B. in Finnland oder in der Schweiz bei der Übersetzung von einer Amtssprache in die andere (cf. de Groot 1999: 20; Ballansat-Aebi 2002: 283). Entscheidend ist also nicht, ob beispielsweise die Ausgangssprache und die Zielsprache der gleichen Sprachfamilie angehören. In Bezug auf die deutsche Sprache muss ferner festgestellt werden, dass es mehrere unterschiedliche Rechtssprachen gibt, und zwar die Rechtssprache Österreichs, die der Bundesrepublik Deutschland, die der Schweiz sowie die Rechtssprache Liechtensteins, Belgiens und Südtirols (de Groot 1999: 14).

4 Kollokationen im Text und im Wörterbuch

Beim Übersetzen juristischer Texte bereitet nicht nur die Suche nach äquivalenten Termini in der Zielsprache erhebliche Schwierigkeiten, sondern auch die Einbettung des Terminus in den Fachtext, d. h. die Wahl des korrekten Verbs, Adjektivs oder der Präposition, die sich mit den entsprechenden Termini verbinden. Solange es sich aber um fachsprachliche Verben und Adjektive handelt, die dem Fachwortschatz des betreffenden Fachgebiets angehören und auch in den Fachwörterbüchern zu finden sind, ist das Übersetzen weniger problematisch. Gerade bei der Fachübersetzung problematisch sind dagegen „scheinbar harmlose gemeinsprachliche Verben“ (Picht 1988: 188) und Adjektive, deren fachsprachlicher Gehalt entweder nicht erkannt oder unterschätzt wird. Darüber hinaus ist zu betonen, dass „[e]ine wortwörtliche, an den Strukturen der Ausgangssprache orientierte Übersetzung, oder eine entsprechend der [sic!] Strukturen der Zielsprache unübliche Übersetzung von Kollokationen [...] notgedrungen zu Fehlübersetzungen“ führt

(Caro Cedillo 2004: 32). Da das gemeinsprachliche Verb oder das Adjektiv in Kombination mit dem substantivischen Terminus einen fachsprachlichen Gehalt bekommt, muss die Übersetzungseinheit auf die Ebene der Kollokation erweitert werden. Dies bedeutet für den Übersetzer juristischer Texte „die Notwendigkeit einer Sensibilisierung für die verdeckten Informationen der juristischen Begriffe“ (Hudalla 2012: 107).

Den Beispielen (1) und (2) ist zu entnehmen, dass die Kollokationen – selbst in so eng verwandten germanischen Sprachen wie Deutsch, Englisch und Schwedisch – sprachspezifisch sind. Für Übersetzer ist es daher wichtig, die sprachlichen Unterschiede wahrzunehmen, was eine wörtliche Übersetzung jeweils ausschließt:

- (1)
- | | |
|----|--|
| fi | <i>vastata kanteeseen / syytteeseen</i> (wörtlich: erwidern auf die Klage / Anklage) |
| de | <i>auf die Klage erwidern / zur Anklage Stellung nehmen</i> |
| en | <i>to present a defence to the claim / charge</i> |
| sv | <i>svara med anledning av ett käromål / ett åtal</i> |
- (Tuomioistuinsanasto 2001: 117f.)
- (2)
- | | |
|----|--|
| fi | <i>suorittaa määräaikaista vankeusrangaistusta</i> (wörtlich: verbüßen eine zeitige Freiheitsstrafe) |
| de | <i>eine zeitige Freiheitsstrafe verbüßen</i> |
| en | <i>serve a fixed term of imprisonment</i> |
| sv | <i>avtjäna ett fängelsestraff på viss tid</i> |
- (Tuomioistuinsanasto 2001: 202)

„Eine Anpassung der Kollokationen an die Zielsprache [dient] nicht nur zur Herstellung terminologisch-phraseologischer Äquivalenz, [...] sondern auch zur Herstellung [...] pragmatischer und textnormativer Äquivalenz“ (Caro Cedillo 2004: 30). Durch die Verwendung von Kollokationen, die für die zielsprachliche Textsorte typisch sind, wird insofern zur textnormativen Äquivalenz beigetragen, als dass die zielsprachlichen Textsortenkonventionen eingehalten werden. Die pragmatische Äquivalenz wird durch die Einstellung auf den Zieltextleser erzielt: Durch den adäquaten Gebrauch der für die zielsprachlichen Textsorten typischen Kollokationen wird zur pragmatischen Äquivalenz insoweit beigetragen, als dass die Erwartungsnormen der Zieltextempfänger nicht verletzt werden (ibid.: 30f.).

Das gemeinsprachliche Verb und Adjektiv bekommen in Kombination mit dem substantivischen Terminus einen fachsprachlichen Gehalt. Die Übersetzungseinheit muss deshalb auf die Ebene der Kollokation erweitert werden. Nachdem die Kollokationen im Ausgangstext zuerst erkannt worden sind, müssen in der Zielsprache typische Kollokationen gewählt werden. Die Beispiele (3), (4) und (5) zeigen, wie dasselbe Verb (*aufheben*) bzw. Adjektiv (*törkeä, lievä*) je nach dem zugeordneten Ausgangelement (Kollokant) in der Zielsprache unterschiedliche Entsprechungen haben kann:

- (3)
- | | |
|--|--|
| den Kaufvertrag <i>aufheben</i> | <i>purkaa</i> kauppa(sopimus) |
| ein Gesetz / einen Paragraphen <i>aufheben</i> | <i>kumota</i> laki / pykälä |
| ein Urteil <i>aufheben</i> | <i>kumota</i> tuomio |
| das Urteil der ersten Instanz | <i>poistaa</i> alioikeuden tuomio oikeuwedenkäynti- |
| Verfahrensmangels <i>aufheben</i> | virheen vuoksi |
| ein rechtskräftiges Urteil <i>aufheben</i> | <i>purkaa</i> lainvoiman saanut tuomio |
| | (Hakulinen 1974: s.v. <i>kumota</i> , <i>poistaa</i> , <i>purkaa</i>) |
-
- (4)
- | | |
|--|---|
| <i>törkeä</i> huolimattomuus / tuottamus | <i>grobe</i> Fahrlässigkeit / <i>grobes</i> Verschulden |
| <i>törkeä</i> varkaus / rikos | <i>schwerer</i> Diebstahl / <i>schweres</i> Verbrechen |
| <i>törkeä</i> väärinkäytös | <i>schwerer</i> (<i>grober</i>) Missbrauch |
| <i>törkeä</i> (kunnian)loukkaus | <i>grobe</i> (schwere) Beleidigung |
| <i>törkeätä</i> lievempi | minder <i>schwer</i> |
| | (Hakulinen 1974: s.v. <i>törkeä</i>) |
-
- (5)
- | | |
|-----------------------------|---|
| <i>lievä</i> tuottamus | <i>leichtes</i> (<i>nicht grobes</i>) Verschulden |
| <i>lievä</i> huolimattomuus | <i>nicht grobe</i> Fahrlässigkeit |
| <i>lievä</i> rangaistus | <i>milde</i> Strafe |
| | (Hakulinen 1974: s.v. <i>lievä</i>) |

Während die Fachleute den Gebrauch rechtswissenschaftlicher Termini in den Gesetzes- und Vertragstexten beherrschen, kann bei juristischen Laien, d.h. auch bei Übersetzern, dieses Wissen nicht automatisch präsupponiert werden. So bereitet auch die Synonymie den Übersetzern beträchtliche Schwierigkeiten, unter anderem deshalb, weil Wörterbüchern Informationen über synonyme Ausdrücke nicht oder nur schwer zu entnehmen sind. Im Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland (GgfBD) finden sich die Ausdrücke *unverletzlich* und *unantastbar*. Ihre finnische Entsprechung heißt *loukkaamaton*. Schlägt man in D-DUW (2006) das Lemma *unverletzlich* nach, könnte man annehmen, dass diese Adjektive synonym sind: „unverletzlich: *unantastbar*: ein unverletzliches Recht, Gesetz“. Sie sind jedoch nicht in jedem Kontext gegeneinander austauschbar. *Unantastbar* kollokiert im GgfBD mit der *Würde des Menschen*, *unverletzlich* hingegen u. a. mit *Menschenrecht*, *Freiheit der Person*, *Wohnung* sowie mit *Brief-*, *Post-* und *Fernmeldegeheimnis* (siehe Beispiel 6).

- (6)
- Die Würde des Menschen ist *unantastbar* (GgfBD, Art. 1).
Das deutsche Volk bekennt sich darum zu *unverletzlichen* und unveräußerlichen Menschenrechten ... (GgfBD, Art. 1).
Die Freiheit der Person ist *unverletzlich* (GgfBD, Art. 2).
Das Briefgeheimnis sowie das Post- und Fernmeldegeheimnis sind *unverletzlich* (GgfBD, Art. 10).
Die Wohnung ist *unverletzlich* (GgfBD, Art. 13).

Eine besonders wichtige Rolle spielt Fachphraseologie in der Fachwörterbucharbeit. Sowohl die terminologischen Datenbanken (Caro Cedillo 2004: 53) als auch die einschlägigen Fachwörterbücher decken Kollokationen häufig nicht ab (Gläser 2007: 484). Hinsichtlich der deutsch-finnischen Rechtswörterbücher ist zu sagen, dass einige davon zwar existieren, die jedoch das Manko aufweisen, recht allgemein gehalten zu sein. Die betreffenden Termini werden ohne zugehörigen Kontext angeführt, was ihre Handhabung ohne das dazugehörige juristische Hintergrundwissen relativ schwierig macht.

Als Beispiel lassen sich das Verb *tehdä* sowie die Kollokationen *tehdä rikosilmoitus* (eine Straftat anzeigen), *tehdä tiedustelu* [henkilön olosuhteista ja olinpaikasta] (Erkundungen [über Aufenthaltsumstände und Aufenthaltsort einer Person] anstellen) und *tehdä virka-apupyynnö* (ein Amtshilfeersuchen stellen) anführen. Weder in dem neuesten juristischen Standardwörterbuch, das auch das Deutsche berücksichtigt, dem Online-Wörterbuch *MOT Lakikielen perussanakirja* (o.J.), noch in dem *Deutsch-finnischen / finnisch-deutschen Rechtswörterbuch* von Köbler (2004) findet man unter dem Lemma *tehdä* eine von diesen Kollokationen. Unter dem Lemma *rikosilmoitus* findet man in den beiden Wörterbüchern ausschließlich die Entsprechung *Strafanzeige*, unter dem Lemma *tiedustelu* die Entsprechungen *Erkundigung* und *Anfrage* sowie unter dem Lemma *virka-apupyynnö* in Köbler (2004) die Entsprechung *Amtshilfeersuchen* und in *MOT Lakikielen perussanakirja* (o.J.) die Entsprechungen *Amtshilfeersuchen* und *Rechtshilfeersuchen* (unter Behörden), für die aber außer den Genusangaben keine weiteren ergänzenden Informationen angeführt werden.

Im *Neuen juristischen Wörterbuch* von Hakulinen (1974) sind die Kollokationen *nostaa kanne* und *panna vireille kanne* nur in Form einer zusätzlichen Information in der Eintragsstruktur des Terminus *kanne* (Klage) eingetragen. Die deutsche Entsprechung der finnischen Kollokationen heißt *eine Klage erheben*. Dem Wörterbuchartikel zufolge können die beiden finnischen Kollokationen synonym verwendet werden. Die Kollokation *nostaa kanne* kommt mit der deutschen Entsprechung auch unter dem Verb *nostaa* vor. Die beiden Wörterbuchartikel lassen zu wünschen übrig, da in ihnen die zur valenzbedingten Umgebung des Stichwortes gehörenden Ergänzungen weggelassen worden sind. Zum richtigen Gebrauch der Kollokationen braucht der Übersetzer auch die Angabe, dass *eine Klage gegen jemand* (*nostaa kanne jotakuta vastaan*) erhoben wird. Im Online-Wörterbuch *MOT Lakikielen perussanakirja* (o. J.) sind in der Eintragsstruktur des Lemmas *kanne* als deutsche Äquivalente *Klage*, *Klageantrag* und *prozessualer Anspruch* eingetragen. Die Kollokation *nostaa kanne* erscheint unter dem Verb *nostaa*, aber dort fehlt leider die deutsche Entsprechung. Köbler (2004) verzeichnet Wörter und Wendungen in einer alphabetisch sortierten Liste, in der die Wendungen dem ersten Wort der Wendung zugeordnet worden sind. In Köbler (ebd.) sind die Kollokationen *nostaa kanne* und *panna vireille* zwar zu finden, aber die Begriffsinhalte der angeführten Äquivalente *klagen* und *anregen* sind nicht gleich.

5 Zusammenfassung

Das Übersetzen von Rechtstexten ist ein komplizierter Prozess. Dem Übersetzer wird unter anderem eine hohe phraseologische Kompetenz abverlangt, denn bei der Übersetzung von Phraseologismen der Rechtssprache liegen die Schwierigkeiten sowohl auf der Rezeptions- als auch auf der Übertragungsebene. Fachsprachliche Phraseologismen – unter ihnen auch Kollokationen – stellen einen noch zu wenig beachteten Teilbereich der Fachsprachenforschung dar. Weil sie überdies in den Fachwörterbüchern unzureichend erfasst sind, bleibt dem Übersetzer die Erarbeitung einer Sammlung entsprechender Kollokationen durch Auswertung von Paralleltexten. Auch in der Übersetzerausbildung werden weder fachsprachliche Phraseologismen noch Kollokationen systematisch gelehrt und gelernt. Kollokationen sind eine Besonderheit der Rechtssprache, die als Einheit gelernt und übersetzt werden müssen.

Aus diesem Anlass ist es zweckmäßig, Rechtstexte sowohl einzelsprachlich als auch vergleichend zu untersuchen. Dies sollte in erster Linie auf die Ermittlung fachsprachlicher Phraseologismen, u. a. typischer Kollokationen, in unterschiedlichen juristischen Textsorten abzielen und insbesondere praktischen Zielen dienen, d. h. der Übersetzungspraxis, der Fachlexikografie sowie der universitären Fachsprachen- und Translationsdidaktik. Ein sicherer Umgang mit fachsprachlichen Phraseologismen, die in juristischen Texten immer wieder vorkommen, könnte eine deutliche Arbeitserleichterung für Rechtsübersetzer darstellen.

Literatur

- Arntz, Reiner & Heribert Picht & Felix Mayer 2002: *Einführung in die Terminologearbeit*, Hildesheim u. a.: Olms.
- Ballansat-Aebi, Suzanne 2002: „Untersuchung der Kulturspezifität in französischen und englischen juristischen Lehrbüchern und ihrer Bedeutung für die Übersetzung ins Deutsche“, in: Merja Koskela et al. (eds.) 2002: *Porta Scientiae I. Lingua specialis*, Vaasa: University of Vaasa, 276–288.
- Burger, Harald 2007: *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*, Berlin: Schmidt.
- Caro Cedillo, Ana 2004: *Fachsprachliche Kollokationen. Ein übersetzungsorientiertes Datenbankmodell Deutsch-Spanisch*, Tübingen: Narr.
- D-DUW 2006 = *Duden - Deutsches Universalwörterbuch* (2006) auf CD-ROM, Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Fleischer, Wolfgang 2001: „Phraseologie“, in: Wolfgang Fleischer & Gerhard Helbig & Gotthard Lerchner (eds.) 2001: *Kleine Enzyklopädie – deutsche Sprache*, Frankfurt a. M. etc.: Peter Lang, 108–144.

- GgfBD = *Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland in der im Bundesgesetzblatt Teil III, Gliederungsnummer 100-1, veröffentlichten bereinigten Fassung, das zuletzt durch Artikel 1 des Gesetzes vom 23. Dezember 2014 (BGBl. I S. 2438) geändert worden ist*, im Internet unter:
http://www.gesetze-im-internet.de/gg/BJNR000010_949.html [12.06.2017].
- Gläser, Rosemarie 2007: „Fachphraseologie“, in: Harald Burger et al. (eds.) 2007: *Phraseologie: ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*, Berlin / New York: de Gruyter, 482–505.
- Groot, Gerard-René de 1999: „Das Übersetzen juristischer Terminologie“, in: Gerard-René de Groot & Reiner Schulze (eds.) 1999: *Recht und Übersetzen*, Baden-Baden: Nomos, 11–46.
- Gruntar Jermol, Ada 2009: „Rechtstexte Übersetzen – leicht gemacht? Oder: Wie schnell kann man sich beim Übersetzen juristischer Texte verlaufen“, in: *Terminology* 15.2 (2009), 214–231.
- Gruntar Jermol, Ada 2012: „Übersetzen von Rechtstexten – einige didaktische Hinweise“, in: *Lebende Sprachen* 57.1 (2012), 53–73.
- Hakulinen, Y[rjö]J[uho] 1974: *Uusi lakikielen sanakirja. Laki- ja liikekielen sanasto suomi–ruotsi–saksa. Ny juridisk ordbok. Lag- och handelsspråk finsk–svensk–tysk. Neues juristisches Wörterbuch. Rechts- und Handelssprache Finnisch–Schwedisch–Deutsch*, Porvoo / Helsinki: Werner Söderström Osakeyhtiö.
- Hudalla, Inge 2012: „Phraseologismen der deutschen Rechtssprache und ihre Übertragung ins Französische – ein Buch mit sieben Siegeln? Plädoyer für ein juristisch orientiertes, pragmatisches Übersetzungskonzept“, in: *Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung* 52 (2012), 97–114.
- Kjær, AnneLise 2007: „Phrasemes in legal texts“, in: Harald Burger et al. (eds.) 2007: *Phraseologie: ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*, Berlin / New York: de Gruyter, 506–516.
- Köbler, Gerhard 2004: *Deutsch-finnisches und finnisch-deutsches Rechtswörterbuch*, Gießen: Arbeiten zur Rechts- und Sprachwissenschaft Verlag, im Internet unter:
<http://www.koeblergerhard.de/Rechtsfinnisch.htm> [12.06.2017].
- Letto-Vanamo, Pia 2002: „Recht, Sprache und Zeit“, in: Merja Koskela et al. (eds.) 2002: *Porta Scientiae I. Lingua specialis*, Vaasa: University of Vaasa, 37–49.
- Lewandowska-Tomaszczyk, Barbara 2004: „Lexical problems of translation“, in: Harald Kittel et al. (eds.) 2004: *Übersetzung. Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung*, Berlin / New York: de Gruyter, 455–465.
- Lindroos, Emilia 2015: *Im Namen des Gesetzes. Eine vergleichende rechtslinguistische Untersuchung zur Formelhaftigkeit in deutschen und finnischen Strafurteilen*, Rovaniemi: University of Lapland.
- MOT Lakikielen perussanakirja (o.J.). MOT Basic Dictionary of Law, Helsinki: Kielikone.

- Picht, Heribert 1988: „Fachsprachliche Phraseologie“, in: Reiner Arntz (ed.) 1988: *Textlinguistik und Fachsprache. Akten des Internationalen Übersetzungswissenschaftlichen AILA-Symposiums, Hildesheim, 13.-16. April 1987*, Hildesheim / Zürich / New York: Olms, 187–196.
- Rikoslaki 19.12.1889/39. Finlex, im Internet unter:
<https://www.finlex.fi/fi/laki/ajantasa/1889/18890039001> [12.06.2017].
- StGB = „Strafgesetzbuch in der Fassung der Bekanntmachung vom 13. November 1998 (BGBl. I S. 3322), das durch Artikel 2 Absatz 4 des Gesetzes vom 22. Dezember 2016 (BGBl. I S. 3150) geändert worden ist“. Stand: Neugefasst. Bundesministerium der Justiz, im Internet unter:
<http://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/stgb/gesamt.pdf> [12.06.2017].
- Stolze, Radegundis 2009: *Fachübersetzen – Ein Lehrbuch für Theorie und Praxis*. Berlin: Frank & Timme.
- Stolze, Radegundis 2010: „Phänomenologische Fallstricke in der interkulturellen Wirtschaftskommunikation“, in: Werner Kallmeyer & Ewald Reuter & Jürgen F. Schopp (eds.) 2010: *Perspektiven auf Kommunikation*, Berlin: SAXA, 305–325.
- Stolze, Radegundis 2014: *Praxishandbuch Urkundenübersetzung: Fertigkeiten, Terminologie, Rechtssprache*, Tübingen: Stauffenburg.
- Tabares Plasencia, Encarnación 2012: „Analyse und Abgrenzung rechtssprachlicher phraseologischer Einheiten im Spanischen und Deutschen und ihre Bedeutung für die Übersetzung“, in: *Lebende Sprachen* 57.2 (2012), 314–328.
- Tuomioistuinsanasto 2001. Ed. von Kaisa Kuhmonen. *Domstolsordlista – Glossary of Court Terms – Glossar der Gerichtsterminologie – Vocabulaire de la Justice*, Helsinki: Edita.
- Wotjak, Barbara 2005: „Routineformeln im Lernerwörterbuch“, in: Irmhild Barz & Henning Bergenholtz & Jarmo Korhonen (eds.) 2005: *Schreiben, Verstehen, Übersetzen, Lernen. Zu ein- und zweisprachigen Wörterbüchern mit Deutsch*, Frankfurt a. M. u. a.: Lang, 371–387.

Migration und Flucht im (deutschen) Gegenwartstheater. Sujet – Subjekt – Stimme

Silke Pasewalck & Dieter Neidlinger (Universität Tartu, Estland)

Zweiter Herr. Ja, die Erde ist eine dünne Kruste; ich meine immer, ich könnte durchfallen, wo so ein Loch ist. – Man muß mit Vorsicht auftreten, man könnte durchbrechen. Aber gehn Sie ins Theater, ich rat es Ihnen!
(Georg Büchner: *Dantons Tod*, Zweiter Akt, 2. Szene)

1 Einführung und Überblick: Sujet – Subjekt – Stimme

Als Büchner 1835 seinen *Danton* schrieb, war er selbst politisch Verfolgter. Jedoch thematisiert sein Stück nicht die damaligen politischen Zustände der herrschenden Restauration oder die Repressionen, sondern die 50 Jahre zuvor in Frankreich stattgefundenene Revolution, um mit dem Blick in die Vergangenheit die eigene Zeit zu verstehen und zu verändern. Die im Motto aufgerufene Szene thematisiert dabei das spannungsvolle Verhältnis von Bühne und Straße; in wenigen Worten markiert und unterläuft Büchner die Differenz zwischen gespielter und realer Welt. Der Sprechakt seines Stückes ist so gestaltet und inszeniert, dass man die Rede auf zwei Ebenen lesen kann. Die Furcht des Theaterbesuchers, Pfützen könnten Löcher mit einer dünnen Kruste sein, erscheint dem Wirklichkeitssinn absurd, ist zugleich aber die Möglichkeit der Illusionsfläche Theater, darzustellen, dass man tatsächlich plötzlich den Boden unter den Füßen verliert, und damit ein ausdrucksstarkes Bild für die tatsächliche Welt – wie zu Zeiten der Französischen Revolution zu liefern.

Wie reflektieren aktuelle Theatertexte¹ diese Doppelbödigkeit von Bühne und Straße? Der Gestaltungswille und damit die Art des Weltbezuges differieren erheblich, was zunächst an dem Bezug zur aktuellen Thematik von Migration und Flucht gezeigt werden soll. Dieses Sujet erlebt nicht nur politisch eine Hochkonjunktur, sondern auch auf dem Stückemarkt und auf der Bühne. Auf dem Berliner Theatertreffen wurden beispielsweise 2015 Elfriede Jelineks Flüchtlings(chor)stück *Die Schutzbefohlenen* in der Regie von Nicolas Stemann aus dem Hamburger Thalia Theater oder etwa Yael Ronens Balkankriegs-Recherche *Common Ground* aus dem Berliner Maxim Gorki Theater eingeladen,

¹ Der Begriff sei hier in einem doppelten Sinne verstanden, erstens als Text, den man lesen kann und auf dessen Basis eine Theateraufführung stattfinden könnte, zweitens als die Inszenierung bzw. Performance, die man als Zuschauer etwa im Theater oder auch als Aufnahme rezipiert. Dabei sind auch Zwischenformen denkbar. So ist beispielsweise der (Ur-)Text von Jelineks *Die Schutzbefohlenen* in einer Ur-Inszenierung als Text vorgetragen worden. Ein weiteres Beispiel wäre die Inszenierung des Jelinek'schen Textes als Hörstück. So weit der Begriff 'Theatertext' hier auch verstanden sei, werden wir gleichwohl versuchen, die klassische literaturwissenschaftliche Textanalyse und die eher theaterwissenschaftliche Analyse einer Inszenierung zu unterscheiden.

und 2016 wurde das Treffen geradezu demonstrativ von Karin Beiers Fellini-Adaption *Schiff der Träume* (Hamburger Schauspielhaus) eröffnet. Und das Theater greift nicht nur das Sujet auf, sondern viele Theaterhäuser öffnen sich einem Engagement, das über den Kunstauftrag hinausgeht, so wenn beispielsweise im Staatsschauspiel Dresden Schauspieler und Musiker aus Ländern wie Ägypten, Syrien und Tunesien nicht als Künstler auftreten, sondern als Repräsentanten ihrer Herkunftsländer zu Wort kommen und mit „dem abendländischen Blick auf das Morgenland aufräumen“ wollen.² Zwischen dem Theater als Bühne politischer Kundgebung und der künstlerischen Gestaltung politischer Themen in Theatertexten ist in manchem Fall nicht klar zu unterscheiden. Beispielfhaft sei hierfür auf das Stück *Ankommen – Unbegleitet in Hamburg* in der Regie von Gernot Grunewald am Hamburger Thalia Theater verwiesen. Einerseits ließe sich sagen, dass hier schlicht Realität auf die Bühne geschickt wird, andererseits wäre dem entgegenzuhalten, dass diese Komprimierung und Kontrolle gesellschaftlicher Konflikte erst das Theater ermöglicht. Ob es sich dabei um ‚Theater‘ oder um ein künstlerisch domestiziertes Sozialexperiment („eine Art Speeddating mit Flüchtlingen“³) handelt oder inwiefern das Verhältnis zwischen Zuschauern und Zur-Schau-Gestellten nicht eine Diskriminierung zweiten Grades sei, sind weitere Fragen, die sich stellen.

Die offensichtliche Politisierung des Theaters (und auch der Oper) in den derzeit bewegten Zeiten evozierte sehr unterschiedliche Stellungnahmen bzw. Positionierungen. Beispielfhaft sei das Spektrum der Stimmen aufgerufen:

1. Der in der Dresdner Semperoper gastierende US-amerikanische Bariton Lester Lynch findet es gerade in diesen Zeiten wichtig, Farbe zu bekennen, und misst der Kunst folgende Bedeutung zu: „The art is guiding the people and it is I think part of our job to stand up and lead the society.“⁴
2. Dorothea Marcus, bekannte Theaterjournalistin und Chefredakteurin der Theaterzeitung aKT, fragt provokativ, ob beim Theater im Talkshowformat nicht die Kunst der Kundschaft geopfert werde, und fordert das Theater auf, bei seinem Metier zu bleiben und mit künstlerischen Mitteln in der Öffentlichkeit zu wirken (Marcus 2016).
3. Der lettische Starregisseur Alvis Hermanis hält das Engagement (des Theaters) für Flüchtlinge in der heutigen Zeit für extrem gefährlich und hat deshalb seine Inszenierung am Thalia Theater Hamburg abgesagt (cf. Kreienbrink 2015).

² Im Internet unter: http://www.staatsschauspiel-dresden.de/home/othello/wanja_saatkamp/romeo_und_julia_buergerbuehne/miriam_tscholl/morgenland/ [11.04.2017].

³ Cf. Sebastian Kempkens Besprechung in der ZEIT vom 3.11.2015, im Internet unter: <http://www.zeit.de/2015/44/thalia-theater-fluechtlinge> [27.05.2017].

⁴ Aus: http://www.deutschlandradiokultur.de/semperoper-zeigt-flagge-musiker-werden-angefeindet-und.2177.de.html?dram:article_id=340561 [27.05.2017]. Aufgrund der Pegida-Bewegung hat Dresden eine besondere Situation innerhalb der Flüchtlingsdebatte, die auch radikalere Antworten aufseiten der Theaterszene zur Folge hat.

Die Frage, ob sich die Theaterkunst der Kundschaft verkauft, ob das Theater im politischen Engagement die Kunst verrät oder in seiner Politisierung Verantwortung zeigt, ist nicht neu und die Debatte sei hier nur erwähnt, um das enorme Spektrum der Reaktionen auf die Repolitisierung des Theaters aufzuzeigen.

Stattdessen möchten wir im Folgenden fragen: Was legitimiert die Kunst, die Stimme stellvertretend für andere zu erheben oder diesen eine Stimme zu geben? Inwiefern ist das eine wie das andere im Rahmen von Theatertexten überhaupt möglich? Denn hier geht es ja nicht ‚bloß‘ um eine politische Position oder eine künstlerisch gestaltete geschichtliche Situation, sondern es handelt sich um Personen – nicht einfach um ein Sujet, sondern um Subjekte. Es geht also nicht zuletzt um das Problem der Repräsentativität. Die Literaturwissenschaftlerin Gayatri Chakravorty Spivak fordert in ihrem Aufsatz *Can the subaltern speak?* von all jenen, die sich theoretisch mit dem Problem beschäftigen, zwei Kategorien der Repräsentation zu unterscheiden: „They must note how the staging of the world in representation – its scene of writing, its Darstellung – dissimulates the choice of and need for ‚heroes‘, paternal proxies, agents of power – Vertretung.“ (Spivak 1988: 74)⁵ Wir können umgekehrt mit Büchner fragen: Wo sind die Pfützen diesseits und jenseits des Theaters?

„Theater braucht Distanz, zeitlichen, räumlichen Abstand. Solange draußen auf den Stufen Falafel und Gulaschsuppe verteilt werden, dürften die Flüchtlinge als Stoff für Stücke und Inszenierungen nicht recht taugen“ (Lemke-Matwey 2015). Die Kultur- und Opernjournalistin Christine Lemke-Matwey stellt hier die unmittelbare Reaktionsfähigkeit der Kunst auf tagespolitische Ereignisse grundsätzlich in Frage. Doch ist damit nur die Kunstgenese gemeint, die Distanz benötige. Wie verhält es sich dann mit der Inszenierung älterer Stücke, die wir auf unsere Zeit doch zweifelsohne beziehen können – wie beispielsweise Arthur Millers *A View from the Bridge*, das seit einigen Jahren immer wieder aufgeführt wird und in Mannheim explizit im Hinblick auf die sogenannte Flüchtlingsproblematik? Überhaupt scheint die Theaterszene Lemke-Matwey zu widerlegen, denn in keiner anderen Kunstgattung – auch nicht im Film – reagiert man derzeit so unmittelbar auf aktuelle Entwicklungen. Im Folgenden soll sowohl ein erst jüngst entstandener Text als auch ein älterer und erneut inszenierter Text mitsamt dem Kontext einer begleitenden Inszenierung von Flüchtlingstexten in den Blick genommen werden, um folgende Fragen zu stellen: Was bedeutet die Stellvertreterschaft im Theater? Inwiefern bekommen die

⁵ Spivak schrieb ihren häufig erwähnten Artikel auf Englisch und spricht von ‚the subaltern‘, was man zunächst als ‚Untergebene(r)‘ übersetzen könnte. Allerdings hat Antonio Gramsci den Begriff ‚Subalterität‘ in dem Sinne geprägt, dass damit eine marginalisierte Gruppe innerhalb einer Gesellschaft gemeint ist, weshalb der Term nun gerne mit ‚die Marginalisierten‘ übersetzt wird. Spivak nimmt ein Gespräch von Foucault und Deleuze zum Ausgangspunkt ihrer Überlegung. Diese beiden behaupten, dass man sich nicht zum Vertreter der Unterdrückten machen, sondern stattdessen Bedingungen schaffen sollte, die ermöglichen, dass die Marginalisierten für sich selbst sprechen könnten. Genau diesen ambitionierten Ansatz stellt Spivak argumentativ und anhand der Empirie in Zweifel bzw. stellt die Gegenthese auf, dass die Subalternen nicht sprechen können (cf. Spivak 1988).

Menschen, die nach Europa geflohen sind, durch das Theater eine Bühne, inwiefern bekommen sie eine Stimme, inwiefern können sie sprechen?⁶ Oder skeptisch hinterfragt, inwiefern wird ein Bild von ihnen konstruiert? Zu fragen wäre, inwiefern das Engagement der Theater für Flüchtlinge im Ergebnis Exklusion nicht überwindet, sondern diese indirekt erneut ausgrenzt bzw. als die ‚Anderen‘ konstruiert. Bevor die Texte bzw. Inszenierungen untersucht werden, sei zunächst ein Tableau der möglichen Formen bzw. Spielarten schematisch dargestellt, die als Reaktion auf die Situation in Deutschland und Europa im deutschsprachigen Theater derzeit praktiziert werden:

Es gibt erstens die Möglichkeit, direkt mit Flüchtlingen zusammenzuarbeiten, sie konkret in Stücke einzubinden und selbst auftreten zu lassen, wie dies etwa bei der Inszenierung der *Schutzbefohlenen* im Thalia Theater praktiziert wurde. Hierbei wäre noch zu unterscheiden, ob sie als Person nur physisch präsent sind und als bloßes Theaterzeichen funktionieren, oder ob ihrer individuellen Stimme ein Raum zur Verfügung gestellt wird. Bei der Mannheimer Inszenierung von Millers Stück *Ein Blick von der Brücke* etwa treten ‚Flüchtlinge‘ aus dem Schatten der Bühne, das Bühnenlicht fokussiert sie, und das Stück wird unterbrochen. Es werden immer mehr Flüchtlinge, die zu tanzen und zu singen beginnen. Ist diese eingeschobene Szene ihr eigener Text oder funktionieren sie nur als Theaterzeichen in einem ihnen fremden Theatertext? Eine Qualität eigener Art bezeugt das Stück *Common Ground*, bei dem die Regisseurin Yael Ronen am Berliner Maxim Gorki Theater fünf Schauspieler auftreten lässt, die in den 1990er-Jahren vor dem Krieg in Jugoslawien nach Deutschland geflohen sind und die nun auf der Bühne ihre geteilte Vergangenheit gemeinsam ‚erkunden‘. Hierbei entsteht eine enorme Spannung zwischen Authentizität und Inszenierung, individueller Besonderheit und zugespitzter Generalisierung.⁷

Bei der zweiten Möglichkeit müssen die Betroffenen nicht selbst bzw. leibhaftig auf der Bühne erscheinen, sondern es wird dokumentarisches Material verwendet, etwa Berichte von Flüchtlingen (nicht über Flüchtlinge). Das Bürgerbühnenprojekt *Mannheim Arrival*, auf das wir noch ausführlicher zu sprechen kommen, demonstriert diese Möglichkeit ebenso, wie sie unsere Unterscheidung verdeutlicht. Die Betroffenen kommen auf die Bühne, aber in den meisten Fällen schweigen sie, während ihre eigenen Texte (Fluchtgeschichten) zumeist von Schauspielern stellvertretend vorgetragen werden.

⁶ *Stimme* ist hier mehrdeutig (cf. *voice, vox, vote*).

⁷ Obwohl das Theater als performative Kunst betrachtet werden kann, bleiben stets Oppositionen zwischen Inszenierung und Illusionsraum auf der einen und Authentizität sowie realem Raum, mit denen schon Büchner in der anfangs zitierten Stelle arbeitete, bestehen. Selbst experimentelle Projekte, die dem sogenannten Dokumentarischen verpflichtet sind, wie etwa das *Rimini-Protokoll*, haben bei aller Performanz und Authentizität einen inszenierten Rahmen, ohne den die Variationen in der Iteration schlechterdings nicht möglich wären. Entsprechend funktioniert *Common Ground* auch nicht performativ als spontaner Erlebnisraum bloß vermeintlicher Schauspieler, sondern ist das Ergebnis einer intensiven Auseinandersetzung mit den Akteuren und einer gemeinsamen Theaterarbeit an Möglichkeiten einer Inszenierung dieser ebenso ‚geteilten‘ wie ‚unterschiedlichen‘ Erfahrungen.

Ein ganz anderer Ansatz besteht drittens darin, die Perspektive umzukehren und die Zuschauer beispielsweise die thematisierte Erfahrung der Flucht oder Migration versuchsweise selbst durchleben zu lassen, wie dies die Gruppe *machina eX* mit dem interaktiven Performancespiel *RIGHT OF PASSAGE* versucht, indem sie „in einem neuen, experimentellen Format, den Zustand des Steckenbleibens, das Gefühl sich auf Dauer ‚in Transit‘ zu befinden, auf dem Weg gefangen zu sein“, mit den Zuschauern erforschen und erfahrbar machen will.⁸ Dabei werden die Zuschauer zu Mitspielern in einem ‚Game‘ und müssen in diesem Realitätsspiel die Bürokratie eines fingierten Auffanglagers durchlaufen. Was der Form nach schlicht der Forderung nach der Entdeckung des Zuschauers folgt und diese schon nicht mehr so junge Idee erstaunlich erfolgreich realisiert, polarisiert in ethischer Hinsicht; einerseits werden die Zuschauer aus ihrer rein rezeptiven Rolle herausgerissen und müssen in Konflikten und bei Problemen selber agieren, andererseits bleiben sie immer im Modus des bloßen Spiels, womit die furchtbaren realen Erfahrungen der Flüchtlinge im Als-Ob-Modus – in fragwürdiger Weise – als abenteuerliches Spiel inszeniert werden.

In all diesen drei Möglichkeiten, die auch kombiniert⁹ werden, zeigt sich eine Suche nach Realitätsnähe, indem erstens die betroffenen Menschen leibhaftig auf der Bühne erscheinen, indem zweitens authentisches Material aus deren Erfahrungswelt präsentiert oder indem die Bühne zum realen Spiel- und simulierten Erfahrungsraum für die Zuschauer aufgeboten wird. Von diesem Griff nach der Realität wäre der Griff nach der Tradition zu unterscheiden, wenn nämlich viertens auf jene Teile des kollektiven Gedächtnisses rekurriert wird, in denen diese Erfahrung eingeschrieben ist. Dabei kann es sich um die Reinszenierung eines kanonischen Theatertextes handeln wie etwa die Mannheimer Inszenierung von Arthur Millers *A view from the bridge* oder um einen intertextuellen Bezug, wie Elfriede Jelinek dies bei den *Schutzbefohlenen* tut, in denen sie sich mit Aischylos’ Tragödie *Hiketides* (dt. Die Schutzflehenden) auseinandersetzt.

Eine fünfte Spielart, die in der weiteren Untersuchung allerdings keine Rolle spielen wird, sei noch erwähnt. Es handelt sich um Kunstaktionen, deren Funktion in erster Linie eine politische ist. Hier wäre etwa Christoph Schlingensiefels Aktion *Bitte liebt Österreich* aus

⁸ Im Internet unter: <http://machinaex.de/project/right-of-passage/> [27.05.2017]. Siehe auch das Pressedossier des interaktiven Performancespiels im Internet unter: http://www.theater-roxy.ch/medien/Pressedossier_RIGHT_OF_PASSAGE_machina_Ex.pdf [27.05.2017].

⁹ Ein aktuelles Beispiel wäre das Theaterstück *Empire* unter der Regie von Milo Rau. Es handelt sich dabei um den letzten Teil seiner Europa-Trilogie. Die vier Schauspieler bringen ihr eigenes Leben mit auf die Bühne und erzählen sich in ihrer eigenen Sprache ihre Erfahrungen. Das heißt, sie sprechen nicht direkt zum Publikum, jedoch werden sie per Kamera aufgenommen und in Großformat auf eine Leinwand projiziert und den Zuschauern somit medial präsentiert. Dazwischen geschnitten wird Dokumentarmaterial (alte Fotos, Dinge voller Erinnerungen und zudem Recherchematerial von einer Reise des Teams). Die Inszenierung der persönlichen Portraits zeichnet gleichsam als Ganzes ein Portrait von Europa, das den Zuschauer emotional geradezu attackiert, wenn etwa die sehr menschliche Erzählsituation in der auf der Bühne fingierten Küche durch Fotos unmenschlicher Folterszenen auf der Leinwand kontrastiert wird.

dem Jahre 2000 zu nennen oder die am Maxim Gorki Theater im Jahre 2016 durchgeführte Aktion des Zentrums für politische Schönheit *Flüchtlinge fressen – Not und Spiele*, mit denen man ganz konkrete politische bzw. praktische Ziele verfolgt.¹⁰ Diese Spielart politischen Theaters sei lediglich erwähnt, im Folgenden aber nicht weiter berücksichtigt, weil der damit aufgerufene ästhetische Diskurs dem politischen deutlich untergeordnet ist bzw. die künstlerische Form letztlich beliebig ist. Ganz außerhalb unserer Betrachtungen bleiben die Theateraktionen, bei denen ausschließlich konkrete Hilfe geleistet wird, wenn beispielsweise Flüchtlinge in Theaterräumen vorübergehend eine Bleibe finden, oder all jene Aktionen, in denen der Raum des Theaters lediglich als Diskussionsraum fungiert, etwa bei Podiumsdiskussionen.

Auf der Grundlage dieses begrifflichen Tableaus seien zwei Inszenierungen bzw. Texte genauer betrachtet:

- Nationaltheater Mannheim: Arthur Miller / Peter Michalzik (Mitarbeit Lea Gerschwitz): *Ein Blick von der Brücke/Mannheim Arrival*. Premiere: 3.10.2015. Regie: Burkhard Kosminski
- Elfriede Jelinek: *Die Schutzbefohlenen* (2013/2015)

Jelineks *Flüchtlings(chor)stück* ist das derzeit am häufigsten gespielte Stück und repräsentiert zudem jene neuen Theaterformen, die unter dem Begriff ‚postdramatisches Theater‘ (vgl. Lehmann 2015) gefasst werden. Dagegen setzt das Mannheimer Doppelstück *Ein Blick von der Brücke/Mannheim Arrival*, inszeniert von Burkhard Kosminski, vorzugsweise auf die klassische Form des dramatischen Theaters, aktualisiert leicht ein älteres Theaterstück, das es im Ganzen aber recht traditionell inszeniert. Dabei wird es indes mit einer weiteren Inszenierung, der Präsentation einer Sammlung von Fluchttexten, zu einer Gesamtveranstaltung kombiniert. In diesen zwei bzw. drei Theatertexten finden sich die ersten drei Möglichkeiten, die auch die für unsere Frage relevanten sind.

Während im Falle von *Ein Blick von der Brücke/Mannheim Arrival* der Fokus auf der Inszenierung liegt, konzentrieren wir uns im Falle von Jelineks Stück auf den Text. Bei den *Schutzbefohlenen* sprengt allein die schiere Materialfülle eine umfassende Untersuchung im Rahmen eines Artikels; der Theatertext hat noch im Entstehungsjahr zwei Veränderungen erfahren und wurde von Jelinek in den drei folgenden Jahren um drei Texte erweitert; zudem gibt es bereits acht Inszenierungen. Schon die Textgenese oder ein Vergleich der Inszenierungen, die jeweils ein Eigenleben entwickelt haben, wären je eigene Untersuchungen wert. Diese Fassungen und Inszenierungen sollen jedoch nicht verglichen werden, sondern nur einige Textpassagen auf ihr ästhetisches Potential hinsichtlich der Frage nach der Stellvertretung fokussiert werden. Bei dem Mannheimer Doppelstück

¹⁰ Ein weiteres Beispiel wäre das Projekt, bei dem ein Theaterfestspielhaus in Hamburg zur Flüchtlingsunterkunft umgebaut wurde, um einerseits ganz konkret einigen Menschen Wohnraum zur Verfügung zu stellen, andererseits um öffentlichkeitswirksam auf die Zustände der Unterbringung hinzuweisen und eine Debatte anzustoßen.

Miller & Michalzik liegt der Fokus hingegen auf der Inszenierung, wobei wiederum die unterschiedlichen Zugänge einer Stellvertretung oder die Möglichkeiten untersucht werden, jemanden nicht Objekt eines Sujets sein zu lassen, sondern ihm oder ihr oder ihnen eine Stimme zu geben. Die Genese von Jelineks Text und deren Inszenierungen sowie die zahlreichen anderen Inszenierungen von Millers Stück werden wissentlich vernachlässigt. Zugleich wird mit der Auswahl kein Anspruch auf Repräsentativität gelegt, was angesichts der Heterogenität der deutschsprachigen Theaterlandschaft auch vermessen wäre. Gleichwohl spiegelt sich in der Auswahl einerseits diese Vielfalt, andererseits zeigen die Analysen der drei Theatertexte, wie unterschiedliche Lösungen für das Problem gewählt wurden.

Gefragt wird dabei einerseits nach der Legitimität der Darstellung bzw. Stellungnahme stellvertretend für andere Personen, andererseits nach den Möglichkeiten des Theaters als Kunstform, Personen zu repräsentieren, ihnen eine Stimme zu geben. Wie begegnet man in Theatertexten und Inszenierungen der problematischen Konstruktion der ‚Anderen‘? Absorbiert die stellvertretende Stimme das Subalterne oder wie könnte dieses vielleicht gerade in der Kunst zur Sprache kommen?

2 Das Theater als Brücke: Das Doppelstück *Ein Blick von der Brücke* / *Mannheim Arrival* am Nationaltheater Mannheim

In seiner Mannheimer Inszenierung hat sich Burkhard Kosminski für einen doppelten Zugriff entschieden: eine geraffte und leicht aktualisierende Inszenierung von Arthur Millers Stück *A View from the Bridge*, auf Deutsch *Ein Blick von der Brücke*, und die sich anschließende Präsentation des Rechercheprojekts *Mannheim Arrival* von Peter Michalzik, bei dem die Schauspieler der Miller-Inszenierung erneut auf die Bühne kommen, um Fluchtgeschichten stellvertretend vorzutragen. Für diese Geschichten hat der Autor und Kulturjournalist Michalzik MigrantInnen in Mannheim und Umgebung interviewt und deren Erfahrungen vor, während und nach der Flucht in zehn Texte überführt.

Das Doppelstück ist verbunden durch eine Vorstellung der Schauspieler als Nichtschauspieler. Sie treten nacheinander auf die Bühne, nicht um sich beklatschen zu lassen, sondern um sich namentlich vorzustellen und dabei auf ihre Herkunft hinzuweisen. Dabei stellt sich heraus, dass fast alle einen Migrationshintergrund aufweisen. Man kann dies als Selbstbeschreibung verstehen, man könnte dies aber auch als Versuch der Schauspieler betrachten, ihr Schauspiel zu rechtfertigen. Als Migrantenkinder oder Kinder dieser Kinder spielen sie auch stellvertretend für sich bzw. ihre ältere Generation auf der Bühne, und die Differenz zu den ‚Anderen‘ wird minimiert im Sinne: Wir gleichen uns, denn auch wir haben eine Migrations-Identität. Das dargestellte Schicksal ist auch unser Schicksal bzw. das unserer Vorfahren, und unsere Stellvertretung ist Stellungnahme in eigener Sache. Damit wird die Grenze zwischen den Schauspielern und den ‚Anderen‘,

zwischen ‚Nicht-Migranten und Migranten‘ im Bekenntnis ‚Wir sind alle Migranten‘¹¹ aufgehoben. Das Doppelstück besteht so genommen aus drei Teilen: der Inszenierung des Theaterstücks, der Überleitung, in der die Schauspieler ihre Rolle ablegen und ihre persönliche Herkunft und die Gemeinsamkeit zu den Dargestellten offenlegen, sowie der Lesung von Fluchttexten.

Betrachten wir zunächst das Theaterstück und vor allem seine Inszenierung: Kosminski hat sich mit Millers *Ein Blick von der Brücke* an ein Migrantendrama aus der US-amerikanischen Nachkriegsdramatik gemacht. Das 1955 verfasste Stück spielt im New Yorker Hafenviertel und ist in nuce ein Eifersuchtsdrama – und erst in zweiter Hinsicht ein Drama mit dem Sujet Flucht und Migration.¹² Die im Stück angespielte Brücke ist die Brooklyn Bridge, die das Viertel mit Manhattan verbindet. Sie ist damit zugleich Brücke und Grenze zwischen Arm und Reich, zwischen Angekommenen und Etablierten.¹³ Im Milieu der Hafenarbeiter, die meist einen Migrationshintergrund haben, spielt das Theaterstück. Das heißt, der Titel impliziert den Blick von der Brücke auf den Hafen, und in der Inszenierung wird dieser Blick simuliert. Die Zuschauer auf ihren Sitzen nehmen durch den Titel diese Perspektive ein und blicken in eine dieser Wohnungen im Hafenviertel und bekommen Einblick in das Leben eines dieser Hafenarbeiter.

Es ist das Leben Eddi Carbones, eines Immigranten, der es anscheinend geschafft hat anzukommen. Er lebt mit seiner Frau Beatrice und seiner an Kindesstatt angenommenen Nichte Catherine seit vielen Jahren in einem einfachen Mietshaus. Catherine ist 17 Jahre alt und dabei, immer selbstständiger zu werden. Sie hat ein Jobangebot und steht kurz vor dem Schulabschluss. Da nimmt die Familie die illegal eingewanderten Verwandten Marco und Rodolpho in der Wohnung auf. Catherine verliebt sich in Rodolpho, und ihr Ziehvater Eddi steigert sich in eine von Eifersucht getriebene Ablehnung dieser Beziehung. Schließlich zeigt er die beiden Immigranten Marco und Rodolpho bei der Einwanderungsbehörde an. Die Situation eskaliert und in einer selbst herbeigeführten Messerstecherei wird Eddi von Rodolphos älterem Bruder Marco getötet.

Diese Handlung wird indes nicht nur gespielt und in Dialogen dargestellt, sondern der tragische Fall Eddie Carbones wird zugleich ‚erzählt‘ und zwar von dem Anwalt Alfieri, seinerseits Kind italienischer Einwanderer. Eddi hatte ihn in seiner Verzweiflung aufgesucht und um Hilfe gebeten. Doch Alfieri ist der Ansicht, hier nicht helfen zu können, und bleibt untätig. Aus der epischen Instanz heraus und als unbeteiligter Beobachter erzählt und kommentiert er die dramatische Handlung retrospektiv, gleich einer Detektivgeschichte, wobei in Kosminskis Inszenierung die erste Szene (Mordszene) zugleich die

¹¹ Dies erinnert stark an den Slogan, der in den 1980er Jahren geboren wurde: ‚Ich bin Ausländer. Fast überall‘.

¹² Das Stück trägt autobiographische Züge. Miller selbst war Kind von Einwanderern und kam aus Brooklyn.

¹³ Von Ansässigen lässt sich schon aus historischen Gründen schwerlich sprechen. Die Ureinwohner Mannhattans sind die Algonkin-Indianer, die ihre Insel bekanntlich für 60 Gulden abgegeben haben.

Schlusszene ist. Alfieri agiert somit einerseits als Stellvertreter der Zuschauer und ist andererseits zugleich intradiegetisch Teil der dargestellten Welt und könnte in das Geschehen eingreifen – unterlässt dies allerdings.

Nach dem Titel ist diese vermeintliche Nebenfigur die zweite perspektivische Annäherung an die Position des Zuschauers. Miller hat selber betont, dass er sich der antiken Tragödie bedient habe. Diese unterliegt der Form nach einer Einteilung in Chor und Akteur, so dass Chorgesang und Sprechszenen in Korrespondenz treten. Auf dieser Folie übernimmt der Anwalt die Funktionsstelle des Chores – er kommentiert ohne einzugreifen, so wie der antike Chor singt, ohne zu spielen. Alfieri nimmt zwar die Position des antiken Chores ein, aber zugleich ähnelt er dem Brecht'schen Erzähler, der vor den Vorhang tritt und das Spiel unterbricht bzw. das Theater aufhebt und die Differenz zwischen Spiel und Wirklichkeit um die Ebene der Reflexion ergänzt. In Alfieri sind schon bei Miller die fatalistische Haltung des Chores und ein reflektierender Erzähler spannungsvoll angelegt. Im Drameneingang heißt es:

every few years there is still a case, and as the parties tell me what the trouble is, the flat air in my office suddenly washes in with the green scent of the sea, the dust in the air is blown away and the thought comes that in some Caesar's years, in Calabria perhaps or on the cliff at Syracuse, another lawyer, quite differently dressed, heard the same complaint and sat there as powerless as I, and watched it run its bloody course. (Miller 1955: 4)

Hinsichtlich dieser uralten, immer wiederkehrenden Tragik führt die Mannheimer Inszenierung indes eine entscheidende Variation ein. Zwar bleibt die Struktur der Vorlage erhalten, dass das Ende des Stücks gleich zu Anfang vorweggenommen und damit die Fatalität und Unausweichlichkeit des Geschehens formal unterstrichen wird, aber die Möglichkeit, aus dem Geschehen herauszutreten, in Distanz zu gehen und innehaltend das Geschehen zu bedenken, wird in Alfieri bei der Mannheimer Inszenierung entscheidend verstärkt. Zudem zeigt sich in der Entwicklung der Erzählerfigur eine Überwindung der Ausgangsposition. Durch Eddies Fall zweifelt Alfieri zunehmend am Fatalismus und reflektierend (nicht handelnd) wird er von einem, der bloß beobachtet und die Unveränderlichkeit des Schicksals feststellt, zum Anwalt des Engagements, so dass er am Ende seine anfängliche Behauptung, er sei wie alle anderen machtlos („as powerless as I“) revidiert und nun an die Zuschauer gerichtet fordert, es müsse doch möglich sein, einzugreifen und den Lauf der Geschichte zu verändern.¹⁴ Damit setzt sich die Inszenierung deutlich von dem eingeschriebenen Fatalismus¹⁵ des Miller'schen Stückes ab. Dies hat auch Folgen

¹⁴ „Damals dachte ich zum ersten Mal, dass doch nicht alles festgelegt war; ich dachte, dass es eben nicht ganz sicher war, was kommen würde und wie es ausgehen würde [...] aber es hätte andere Möglichkeiten gegeben. Wir alle sind mit dieser Geschichte verknüpft, mit dieser Geschichte von Flucht, Herkunft, Grenzen, Einwanderung. Wir alle sind in diese Geschichte verwickelt, und das stört.“ (Miller & Michalzik 2015)

¹⁵ Dieser Fatalismus wurde in vielen Inszenierungen hinsichtlich der bei Miller schon angelegten Psychologisierung ausgelegt. So etwa auch bei der Inszenierung in Frankfurt im Jahre 2011 unter der Regie von Florian Fiedler. In Göttingen fand am 30.12.2016 die Premiere der Inszenierung in der Regie von Ingo Berk am Deutschen Theater statt. 2015 schon gab es eine Inszenierung im National Theatre in London und 2014

für das Drama und seine Aussage zum intrakulturellen Konflikt zwischen den Migrationsgenerationen. Der vermeintlich unausweichliche Konflikt zwischen den Migrationsgruppen könnte vielleicht verhindert werden, wenn die Gruppe der Etablierten in die Handlung eingreift und etwa die ökonomischen Konkurrenzbedingungen entschärft, für die *pars pro toto* auch der libidinöse Konflikt steht.¹⁶ Damit wird der Fall auch zum Fall für die Zuschauer, was Kosminskis Inszenierung zudem der Form nach intendiert. Entscheidend für unsere Frage der Stellvertretung ist, dass hier eine doppelte Stellvertretung vorliegt: Einerseits spielen Schauspieler die Migranten, andererseits spielt ein Schauspieler die Zuschauer. Auf der Bühne treffen sich Stellvertreter der Angekommenen und der Etablierten. Das Stück bzw. die Bühne wird selbst zur Brücke und hebt die Perspektive, den Blick von der Brücke, evokativ auf. Damit stellt es die Möglichkeit in den Raum, dass sich die als Objekte des Sujets dargestellten Subalternen und die Zuschauer, deren passive Position provokativ in Frage gestellt wird, begegnen können.

Die Mannheimer Inszenierung ist künstlerisch wohl nicht mit der Broadway-Inszenierung von Gregory Mosher und mit Liev Schreiber in der Hauptrolle auf eine Stufe zu stellen (Premiere im Januar 2010). Gleichwohl haben wir es mit einer sehr einprägsamen Inszenierung zu tun, die nicht zuletzt auch aufgrund der musikalischen Begleitung unter die Haut geht. Zu betonen sind zudem die zeitliche und räumliche (De)kontextualisierung: Kosminski holt das Stück andeutungsweise in ein Hier und Heute; zugleich bleibt das Setting, das fast ohne Requisiten auskommt, unkonkret, zeit- und ortlos, und damit wird es übertragbar. Es spielt vermeintlich im New York der 1950er Jahre, in jener Zeit also, als sich das Einwanderungsland USA vor allem gegen Süd- und Südosteuropäer abzuschotten versuchte, bevor man in den 1960er Jahren die Migrationspolitik wieder liberalisierte. Es spielt aber zugleich in unserer Gegenwart, in der sich auch europäische Länder wie England oder Polen einem Protektionismus verschreiben.

Im zweiten Stück, dem Rechercheprojekt von Peter Michalzik, wechselt die Perspektive. Die Texte blicken nicht auf die Ankommenden, sie sind vielmehr aus deren Erlebnishorizont geschrieben. In ihrer Performance wiederum nehmen die Schauspieler des Millerstücks die Sprecherrolle ein, indem sie den Autoren ihre Stimme geben, „sich zum Sprecher je eines Flüchtlings machen“ – wie Burkhard Kosminski dies beschreibt (Miller & Michalzik 2015: 7) – und somit die Brücke des Doppelstücks überschreiten.

Die Übergänge zwischen den beiden Stücken bzw. den beiden Teilen der gemeinsamen Inszenierung sind überhaupt fließend, zum einen durch musikalisch und choreographisch

eine Aufführung durch die Theatergruppe DeRoovers in Holland. Dabei zeichnet sich eine deutliche Aufwertung der Verknüpfung von psychologischem Eifersuchtsdrama und politischer Tragödie, wie Miller sie angelegt hatte, ab. Aber auch neue Stücke stehen in einer thematischen Tradition, man denke etwa an Zayd Dohrns Stück *The Profane*.

¹⁶ Hier tobt auch ein materieller Konkurrenzkampf im Hintergrund: Da die illegalen Arbeiter für weniger Geld arbeiten und keine Lohnnebenkosten entstehen, werden nur noch diese beschäftigt und nicht mehr jene, die schon länger und legal hier sind.

akzentuierte Szenen, zum anderen durch Parallelen in der musikalischen Untermalung und choreographischen Umsetzung. Da wäre die Art und Weise, wie sich die Figuren im Bühnenraum bewegen: Die Schauspieler markieren bzw. wechseln sowohl als Figuren in Millers Stück als auch als SprecherInnen der Flüchtlinge ihren Ort auf der Bühne, den sie schon im Miller-Stück, aber dann zentral im Rechercheprojekt mit diesen *teilen*. Der Raum der Bühne wird durch diese choreographische Idee zum Ort des Lebens – wo es ebenso existentiell notwendig wie prekär ist, (s)einen Platz zu haben. Der zweite choreographische Einfall, der beide Teile verbindet, ist der der Unterbrechung. Schon das Miller-Stück wird immer wieder durch die Kommentare des Anwalts Alfieri unterbrochen, das Geschehen auf der Bühne erstarrt und das Bild wirkt wie eingefroren. Außerdem sind in das Theaterstück von Miller Szenen eingefügt, in denen Flüchtlinge tanzend und singend und in vielen Sprachen sprechend auftreten, während die Schauspieler in den Hintergrund treten. Und auch zwischen die Lesungen der einzelnen Fluchttexte sind Wechsel und Unterbrechungen eingeschoben: wenn die Flüchtlingsband auf die Bühne kommt oder wenn die Sprecher alias „Paten“ (Miller & Michalzik 2015: 7) der Flüchtlinge sich nebeneinander aufstellen und die Geschichten, die sie vertreten, durch ein- oder mehrstimmiges Sprechen verlängern um die zahllosen (noch) nicht erzählten Texte¹⁷ – bevor danach ein neues Schauspieler-Migrantenpaar seinen Platz im Bühnenraum sucht und einnimmt.

Die Schauspieler leihen den Flüchtlingen ihre Stimme, während diese ebenfalls auf der Bühne präsent sind: sei es über Fotos, die an die Leinwand hinter der Bühne projiziert werden, sei es leibhaftig, aber schweigend, oder sei es sogar über die eigene Stimme und Sprache. Letzteres kann in Form eines kurzen Dialoges mit ihrem Schauspieler-Partner oder – wie in einem Fall – im zweisprachigen Wechsel realisiert sein, bei dem der Flüchtling den Text in seiner Muttersprache und der Schauspieler diesen in deutscher Übersetzung vorliest. Auch die Positionen im Raum variieren; jeweils sind Stellvertreter und Vertretene(r) einander zugewandt, aber in unterschiedlicher Anordnung: stehend oder sitzend, mit kleinerem oder größerem Abstand zueinander, mit Nähe oder Distanz zum Publikum. Begreift man diese Choreographie metaphorisch, so wird das Verhältnis von Stimme und Schweigen nicht als fest, sondern als veränderlich dargestellt. Die Inszenierungen werden von den Subalternen ‚autorisiert‘ und diese können nicht nur durch ihre Texte ihre Stimme erheben, sondern auch durch die in das Millerstück eingeschobenen Songs und Tanzszenen sowie durch die kleineren oder größeren Redeanteile.

Doch indem das Miller-Stück der Form und dem Inhalt nach den Fall auch zu unserem Fall macht, erheben sich ihre Stimme und ihre Texte nicht als Bitte oder in der klassischen Form des Mitfühlens, sondern als Aufklärung über unsere eigene Verantwortung für das

¹⁷ „Langsam können wir wieder reden. Mit der Zeit können wir wieder erzählen. Es sind so viele Geschichten – Es sind so viele Geschichten, dass sie wahrscheinlich nicht einmal das weltweite Netz erfassen kann. Am Ende sind es glaube ich fast so viele wie Tropfen im Meer oder Sandkörner in der Wüste“ (Miller & Michalzik 2015).

Geschehen. Burkhard Kosminski, Regisseur dieser Inszenierung und zugleich Intendant des Nationaltheaters Mannheim, hat die Aufgabe, der sich das Projekt gestellt hat, im Programmheft wie folgt zusammengefasst:

Uns wurde nachdrücklich bewusst, dass sich ein Theater, das sich als zentrale gesellschaftliche Institution begreift, hier engagieren muss. Aber wie? Wie und mit welchen Mitteln können wir als Theater unsere ureigene Kompetenz, Geschichten zu erzählen und aktuelle Problemlagen auf der Bühne kenntlich zu machen, so erweitern, dass sie der Not der Flüchtlinge und der ungelösten Aufgabe und Problemstellung unserer Gesellschaft gerecht werden? (Miller & Michalzik 2015: 6)

3 Sprache und Stimme: Elfriede Jelinek: *Die Schutzbefohlenen* (2013)

Am Ende von Nicolas Stemanns Inszenierung der *Schutzbefohlenen* im Hamburger Thalia-Theater¹⁸ stehen die Schauspieler auf der Bühne und sagen im Chor: *Wir können euch nicht helfen, wir müssen euch ja spielen*. Hier wird die Stellvertreterfunktion nicht nur explizit aufgerufen, sie wird der konkreten Hilfe anscheinend übergeordnet: Schauspielen statt helfen. Man kann die zwei Sätze aber auch anders lesen, nicht als konkurrierende Handlungsoptionen, sondern als Ausdruck von Hilflosigkeit, in der eine Fähigkeit bestritten (*Wir können euch nicht helfen*) und ein Zwang ausgedrückt wird (*wir müssen euch ja spielen*). Stemanns Kommentare zu der Inszenierung beispielsweise in einem Interview im *Tagespiegel* (*Wir sind nicht Teil der Lösung, wir sind Teil des Problems*)¹⁹ legen eine hohe Sensibilität für die eigene Funktion und Verantwortung und die inhärente Problematik der Stellvertretung im Spiel-Raum des Theaters nahe:

Ich wollte auf gar keinen Fall diejenigen, von denen das Stück handelt, erneut ausblenden. Sichtbar werden, selber die Stimme erheben – das sind ja explizite Ziele der Flüchtlingsproteste. Andererseits spricht dieser Flüchtlingschor in einer hoch artifiziellen Sprache, wie immer bei Jelinek. Für deren Umsetzung braucht man Experten, sprich: Schauspieler, die mit der deutschen Sprache umgehen können. Mir war schnell klar, dass dieses Dilemma ein Schlüssel sein wird, um zu forschen: wie kann man überhaupt dieses Thema im Theater verhandeln?²⁰

¹⁸ Die Uraufführung fand 2014 allerdings in Mannheim im Rahmen des Festivals „Theater der Welt“ statt und erst im Herbst des gleichen Jahres hatte die Inszenierung Premiere am Hamburger Thalia Theater.

¹⁹ Zitiert nach einem Interview mit Nicolas Stemmann im *Tagespiegel*, im Internet unter: <http://www.tagesspiegel.de/kultur/nicolas-stemmann-eroeffnet-theatertreffen-stemmann-wir-sind-nicht-teil-der-loesung-wir-sind-teil-des-problems-/11703258-2.html> [10.06.2017].

²⁰ Es handelt sich um eine Äußerung Stemanns im Rahmen eines Interviews mit dem *Tagesspiegel*, im Internet unter: <http://www.tagesspiegel.de/kultur/nicolas-stemmann-eroeffnet-theatertreffen-habt-ihr-einen-schaden/11703258-all.html?print=true> [18.6.2017].

Wir wollen Stemanns künstlerische Lösungen hier nicht untersuchen, sondern den Fokus auf den von ihm hierfür ausgewählten Text verschieben. Dieser wird wie auch alle anderen Texte Jelineks zum postdramatischen Theater²¹ gerechnet und unterscheidet sich damit von Miller sowie von den Fluchterzählungen aus *Mannheim Arrival*. Außerdem nimmt er die aktuellen Probleme – für einen literarischen Text ungewöhnlich – zeitnah zum Ausgangspunkt und Motiv, und außerdem bekennt sich dessen Autorin explizit zu einem Engagement der Künstler bzw. ihrer Werke für die Subalternen:

Wenn wir Künstlerinnen und Künstler in unseren Arbeiten die Moral vergessen, die Verpflichtung, die wir Fremden gegenüber haben, die sich zu uns geflüchtet haben, dann wird sich unser scharfer Blick trüben und wir werden nichts mehr sagen können, was wahr wäre. [...] Es ist unsere Aufgabe, für diejenigen zu sprechen, für die kein anderer spricht.²²

Auf dieses Zitat wird in der Jelinek-Rezeption gerne verwiesen, um das literarische Engagement der Autorin zum Ausdruck zu bringen. ‚Für jemanden sprechen‘ kann zum einen heißen, dass man ‚an Stelle eines anderen‘ spricht, zum anderen kann gemeint sein, dass man mit dem, was man sagt, für jemanden oder für dessen Sache eintritt. Diese Unterscheidung war uns bereits bei der Untersuchung der Mannheimer Inszenierung begegnet. Man kann die Betroffenen von Schauspielern vertreten oder selbst auf der Bühne auftreten lassen, und man kann durch das Gesprochene und Gespielte für sie die Stimme erheben. Jeweils stellt sich die Frage der Berechtigung der Stellvertretung, die der Journalist und Schriftsteller Robert Misik in einem Gespräch über Jelineks politisches Theater vermeintlich radikal in Frage stellt:

²¹ Als Beleg für diese Zuschreibung könnte etwa Gerda Poschmann dienen, die Jelinek als Repräsentantin nicht mehr dramatischer Texte untersucht (cf. Poschmann 1997). Vorsichtiger urteilt Hans-Thieß Lehmann, wenn er Jelinek zu jenen Autoren rechnet, „deren Werk mindestens teilweise dem postdramatischen Paradigma verwandt ist“ (Lehmann 1999: 25). Noch skeptischer sieht dies Artur Pelka, der in seiner Analyse der *Schutzbefohlenen* argumentiert, dass Jelineks „Konzept der AutorInnenschaft mit der ihm zugrundeliegenden Strategie des interventionistischen Einsatzes das postdramatische Modell [...] ins Wanken“ bringe (cf. Pelka 2016: 152f.). Gegen Pelka könnte man einwenden, dass man zwischen dem postdramatischen Bühnentext und der postdramatischen Inszenierung unterscheiden kann (oder sogar sollte), und dass die postmoderne Herabsetzung der Autorschaft vor allem die Aufwertung der Inszenierung intendiert. Gerade die Unbestimmtheit und die Leerstellen der Jelinek’schen Texte evozieren diese Eigenwertigkeit der Interpretation. So verweigert der Text *Die Schutzbefohlenen* die Explikation, wer hier spricht, wenngleich impliziert selbstverständlich Sprecher zu rekonstruieren sind. Doch liegt diese Entscheidung beim Leser, bei der Regie oder dem Ensemble, und die bisherigen Inszenierungen zeigen, welche unterschiedlichen Ansätze hier möglich sind, mit ein und demselben Text umzugehen – so etwa die Frage, welcher Text im Modus des Chores gesprochen wird, welcher von einem Sprecher. Der postdramatische Bühnentext hingegen zielt nach Andrej Wirth vor allem auf die Substitution des Dialogs durch den Diskurs, was einerseits auf der Ebene des Theatertextes die Auf- und Ablösung des Dialogs als grundlegende Form des Dramas meint, andererseits auf der Ebene der Rezeption die Absage an die „Dialoghermeneutik (Dialoggestaltung und Dialogverstehen) [...] [die] nicht mehr der Schlüssel zum Begreifen der Bezeichnungsstrukturen des neuen Theaters“ sei (cf. Wirth 1980: 19). Ob Jelineks Texte nun also dem dramatischen oder dem postdramatischen Theater zuzurechnen sind, sei hier nicht gesagt, lediglich erklärt, dass es Gründe gibt, sie hier als Beispiel des *Postdramatischen* zu verhandeln.

²² 1994 nahm Jelinek in einer Rede zur Asyl- und Aufenthaltsgesetzgebung Stellung. Siehe Elfriede Jelinek: Stellungnahme zur Asyl- und Aufenthaltsgesetzgebung in Österreich. In: Broschüre zum Trauermarsch zum Asyl- und Aufenthaltsgesetz, 1994 (zitiert nach Janke 2002: 79).

Wir befinden uns in einer Situation, angesichts derer viele sagen, dass man nicht anstatt der Menschen, die nicht für sich sprechen können, sprechen soll, sondern sie ermächtigen soll, für sich selbst zu sprechen. Vielleicht liegt darin eine Aufgabe des politischen Theaters. (Mizik 2015: 289)

Diese Idee scheint sich gegen Jelineks Konzeption zu wenden, und sie entspricht jener Ausgangsthese, die Gayatri Chakravorty Spivak in der Analyse eines Gesprächs zwischen Deleuze und Foucault als Abstoßungspunkt für ihre Überlegungen gewinnt. Denn auch die beiden französischen Denker brechen wie Mizik mit der langen (linken) Tradition der Stellvertretung und sind sich darin einig, dass man weder für noch anstelle der Subalternen sprechen, sondern sie selber zu Wort kommen lassen solle. Spivak fragt sich in ihrem Aufsatz jedoch, ob die Subalternen dies überhaupt können, und sie zeigt ebenso illustrativ wie argumentativ, wie schwierig bzw. geradezu unmöglich dies ist. Diese Skepsis bezieht sie sodann auch selbstkritisch und in Korrespondenz zur eigenen Argumentation auf ihr eigenes Engagement. Analog zum hermeneutischen Zirkel könnte man von einem diskursiven Zirkel sprechen, aus dem sie nicht heraus und in den das Subalterne nicht hineinkommt; das engagierte Reden erfasst das Subalterne nicht, sondern grenzt es auch in der Stellvertretung und Anwaltschaft aus, währenddessen das Sprechen der Subalternen keinen Resonanzboden in den dominierenden Diskursen hat und deshalb ungehört verhallt.

Von der Warte dieser skeptischen Position aus erscheint Jelineks selbst gestellte Aufgabe, ‚für diejenigen zu sprechen, für die kein anderer spricht‘, einer völlig antiquierten Vorstellung der Stellvertretung zu folgen. Sie scheint weder der Forderung der drei Theoretiker gerecht zu werden, nämlich jene Bedingungen zu schaffen, die das Subalterne selbst zur Sprache kommen lassen, und erst recht nichts Spivaks skeptischer Analyse entgegenzusetzen zu können, dass das Subalterne nicht sprechen kann. Im Folgenden sei erläutert, inwiefern eine solche Kritik erkennt, dass Jelinek in bzw. mit ihren Texten nicht stellvertretend für die Flüchtlinge ihre Stimme erhebt, wie das Zitat dies nahe zu legen scheint. Vielmehr entlarvt sie in ihrem Text unser Sprechen und bringt damit die Sprachlosigkeit der Subalternen zur Sprache.

Es geht dabei wohlgerne nicht um die Inszenierungen der Texte, auch nicht um die Spannungen oder Korrespondenzen zwischen Jelineks Texten und den verschiedenen Regiearbeiten bzw. Aufführungen, sondern um den literarischen Text als solchen bzw. seine Sprache. Zunächst noch eine Vorbemerkung zur Textgenese und zur Textfassung. Wie so oft bei Jelinek schöpft auch diese Theaterarbeit²³ aus realen Ereignissen. Bärbel Lücke spricht bei den *Schutzbefohlenen* von einer „[t]agespolitischen Initialzündung“ (Lücke

²³ Jelinek schreibt keine Bühnentexte im klassischen Sinne, gleichwohl kann man von Theaterarbeit sprechen, weil sie diese Arbeit mit der Intention anging, dass der Text unter der Regie von Stemmann inszeniert werden sollte. Zudem ordnet Jelinek den Text auf ihrer Homepage unter der Kategorie *Theater*. Cf. im Internet unter: <http://www.elfriedejelinek.com/> [19.06.2017].

2017);²⁴ im Jahre 2012 fanden Flüchtlingsproteste in Wien statt und regten den Schreibprozess an. Nachdem Jelinek dem Regisseur Stemmann die erste Fassung geschickt hatte und eine sogenannte Urlesung in Hamburg aufgeführt worden war, ergänzte Jelinek ihren Text aufgrund aktueller Anlässe immer wieder um weitere Teile und verarbeitete weitere Ereignisse wie beispielsweise das Schiffsunglück vor Lampedusa im Herbst 2013, bei dem sich hunderte Flüchtlinge von einem brennenden Boot ins Meer stürzten und unzählige ertranken. Die Titel der einzelnen Teile lauten: Urtext: *Die Schutzbefohlenen*. Ergänzungen: *Die Schutzbefohlenen. Appendix, Coda, Epilog auf dem Boden und Philemon und Baucis*. Man könnte auch von mehreren Texten oder einer Textreihe zum selben Sujet sprechen.

Der ‚Haupttitel‘ *Die Schutzbefohlenen* spielt auf die älteste überlieferte Tragödie von Aischylos *Hiketides* (dt. *Die Schutzflehenden*) an, und der Text verarbeitet (zum Teil wörtlich zitierend, zum Teil variierend) Aischylos’ Drama. Dieses weist thematisch die verblüffende Korrespondenz auf, dass auch dort Flüchtlinge um Aufnahme bitten, wobei das Happy-End der Vorlage bei Jelinek zur aussichtslosen Geschichte mutiert („Der Horizont wird zum Nichts“).²⁵ Indem Aischylos aufgerufen und aufgegriffen wird, wird allerdings keine abendländische Tradition beschworen; der antike Text fungiert mehr als Vorlage denn als Vorbild, um Brüche und Bindungen der europäischen Tradition aufzeigen zu können. Dass die Schutzflehenden beispielsweise bei Aischylos als moralisches Dilemma verhandelt und nach einem langwierigen Abwägungsprozess letztlich aufgenommen werden, konterkariert die Abschottung Europas im Namen der Tradition, und dass in Zitatcollagen der hohe Ton (der Übersetzung) des antiken Textes mit heutiger salopper Mündlichkeit kombiniert wird („das ist euch ganz wurst, denn von uns kehrtet ihr euer Antlitz“²⁶), ist ein offensichtlich gewollter Stilbruch.

Neben Aischylos gibt es weitere intertextuelle Bezüge, wobei der Begriff Intertextualität eher im Sinne von Genettes Konzeption eines Palimpsests (cf. Genette 1993) zu verstehen wäre. Zudem sollte dabei ein offener Textbegriff zugrunde gelegt werden. Denn Jelinek greift nicht nur auf literarische Texte zurück, sondern etwa auch auf staatliche Informationsbroschüren oder auf Werbesprüche, und nicht zuletzt auf textübergreifende Diskurse, wenn sie beispielsweise die sogenannte Wertedebatte aufgreift, die in unterschiedlichen

²⁴ Lücke liefert eine ebenso informative wie luzide Analyse des Textes, die grundlegende Einsichten hinsichtlich der Form (etwa die Wiederaufnahme des antiken Chores oder die mittelalterliche Litanei als Parodie) bietet, die intertextuellen Bezüge etwa zu Aischylos (ein Vergleich der Texte legt nahe, dass Jelinek die bekannte Übersetzung von Johann Gustav Droysen nutzte; vgl. etwa die Neuausgabe: Aischylos 2016) und Ovid (ein Vergleich der Textstellen lässt auf die Verwendung der Übertragung von Johann Heinrich Voß schließen; cf. Ovid 1990) und inhaltlich die Dekonstruktion des Menschenrechtsdiskurses ebenso wie den irritierenden Rekurs auf Heideggers Fundamentalontologie erläutert. Ihr Bild vom Jelinek’schen Text als Gewebe thematischer und textueller Verflechtungen überzeugt nicht zuletzt, weil es Jelinek nicht einfach Subversion oder Destruktion oder Sprachzerstörung attestiert, sondern in dem Geflecht eine Sprachform erkennt, in der die kritisierte Sprachnorm und Diskurspraxis ästhetisch überschritten wird, um etwas Gültiges auszusagen.

²⁵ Elfriede Jelinek: *Die Schutzbefohlenen*, im Internet unter: <http://www.elfriedejelinek.com/> [19.06.2017].

²⁶ Ibid.

Medien kommuniziert wird. Dabei verweisen die Texte von Jelinek nicht einfach auf andere Texte, sondern verarbeiten ganze Phrasen oder sogar Passagen, und diese werden nicht nur zitiert, sondern variiert oder parodiert. Ihr poetisches Verfahren beschreibt die Autorin wie folgt: „Meine Arbeitsweise funktioniert, wenn es mir gelingt, die Sprache zum Sprechen zu bringen, durch die Montage von Sätzen, die verschiedene Sprachen miteinander konfrontiert, aber auch durch Veränderung von Worten und Buchstaben, die im Idiom verhüllte Aussagen entlarvt“ (zitiert nach Hochradl 2010: 195).²⁷

Ein kleines Beispiel soll genügen, um zu illustrieren, wie die Texte Sprache (*langue*) zum Sprechen bringen, indem Sprache (*parole*) colportiert, collagiert und variiert wird:

Vor der Kamera sind alle gleich, wenn sie auch nicht alle die gleiche Kamera haben, aber sie haben alle eine, ja, auch die Kinder, und auch die Kinder haben Rechte und ihre Handykamera dazu und ihren Wisch-Schirm dazu, das werden einmal brave Putzer werden, die werden alles putzen, was sie sehen, wisch und weg, und damit machen sie jetzt auch noch ein Foto, Achtung, die Menschenwürde!²⁸

Zunächst hören wir die Substitution der Worte *Gesetz* und *Recht(e)* durch *Kamera*, so dass wir den Satz zugleich ohne die Substitution lesen (*Vor dem Gesetz sind alle gleich, wenn sie auch nicht alle die gleichen Rechte haben*). Somit wird sprachlich die Unveräußerlichkeit von Recht und Gesetz außer Kraft gesetzt; beide Instanzen werden zu Besitztümern, weil die Sprache bei dem Verb ‚haben‘ nicht den Unterschied markiert, ob wir Rechte oder Handys ‚haben‘. Als nächstes erkennen wir die Synekdoche, wenn ein Smartphone (bzw. ein Tablet) als ‚Wisch-Schirm‘ bezeichnet wird, also die Bewegung des Fingers, der über den Bildschirm streicht, pars pro toto für das ganze Gerät steht. Das Wischen (des Fingers) wird nun gleichgesetzt mit dem Wischen mittels eines Putzlappens, so dass die Bedienung des Smartphones zur Konditionierung zum ‚braven Putzer‘ wird. Schließlich evoziert der Text noch den Werbeslogan der Firma ZEWA und bezieht die leichte Wischbewegung, mit der auf einem Bildschirm etwas weggewischt wird, und die Putzbewegung beim Säubern assoziativ darauf, dass die Medien voller Bilder mit Flüchtlingen sind, die wir voller Voyeurismus konsumieren, und zugleich die Flüchtlinge – eben wie ein Bild auf der Handykamera weggeschoben wird – abgeschoben werden (sollen). Von der Menschenwürde, die Rechte zusichert, und von Gesetzen und Gerichten, die diese absichern, bleibt in unserem Sprechen, wie Jelineks Text es entlarvt, nichts übrig, als ein Kameraobjekt, von dem man schnell noch ein Foto machen kann.

²⁷ Vgl. zu Jelineks künstlerischem Verfahren die exemplarische Analyse von Margarete Sander. Diese untersucht nicht nur Mechanismen der Textproduktion, sondern erfasst auch die ästhetische Absicht, nämlich „die Sprache als Ideologieträger“ (Sander 1996: 34) aufzuspüren und sichtbar zu machen.

²⁸ Elfriede Jelinek: Die Schutzbefohlenen, im Internet unter: <http://www.elfriedejelinek.com/> [19.06.2017].

Indem der Text die Semantik auf diese Weise zur Sprache bringt,²⁹ verliert die Sprechereinstanz an Bedeutung. Dies korrespondiert mit der Unterdeterminierung der Sprecherinstanzen im Text. Dem Leser wird nicht explizit gesagt, wer spricht, wie dies einem Bühnenstück eigen ist. Jelineks Text benutzt keine Dialogstruktur und verzichtet auf die klassische Form der Figurenrede. Leonhard Herrmann & Silke Horstkotte bestreiten gar, am Beispiel von Jelineks Stück *Bambiland*, jegliche Figurenrede bei Jelinek: „Wie viele Jelinek-Stücke arbeitet Bambiland mit variabler Sprecherposition, die zwischen ‚ich‘ und ‚wir‘ hin und herschwingt, gelegentlich unterschiedliche Personen und Gruppen anredet und immer wieder die Reden anderer parodiert – Medienberichte, Stammtischparolen, Politikfloskeln und Diskursfetzen. Der Dramentext ist weder Figurenrede noch Erzählung, sondern Echoraum für Sprachspiele [...]“ (Herrmann & Horstkotte 2016: 165).

Der Sprech- bzw. Lesetext von *Die Schutzbefohlenen* besitzt äußerlich tatsächlich eine einheitliche Oberfläche und entspricht der Beschreibung von Herrmann und Horstkotte; gleichwohl versucht man als Leser, im Text zum einen eine Figurenrede zu konstruieren und diese nicht ausgewiesenen Figuren zuzuweisen, zum anderen Textfragmente auf Referenztexte zurückzuführen:

Wir leben. Wir leben. Hauptsache, wir leben, und viel mehr ist es auch nicht als leben nach Verlassen der heiligen Heimat. Keiner schaut gnädig herab auf unseren Zug, aber auf uns herabschauen tun sie schon. Wir flohen, von keinem Gericht des Volkes verurteilt, von allen verurteilt dort und hier.

Wie selbstverständlich werden die Pronomen ‚wir‘, ‚unser‘, ‚uns‘ sofort auf die Schutzbefohlenen bezogen. Wer weiteren Hinweisen des Textes folgt, rekonstruiert wahrscheinlich die Flüchtlinge der Votivkirche und stellt diesen das Pronomen ‚sie‘ gegenüber, womit sodann die österreichische Gesellschaft oder Leser wie Zuschauer angesprochen oder gemeint sein könnten, je nachdem ob man hier grammatikalisch die 2. oder die 3. Person versteht. Wer zugleich Aischylos gelesen oder gut recherchiert hat, wird zudem die antiken Satzfragmente isolieren und vielleicht sogar nachlesen:

Chorführerin: Zeus, Flüchtlingshort, / **Schau gnädig herab auf unseren Zug**, / Der zu Meer von des Nilstroms Mündungen her, / Von den feinsandigen, / Aufbruch; und **verlassend die heilige / Heimat**, die an Syria grenzt, flohn wir, / Um Blutschuld nicht ins Elend zu gehn, / Vom **Gerichte des Volkes verurteilt**; / (Aischylos 2016: 3) [Hervorhebungen SP/DN]

Es ist nicht erforderlich, dass der Leser das gesamte Puzzle aus Sprach(en)collagen und Anspielungen rekonstruiert. Entscheidend ist, dass in Jelineks Text die Flüchtlinge nicht

²⁹ Jelineks Poetologie scheint hier in die Nähe von Heideggers später Sprachphilosophie zu rücken. In seinem berühmten Vortrag *Auf dem Weg zur Sprache* kommt Heidegger gleich auf den Titel zu sprechen und sagt: „Der Titel deutet in das Geheimnis der Sprache: Sie spricht einzig und einsam mit sich selber.“ (Heidegger 1985: 229) So ähnlich die Formulierung ist, so groß ist zugleich der Unterschied zwischen Heideggers Sprachmystik und Jelineks Sprachkritik. Bei Jelinek soll die Sprache nicht zu sich selbst kommen, sondern sich das Sprechen in der Sprache entlarven. Jelinek geht es also nicht um ein vermeintliches ‚Geheimnis der Sprache‘, sondern um Entlarvung durch Sprache.

selber zur Sprache kommen. Ihrer Rede wird stattdessen unsere Sprache in den Mund gelegt oder sie dürfen lediglich ihre Sprachlosigkeit bzw. Ohnmacht zu sprechen ausdrücken:

Den Herrn in diesem Land und den Stellvertretern der Herren in diesem Land und den Stellvertretern der Stellvertreter der Herren in diesem Land würden wir, wir dürfen ja nicht, aber wir würden, würden wir, wies Fremdlingen ziemt, verständig unsere blutschuldlose Flucht erzählen, bereitwillig jedem erzählen, er müßte ein Stellvertreter gar nicht sein, wir würden das machen, Ehrenwort, wir erzählen es jedem, wir erzählen es allen, die es hören wollen, aber es will ja keiner, nicht einmal ein Stellvertreter eines Stellvertreters will es hören, niemand, aber wir würden es erzählen, wir würden über unsere Flucht ohne Schuld, unsre schuldlose Flucht, die Sie ja immer als Flucht vor Schulden darstellen, die Flucht von Schuldlosen also erzählen, in unserer Stimme wird nichts Freches sein, nichts Falsches, wir werden ruhig und freundlich und gelassen und verständig sein, aber verstehen werden Sie uns nicht, wie auch, wenn Sie es gar nicht hören wollen? Verstehen werden Sie nicht, und unser Reden wird ins Leere fallen, in Schwerelosigkeit, unser schweres Schicksal wird plötzlich schwerelos sein, weil es ins Nichts fallen wird, in den luftleeren Raum, ins Garnichts, wo es dann schweben wird, in Schwebe bleiben wird, im Wasser, in der Leere, ja.

Jelinek folgt in dieser fingierten Flüchtlingsrede Spivaks skeptischer These und versucht zugleich, eine ästhetische Lösung für das Problem der Stellvertretung zu finden, indem sie den Flüchtlingen nicht stellvertretend eine Stimme gibt, sondern ihnen unsere Sprache (von Aischylos bis ZEWA) in den Mund legt, so dass diese stellvertretend unsere Sprache sprechend deren Diskurse und Semantiken entlarven.

4 Schlussbemerkung

Das Subalterne kann in der Kunst, hier konkret im Theatertext, nicht sprechen, aber die Sprachlosigkeit ebenso wie die Schwierigkeit, zu sprechen, kann zur Sprache kommen und ausgedrückt werden. Aus der Fülle an Formen und Möglichkeiten wurden hier zwei konkrete Beispiele untersucht.

Bei der Mannheimer Doppelinszenierung *Ein Blick von der Brücke/Mannheim Arrival* wird die Bühne in mehrfacher Hinsicht zur Brücke zwischen Arrivierten und Ankomenden: Zum einen werden die Zuschauer mittels der Figur des Anwalts Alfieri in Arthur Millers Stück zu einer veränderten Rezeption und Reflexion eingeladen; zum anderen sind die Erzählungen der ‚Subalternen‘ im engeren Sinne Ausgangspunkt des Bürgerbühnenprojekts *Mannheim Arrival* und im weiteren Sinne des gesamten Doppelstücks. Dabei bekommen die von Schauspielern stellvertretend vorgetragenen Texte und Geschichten stets ein Gesicht, zum Teil sogar eine Stimme, indem die Autoren visuell, persönlich oder auch akustisch präsent sind. Die Choreographie beider Teile des Doppelstücks zeigt metaphorisch, wie unsicher, aber auch wie variabel die Positionen im (Bühnen-)Raum sind, und auch das Verhältnis von Stimme und Schweigen wird nicht als fest, sondern als veränderlich dargestellt.

In Jelineks Theatertext *Die Schutzbefohlenen* bekommen die Subalternen vermeintlich eine Bühne und ein Forum – aber haben sie wirklich eine Stimme? Können sie sprechen bzw. können sie gehört werden? Was sie sprechen, ist nicht ihre Sprache, denn ihnen ist unsere Sprache in den Mund gelegt. Das Problem der Stellvertreterschaft geht Jelineks Theatertext damit sehr grundsätzlich an: Ihr Text entzieht sich einem dialogischen Sprechen und damit dem klassischen Theater. Die Sprache ist nicht mehr ein Mittel des Bühnenspiels, sondern wird Gegenstand des Stücks; zwar erscheinen die Subalternen gespielt auf der Bühne, aber ihre Rolle besteht darin, unser Sprechen (über sie) entlarvend zur Sprache zu bringen.

Literatur

- Aischylos 2016: *Die Schutzflehenden*, übersetzt von Johann Gustav Droysen, hg. von Karl Maria Guth, Berlin: Hofenberg.
- Arthur Miller: *Ein Blick von der Brücke* / Peter Michalzik: *Mannheim Arrival. Nationaltheater Mannheim. Programmheft* 2015, Mannheim: Nationaltheater Mannheim.
- Büchner, Georg ²1990: „Dantons Tod“, in: Georg Büchner: *Werke und Briefe*, München, 67–133.
- Genette, Gerard 1993: *Palimpseste: die Literatur auf zweiter Stufe*, aus dem Französischen von Wolfram Bayer & Dieter Horning, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Heidegger, Martin 1985: „Wege zur Sprache“, in: Martin Heidegger: *Gesamtausgabe. 4 Abteilungen: Gesamtausgabe I. Abt. Bd. 12: Unterwegs zur Sprache (1950-1959)*, ed. von Friedrich Wilhelm von Herrmann, Frankfurt a. M., 227–257.
- Herrmann, Leonhard & Silke Horstkotte 2016: *Gegenwartsliteratur: Eine Einführung*, Stuttgart: Metzler.
- Hochradl, Karin 2010: *Olga Neuwirths und Elfriede Jelineks gemeinsames Musiktheaterschaffen. Ästhetik, Libretto, Analysen, Rezeption*, Bern u.a.: Lang.
- Janke, Pia (ed.) 2002: *Die Nestbeschmutzerin. Jelinek & Österreich*, Salzburg: Jung und Jung.
- Jelinek, Elfriede 2014: *Die Schutzbefohlenen*, ed. von Katarina Agathos & Herbert Kapfer. Hör-CD, München: Belleville.
- Jelinek, Elfriede 2017: *Die Schutzbefohlenen*, im Internet unter: <http://www.elfriedejelinek.com/> [19.06.2017].
- Kreienbrink, Matthias 2015: „Alvis Hermanis Streit mit Thalia Theater. Auf Distanz zu Flüchtlingen“, in: *Der Tagesspiegel* vom 17.12.2015, im Internet unter: <http://www.tagesspiegel.de/kultur/alvis-hermanis-streitet-mit-thalia-theater-auf-distanz-zu-fluechtlingen/12690994.html>. [27.05.2017].
- Lehmann, Hans-Thiess ⁶2015: *Postdramatisches Theater*, Frankfurt a. M.: Verlag der Autoren.

- Lemke-Matwey, Christine 2015: „Plötzlich klopft das Schicksal an“, in: *Die Zeit* vom 26.11.2015, im Internet unter: <http://www.zeit.de/2015/46/fluechtlinge-deutschland-asyl-clash-theater> [27.05.2017].
- Lücke, Bärbel 2017: „Aischylos, Aufklärung und Asylproteste in Österreich (und anderswo). Zu Elfriede Jelineks Stück *Die Schutzbefohlenen*“, in: *Textem*, im Internet unter: <http://www.textem.de/index.php?id=2519> [19.06.2017].
- Marcus, Dorothea 2016: „Kunst gegen Kundschaft: Theater als - umstrittener – Debat- tenort. Kommentar im Deutschlandfunk“, im Internet unter: <http://www.podcast.de/episode/275107754/Kommentar+Kunst+gegen+Kundschaft%3A+Theater+als+-+umstrittener+-+Debattenort/> [2.12.2016].
- Miller, Arthur 1955: *A View from the Bridge: two one-act plays*, New York: Viking Press.
- Misik, Robert 2015: „Für diejenigen sprechen, für die kein anderer spricht. Elfriede Jelineks politisches Theater“, in: Janke, Pia (2015) (ed.): *JELINEK[JAHR]BUCH. Elfriede Jelinek-Forschungszentrum 2014-2015*, Wien: Praesens, 288–296.
- Ovid 1990: *Metamorphosen*, aus dem Lateinischen von Johann Heinrich Voß, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Pelka, Artur 2016: *Das Spektakel der Gewalt – die Gewalt des Spektakels. Angriff und Flucht in deutschsprachigen Theatertexten zwischen 9/11 und Flüchtlingsdrama*, Bielefeld: transcript
- Poschmann, Gerda 1997: *Der nicht mehr dramatische Theatertext. Aktuelle Bühnenstücke und ihre dramaturgische Analyse*, Tübingen: Niemeyer.
- Sander, Margarete 1996: *Textherstellungsverfahren bei Elfriede Jelinek. Das Beispiel Tötenaufberg*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Spivak, Gayatri Chakravorty 1988: “Can the Subaltern Speak?”, in: Cary Nelson & Lawrence Grossberg (eds.) 1988: *Marxism and the Interpretation of Culture*, Chicago: University of Illinois Press, 271–313.
- Stegemann, Bernd 2013: *Kritik des Theaters*, Berlin: Theater der Zeit.
- Wirth, Andrej 1980: „Vom Dialog zum Diskurs“, in: *Theater heute* 1 (1980), 16–19.

„Revolution von oben“ – Die kommunikative Durchsetzung universitären Organisationswandels am Beispiel der finnischen Mitarbeiterzeitung *Aikalainen*

Ewald Reuter (Universität Tampere, Finnland)

Vorbemerkung: Der nachfolgende Text geht auf meinen gekürzten Beitrag (Reuter 2016) zur Tagung der *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik* (GiG) aus dem Jahre 2013 in Johannesburg zurück, die Withold Bonner und ich gemeinsam besucht haben. Wie bereits anlässlich der GiG-Tagung 2010 in Göttingen, hatte Withold Reise und Unterkunft für uns beide organisiert und gebucht. Während Withold sich in seinen jeweiligen Beiträgen mit Phänomenen von „Interkulturalität“ und „Heimat“ in fiktionalen Texten (Bonner 2012, 2016) beschäftigte, habe ich meine Forschungen zur globalen sprachlich-kommunikativen Durchsetzung neoliberaler Reformen an realen Hochschulen und Universitäten fortgesetzt (Reuter 2009, 2012, 2014, 2016) und gleichsam danach gefragt, welche Art von „Heimat“ die neue Unternehmensuniversität Studierenden und Lehrenden bietet. Dass Witholds und meine Erkenntnisinteressen sich keineswegs gegenseitig ausschließen, sondern vielmehr ergänzen, belegen die gemeinsame Organisation der Finnischen Germanistentagung von 2009 und die in der Tagungsdokumentation (Bonner & Reuter 2011) niedergelegte gemeinsame Einschätzung der Lage der Germanistik in Finnland (Reuter & Bonner 2011). Im Sinne dieser gegenseitigen kollegialen Wertschätzung und langjährigen konstruktiven Zusammenarbeit danke ich Withold an dieser Stelle auch noch einmal für seine tatkräftige Mitarbeit an einer Festgabe, die zu meinen Ehren herausgegeben wurde (Bonner et al. 2012).

1 Einleitung

Diese Studie geht der Frage nach, auf welche Weise transnationale Konzepte von Veränderungsmanagement (*change management*) und Veränderungskommunikation (*change communication*) aus dem Bereich der Wirtschaft in Universitäten überführt und dort angewendet werden. Am Beispiel zentraler Artikel aus einer universitären Mitarbeiterzeitung wird dargestellt, wie sich neugewählte Führungspersonen als Top-Manager mit dem Exklusivanspruch präsentieren, den Organisationswechsel der Universität durchführen zu können. Im Detail wird herausgearbeitet, dass der Organisationswechsel im Rahmen einer Krisenerzählung kommuniziert wird, die der Universität eine bessere Zukunft durch Steigerung von Effizienz und Effektivität in Forschung, Lehre und Verwaltung verspricht. Unmerklich verschwinden dabei Leitvorstellungen der alten Universität wie „Bildung“, „Demokratie“, „Selbstbestimmung“ und „Wissen als öffentliches Gut“ bzw. alte

Leitbegriffe werden als neue, wirtschaftskompatible Schlüsselkonzepte recodiert. Im Anschluss an diese Befunde wird argumentiert, dass das neue Top-Management der Universität MitarbeiterInnen zwar offen über erforderliche Maßnahmen informiert, dabei jedoch unterschwellig die Transformation der teildemokratisierten Bildungsuniversität in die postdemokratische Unternehmensuniversität betreibt.

2 Die neoliberale Reorganisation von Hochschulen und Universitäten

Weltweit leiten nationale Regierungen meist insgeheim einen Prozess ein, der allmählich an Fahrt gewinnt und schließlich mit ungeheurer Wucht durchgesetzt wird: den Organisationswandel von Hochschulen und Universitäten. In Europa liefert der Bologna-Prozess das Paradebeispiel dafür, wie immer mehr nationale Erziehungssysteme einem Reform-sog ausgesetzt werden, der in den 1980er Jahren in Ländern wie Neuseeland, Australien, Großbritannien und einzelnen Staaten der USA ausgelöst wurde. Diese transnationale Reorganisation des Hochschulwesens erweist sich inzwischen als Teil eines gewaltigen gesellschaftlichen Umgestaltungsprojektes, das darauf abzielt, nach und nach alle ‚unvollständigen‘ (*incomplete*) Organisationen des öffentlichen Sektors in ‚vollständige‘ (*complete*), d.h. in handlungsmächtige Organisationen zu überführen (cf. Brunsson & Sahlin-Andersson 2000: 722). Im Zuge dieser Transformation werden neben „Individuen“ und „Nationalstaaten“ nur noch „Organisationen“ als gesellschaftlich relevante Akteure konzipiert, welche „plausible Adressen der kausalen und moralischen Zurechnung von Handlungen und Nicht-Handlungen sowie deren Folgen“ sind (Meier 2009: 98). Da Unternehmen als Inbegriff der ‚normalen‘ Organisation gelten, wird die öffentliche Einrichtung namens Universität in ein Unternehmen umgeformt, welches Profit maximiert, „zählbar in der Einnahme von Forschungsgeldern, der Rekrutierung angesehener Wissenschaftler, der Zahl der Bewerbungen um einen Studienplatz und letztlich in der Platzierung in Rankings, so umstritten sie auch sein mögen“ (Münch 2011: 75). Die Erfindung der Unternehmensuniversität ist Element des neoliberalen Projektes¹, das auf eine Umwandlung staatlich gezügelter Wirtschaften in wirtschaftlich gezügelte Staaten abzielt. Im tertiären Erziehungsbereich bedeutet dies, dass nicht länger die liberale „Gelehrtenrepublik“ oder das sozialdemokratisch-sozialistische „Bildung für alle“ zur Leitvorstellung taugen, sondern einzig die neoliberale Unternehmensuniversität. In der Forschungsliteratur wird dieser Wechsel der Leitvorstellungen, wie in Abb. 1 dargestellt,

¹ Als neoliberale Ideenschmiede gelten US-amerikanische Wirtschaftstheoretiker, insbesondere mit der sog. Chicago School assoziierte Wirtschaftsnobelpreisträger wie Friedrich von Hayek (1899-1992), Milton Friedman (1912-2006), Paul Samuelson (1915-2009) oder Gary Becker (1930). Es sind ihre Schüler, die auf nationaler Ebene als hohe Regierungsbeamte oder in Leitungsfunktionen internationaler Organisationen wie der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit (OECD), die die PISA-Studie initiierte, der Europäischen Union (EU) oder der Welthandelsorganisation (WTO) die als „neoliberal“ bezeichneten Umgestaltungen auf den Weg bringen und überwachen. Cf. einführend z.B. Patomäki (2007), Biebricher (2012), Kurz (2013) und Herrmann (2016).

periodisiert und inhaltlich gefüllt (cf. Würmseer 2010: 26ff. sowie Paletschek 2002, Ash 2008, Bogumil & Grohs 2009, Schimank 2009, Ward 2012: 101ff., 129ff.).

Abb. 1: Universitäre Leitvorstellungen nach 1945

bis 1960er Jahre:	seit 1970er Jahre:	seit 1980er Jahre:
„Humboldt“ bzw. „Humboldt-Mythos“ _____ P	„Wirtschaftswachstum und Chancengleichheit“ _____ P	„Effizienz und Effektivität“ _____ P
„Einheit von Forschung und Lehre“ <u>Ziel:</u> Selbstvollendung des Menschen, philosophische Reflexion als Einheitsprinzip der Wissenschaft, Rekrutierung gesellschaftlicher Eliten, Lernen ist Selbstzweck, Allgemeinbildung: besser handeln können als nur bei Spezialausbildung! Kameralistik („Gelehrtenrepublik“)	„Bildung ist Bürgerrecht“ <u>Ziele:</u> Ausbildung qualifizierter Arbeitskräfte, Verwissenschaftlichung des Arbeitslebens, Demokratisierung der Hochschule, Chancengleichheit, Massenuniversität, forschendes Lernen, lebenslanges Lernen, Kameralistik, wissenschaftliche Selbststeuerung („sozialdemokratisch-sozialistisch“)	„weniger Staat – mehr Markt“ <u>Ziele:</u> Ergebnisverantwortung, Deregulation durch New Public Management (NPM) ® Prinzipal-Agent-Kontrakte, Zielvereinbarung, Hierarchieabbau, Kosten-Leistungs-Rechnung, Leistungsorientierte Mittelvergabe (LOM), managerielle Fremdsteuerung („neoliberal“)

In der wissenschaftssoziologischen Theoriebildung wird die Umstellung von einer öffentlich alimentierten, gesellschaftliche Emanzipation befördernden Wissensproduktion auf eine (teil-)privatisierte, hauptsächlich Reputation und Kapital akkumulierende Wissensproduktion (cf. Gibbons et al. 1994) auch als Transformation der „Doppelhelix“ von Universität und Gesellschaft in die „Triplehelix“ von Universität, Regierung und Wirtschaft begriffen (cf. Etzkowitz 2008). Im Gegensatz zum *roll-back*-Neoliberalismus, der jeglichen Staatsinterventionismus strikt ablehnt, geht es der aufgeklärteren Spielart des *roll-out*-Neoliberalismus in dieser Sicht darum, durch eine ganz spezifische Staatsintervention, nämlich den Einsatz von New Public Management (NPM; cf. Lane 2000), den Beschäftigten an Hochschulen und Universitäten unternehmerisches Denken einzupflanzen und sie durch indirekte Steuerung zu unternehmerischem Handeln zu bewegen.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie im Zuge des erforderlichen Veränderungsmanagements der Sinn und Zweck des universitären Organisationswandels kommuniziert wird. Welche Maßnahmen treffen nationale Regierungen und lokale Universitätsleitungen, um die transnationale Idee der Unternehmensuniversität vor Ort durchzusetzen? Auf welche Art und Weise versuchen sie, die Mitarbeiter von der Notwendigkeit und Berechtigung des Organisationswandels zu überzeugen und sie zu wandelkonformem Handeln zu bewegen? Diesen Fragen gehe ich am Beispiel einer finnischen Universitäts- bzw. Mitarbeiterzeitung nach.

3 Machtausübung durch Veränderungskommunikation: Konturen einer gouvernementalitätstheoretisch angeleiteten Diskursanalyse

An der gezielten Wahl des New Public Management als Mittel der indirekten staatlichen Steuerung ist bereits erkennbar, dass ein Organisationswechsel in modernen, funktional ausdifferenzierten Gesellschaften nicht auf Befehl, also nicht einfach gegen den Willen der Belegschaft, herbeizuführen ist. Erfolgreicher Organisationswechsel verlangt, dass Mitarbeiter bereit sind, alte Ideale und Praktiken aufzugeben und durch neue zu ersetzen, was stets erfordert, das eigene Innenleben, also Denken, Fühlen und Wollen, zu bearbeiten und neu auszurichten. Machtanalytisch besagt dies, dass in modernen Gesellschaften Macht immer mit Gegenmacht, also mit Freiheit rechnet, woraus weiter folgt, dass Macht immer über und durch Freiheit ausgeübt wird. Will man Veränderungskommunikation als Bestandteil von Veränderungsmanagement untersuchen, so kommt es darauf an, „die Gesamtheit, gebildet aus den Institutionen, den Verfahren, Analysen und Reflexionen, den Besprechungen und den Taktiken,“ in den Blick zu nehmen, „die es gestatten, diese recht spezifische und doch komplexe Form der Macht auszuüben“ (Foucault 2000: 64). In dieser gouvernementalitätstheoretischen Sicht gilt Macht nicht länger als pure Unterdrückung durch Mächtige, sondern als „produktive Instanz der Gestaltung von Wirklichkeit“ (Gertenbach 2012: 116). Konkret bedeutet dies, dass einerseits eine Fülle von Handlungsoptionen eröffnet wird, zwischen denen man sich scheinbar frei entscheiden kann, dass diese Handlungsoptionen andererseits jedoch an die Forderung gebunden sind, „einen spezifischen Gebrauch von diesen ‚Freiheiten‘ zu machen, so dass die Freiheit zum Handeln sich oftmals in einen faktischen Zwang zum Handeln oder eine Entscheidungszumutung verwandelt“ (Lemke et al. 2000: 30). Somit erweist sich die weltweite Reorganisation von Hochschulen und Universitäten mittels New Public Management zugleich als Symptom und als Mittel gesellschaftlicher Machtverschiebungen.

Im Mittelpunkt der folgenden Analysen steht die Frage, wie die kommunikativen Maßnahmen beschaffen sind, die eine lokale Universitätsleitung ergreift, um aus dem „arbeitsamen, gelehrigen und produktiven Subjekt“ der herkömmlichen Universität „das kreative, eigenverantwortliche, risikobereite, innovative und unternehmerische Subjekt“ der

neoliberalen Unternehmensuniversität zu machen (Gertenbach 2012: 118-119). Wie werden durch die „schöpferische Zerstörung“ (Schumpeter) der alten Universitätsorganisation die Wahrnehmungs- und Handlungsmuster der projizierten neuen Universitätsorganisation eingeschliffen?

4 Korpuserstellung und analytisches Vorgehen

Zwecks Sicherung von Objektivität bzw. intersubjektiver Nachvollziehbarkeit und Überprüfbarkeit werden ausgewählte Beiträge der online-Ausgabe und nicht der Printversion der Universitäts- bzw. Mitarbeiterzeitung „Aikalainen“ (dt. *Der Zeitgenosse*²) der finnischen Universität Tampere im Zeitraum September 2009 bis Dezember 2012 analysiert. Dieser Zeitraum wurde gewählt, weil seit Herbst 2009 ein neues dreiköpfiges Rektorat amtiert, das sich in einem Kick-off-Artikel vom 20.11.2009 (IQ 1³) die neue Nach-Bologna-Reform zum Hauptziel seines Wirkens setzt. Nachdem bereits früher durch Einführung von leistungsorientierter Entlohnung und Mittelvergabe das Loyalitätsprinzip durch das Leistungsprinzip ersetzt worden war, positioniert sich das neue Rektorat in diesem Artikel im Vorgriff auf das neue Hochschulgesetz, das zum 1.1.2010 in Kraft trat, als Top-Management, das die neuerliche Reform in kürzester Zeit durchziehen wird (cf. Reuter 2011). Durch dieses neue Gesetz (cf. Ylipistolaki 24.7.2009), das Hochschulen und Universitäten in Körperschaften des öffentlichen Rechts umwandelt, den Beamtenstatus abschafft und die ehemaligen MitarbeiterInnen danach in einem formalen Akt als Angestellte wieder neu einstellt, verschafft die finnische Landesregierung im Sinne des „Regierens der Regierungen“ den lokalen Universitätsleitungen die notwendige Voraussetzung, um die neuerliche Reform gegen eine erheblich geschwächte Belegschaft durchzusetzen. Die Entmachtung der MitarbeiterInnen wirkt sich aus als Rechtsverlust und Pflichtenerhöhung, was sich in den neuen Prinzipal-Agenten-Kontrakten niederschlägt. Dieser allgemeine Reformkontext ist bei den folgenden Analysen stets zu berücksichtigen, da sich das in der Mitarbeiterzeitung Geäußerte in diesen Interpretationshorizont einschreibt.

² Der vollständige Titel der Mitarbeiterzeitung lautet: „Aikalainen. Tampereen yliopiston tiede- ja kulttuurilehti“ (dt. *Der Zeitgenosse. Wissenschafts- und Kulturblatt der Universität Tampere*). Zu erwähnen ist ferner, dass das Finnische keine Genusmarkierung kennt, die das Deutsche jedoch verlangt. Aus finnischer Sicht liest sich der Ausdruck „Aikalainen“ also geschlechterneutral; bei Übersetzungen ins Deutsche wären jeweils gendersensitive Formulierungen wie *ZeitgenossInnen* oder *Zeitgenossin und Zeitgenosse* zu finden, sofern man es nicht beim generischen Maskulinum belässt (cf. Demarmels & Schaffner 2011). Diese Anmerkung gilt für alle Übersetzungen aus dem Finnischen in diesem Beitrag.

³ Das Verzeichnis der Internetquellen (IQ) ist nach dem Literaturverzeichnis abgedruckt. Finnische Originalzitate sind im Fließtext durch Zitatzeichen gekennzeichnet, deutsche Übersetzungen durch Kursivierungen. In den nummerierten Belegen erscheint zunächst jeweils das Originalzitat, danach in runden Klammern die kursivierten deutschen Übersetzungen. Alle Übersetzungen ins Deutsche stammen vom Verfasser, die Übersetzungen erfolgen ausgangssprachen- und nicht zielsprachenorientiert. – Bemerkenswert ist, dass inzwischen bestimmte Internetquellen nicht mehr abrufbar sind: Im Ergebnis führt dies dazu, dass das kollektive institutionelle Gedächtnis durchlöchert wird, da keine autorisierten Printversionen dieser Quellen existieren.

Im Anschluss an frühere Korpusuntersuchungen zu betrieblichen Mitarbeiterzeitungen (MAZ), die nachweisen, dass die betriebliche MAZ als zentrales unternehmensinternes Führungs- und Kommunikationsinstrument erkannt und in erster Linie durch strategische, positive Selbstdarstellung zur „Orientierung“ und „Mitarbeiterintegration“ genutzt wird (Bischl 2000: 226f., Cauers 2009: 159f.), wurde folgendes Korpus von Beiträgen der universitären online-MAZ zusammengestellt:

2009:	4 Ausgaben	15 Artikel
2010:	11 Ausgaben	17 Artikel
2011:	12 Ausgaben	23 Artikel
2012:	10 Ausgaben	21 Artikel

Die den Organisationswandel thematisierenden Beiträge wurden über die Rubrikkennzeichnung „Yliopisto“ (*Universität*), die multimodale Aufmachung der Beiträge, die Schlagzeilen und einschlägige Schlüsselwörter ermittelt. Diesen unterschiedlichen Suchstrategien verdankt es sich, dass auch solche Beiträge ins Korpus aufgenommen wurden, die von der Redaktion nicht unter *Universität* rubriziert wurden. In diesem Beitrag werden pars pro toto 4 MAZ-Texte analysiert, die eine vergleichsweise hohe Dichte an Merkmalen der Veränderungskommunikation aufweisen.

5 Veränderungskommunikation durch universitäre Mitarbeiterzeitung

Zentrale Dimensionen der Veränderungskommunikation, die nachfolgend in kondensierendem Zugriff dargestellt werden, wurden zunächst induktiv-hermeneutisch über das Reformvokabular unterschiedlicher Einzeltexte rekonstruiert und in einem weiteren Schritt auf übergreifende Reformdiskurse bezogen. Die Verknüpfung von Textanalyse und Diskursanalyse ist allein schon wegen des intertextuellen Verweisungsreichtums des Reformvokabulars geboten, welches eine Verortung von Schlüsselbegriffen in interdiskursiven Kontexten verlangt (cf. die Beiträge in Angermüller & van Dyk 2010).

5.1 Die Erhöhung der universitätsöffentlichen Kommunikationsmedien

Ein erster rahmender Befund besagt, dass das neue Rektorat dem durch den projektierten Organisationswandel verursachten erhöhten Kommunikationsbedarf durch eine Erhöhung der Kommunikationsmedien begegnet. Neben die traditionellen Medien der Uni-MAZ, des Universitätsradiosenders „Moreeni“ (*Moräne*) und des Webauftritts (www.uta.fi) treten das „Yliopistofoorumi“ (*Universitätsforum*), auf dem die Universitätsleitung monatlich die Belegschaft über den Stand der Reform informiert (im Intranet auch als livestream), und der „rehtoriblog“ (*Rektorenblog*), der von den drei Rektoren je nach Aufgabenbereich betreut wird. Ferner gibt es gruppenspezifische Treffen, etwa

Treffen der Professorenschaft oder des Mittelbaus sowie Fachbereichsversammlungen, an denen die Universitätsleitung bei Bedarf informiert und Rede und Antwort steht. Eine immense kommunikative Bedeutung kommt dem Intranet zu, in das sich jedoch nur Universitätsmitarbeiter einloggen können und das deswegen von der weiteren Analyse ausgeschlossen bleibt. Alle anderen Medien können auch von der außeruniversitären Öffentlichkeit genutzt werden. Insgesamt verfügt die Universität somit über folgende zentrale Kommunikationsmedien:

- MAZ „Aikalainen“
- Radiosender „Moreeni“
- Webauftritt
- Universitätsforum
- Rektorenblog
- Universitätsgruppenspezifische Treffen

5.2 Die Interaktivität, Performativität, Intertextualität und Interdiskursivität der Veränderungskommunikation

Die Erhöhung der Kommunikationsmedien um *Universitätsforum* und *Rektorenblog* symbolisiert die rektorale Kommunikationsoffensive und suggeriert managerielle Transparenz durch Interaktivität. Es entsteht der Eindruck, das universitäre Top-Management bemühe sich in Wort und Schrift systematisch darum, den Dialog mit der Belegschaft zu intensivieren. In der kommunikativen Praxis wird diese interaktive Offenheit jedoch durch das asymmetrische Prinzip des unternehmerischen „Agenda-settings“ überformt: Als Prinzipal der Belegschaft gibt das Rektorat Themen und Entscheidungen vor; von den MitarbeiterInnen, den AgentInnen der neuen Organisation, wird nunmehr erwartet, dass sie ihrerseits keine problematisierenden Grundsatzfragen mehr aufwerfen, sondern nur noch Verständnisfragen zwecks operativer Umsetzung der manageriellen Anweisungen (cf. Müller 2002: 92ff., Spranz-Fogasy 2002). Dieses Machtgefälle ist vor allem in Gesprächen zwischen Führungskräften und MitarbeiterInnen direkt erfahrbar; subtiler schlägt es sich jedoch auch in der schriftlichen Kommunikation nieder, wofür der Leittext der „yliopiston strategia“ (*Universitätsstrategie*) ein zentrales Beispiel ist.

Im Sinne integrierter Unternehmenskommunikation, die darauf abzielt, aus den „Quellen der internen und externen Kommunikation von Unternehmen eine Einheit herzustellen, um ein für die Zielgruppen der Kommunikation konsistentes Erscheinungsbild über das Unternehmen bzw. ein Bezugsobjekt des Unternehmens zu vermitteln“ (Bruhn 2006: 17), dient die Universitätsstrategie „Let’s Shape The Future! Change in University of Tampere 2010-2015“ (cf. IQ 2, IQ 3) der einheitlichen Profilbildung nach innen und nach außen. Die Wirksamkeit des Leittextes zeigt sich etwa darin, dass alle Fachbereichsstrategien mit der Universitätsstrategie übereinstimmen müssen, und dass ihre Vorgaben in For-

schung, Lehre und Rekrutierung zu beachten sind. Zwar beschneidet die Universitätsstrategie mit keinem Wort das verfassungsmäßig verbürgte Recht auf Freiheit von Forschung und Lehre, doch es weist MitarbeiterInnen indirekt an, wie man von diesen Freiheiten Gebrauch zu machen hat: Wer symbolisch und finanziell erfolgreich sein will, muss die strategischen Leitlinien befolgen und sich im Rückgriff auf die dort gebrauchten Leitvokabeln in Forschung und Lehre profilieren. Über die Universitätsstrategie werden somit neue Abhängigkeiten geschaffen und eine neuartige Identitätspolitik inauguriert: Während wissenschaftliche Reputation bislang ohne Rücksicht auf die jeweilige Universität allein in der Wissenschaftlergemeinschaft erworben werden konnte, müssen sich WissenschaftlerInnen künftig wesentlich stärker in den Dienst ihres jeweiligen universitären Arbeitgebers stellen und ihre professionellen Identitäten diesen Anforderungen anpassen.

Die Performativität der Veränderungskommunikation lässt sich eindrucksvoll durch einen ausschnittshaften Vergleich von aktueller Universitätsstrategie und Vorgängerstrategie nachweisen. In der Strategie aus dem Jahre 2006 (cf. IQ 4) gibt es ein Kurzkapitel 1.1 mit dem Titel „Strategisten linjausten tarve“ (*Bedarf an strategischen Richtlinien*), in dem die Ausarbeitung einer Universitätsstrategie u. a. mit dem Ausbau des europäischen Hochschulraumes, dem nationalen Druck zur Profilierung und dem Umbau der Universität zu einer Dienstleistungsorganisation begründet wird (IQ 4: 4). In der aktuellen Strategie (cf. IQ 2, IQ 3) fehlt jedwede Begründung strategischen Denkens, was laut Wandellogik bedeutet, dass die Universitätsleitung strategisches Denken als fest im Denken und Handeln der Belegschaft eingebürgert voraussetzt. Pars pro toto belegt dieser Vergleich, dass die Faktizität der neuen Organisationsstrukturen den subjektiven Zugang zu den administrativen Leittextwelten steuert und zur Selbstpositionierung in der organisationalen Interaktion zwingt. Hieraus folgt ferner, dass alle nachfolgend untersuchten MAZ-Texte intertextuell bzw. intermedial auf universitätsinterne und -externe Leittexte verweisen sowie über Leitvokabeln wie „muutos“ (*Wandel*), „profiloituminen“ (*Profilierung*) oder „uudistuminen“ (*Innovation*) interdiskursiv auf regionale, nationale und globale Reformdiskurse mitsamt ihren jeweiligen Gegendiskursen. In medientheoretischer Sicht lässt sich somit auch Aufschluss darüber gewinnen, durch welche Maßnahmen die Rektorenaagenda in die Belegschaftsagenda übernommen werden und sich im Ergebnis wirklichkeitsbildend auswirken soll.

5.3 Rahmengattung ‚Krisenerzählung‘

Der Sinn und Zweck des Organisationswandels wird den MitarbeiterInnen im Gattungsmuster einer ‚Krisenerzählung‘ kommuniziert, die das, was bislang an der Universität gang und gäbe ist, im erwähnten Kick-off-Artikel im Modus der „Problematisierung“ (Opitz 2004: 54) als veränderungsbedürftig darstellt (IQ 1):

1. „koulutusohjelmia on liikaa“
(zu viele Ausbildungsprogramme)

2. „hakukohteita on liikaa”
(*zu breites Studienfach- bzw. Studiengangsangebot*)
3. „maisteriohjelmia on liikaa”
(*zu viele Masterprogramme*)
4. „koulutusohjelmien ja maisteriohjelmien” „päällekkäisyyttä”
(*Überlappungen von Studieninhalten*)
5. „suuria kulttuurieroja”, „sisäisiä raja-aitoja” „koulutusohjelmien ja maisteriohjelmien välillä”
(*große Kulturunterschiede, innere Barrieren zwischen Schulungs- und Masterprogrammen*)
6. „pelkästään koulutus” „vaikka [...] pitäisi tehdä myös tutkimusta”
(*bloß Lehre, obwohl man auch forschen müsste*)

Auf der Grundlage dieser exemplarischen Mängeldiagnose wird die allgemeine Schlussfolgerung gezogen, dass die Universität eines „systemmuutos“ (*Systemwechsels*) bzw. einer „totaaliremontti“ (*Totalrenovierung*) bedürfe (IQ 1):

7. - Meidän täytyy tehdä totaaliremontti täällä yliopistossa, jotta me pärjätään tulevaisuudessa, sanoo rehtori Kaija Holli.

(*„Wir müssen hier an der Universität eine Totalrenovierung machen, damit wir in Zukunft zurechtkommen“, sagt die Rektorin Kaija Holli.*)

Das Ziel der Krisenüberwindung bzw. der Therapie besteht in der Stärkung einer zukunftsfähigen, d.h. *gesellschaftlich wirksamen* Universität (IQ 1):

8. Tutkimus, opetus ja yhteiskunnallinen vaikuttavuus ovat lain mukaan yliopistojen kolme päätehtävää. Vaikuttavuutta on tähän saakka pidetty vasta kolmantena tehtävänä, jonka rooli on jäänyt epäselväksi. Tehtävien suhteet käännetään nyt uusiksi siten, että vaikuttavuus tulee toiminnan päämääräksi.

(*Forschung, Lehre und gesellschaftliche Wirksamkeit sind laut Gesetz die drei Hauptaufgaben der Universitäten. Gesellschaftliche Wirksamkeit wurde bis jetzt nur als dritte Aufgabe gesehen, deren Rolle unklar geblieben ist. Das Verhältnis der Aufgaben wird nun so umgekrempelt, dass die Wirksamkeit zum Hauptziel aller Aktivitäten wird.*)

Der Ausdruck „yhteiskunnallinen vaikuttavuus“ (*gesellschaftliche Wirksamkeit*) transportiert die Bedeutung von der ‚Überprüfbarkeit, Messbarkeit‘ der gesellschaftlichen Einflussnahme, die, wie erwähnt, „zählbar [ist] in der Einnahme von Forschungsgeldern, der Rekrutierung angesehener Wissenschaftler, der Zahl der Bewerbungen um einen Studienplatz und letztlich in der Platzierung in Rankings“ (Münch 2011: 75). Dies belegen die rhetorischen Fragen, mit denen das Rektorat eine weitere Effizienzsteigerung, die im

Zuge des Bologna-Prozesses mitsamt seinen SWOT-Analysen⁴ eingeübt wurde, einklagt (IQ 1):

9. - Miksi kieleet eivät voi tehdä enemmän yhteistyötä?
(„Warum können die Sprachen nicht mehr zusammenarbeiten?“)
10. - Miksi talouden oppiaineissa ei voisi opettaa jotakin yhdessä?
(„Warum könnte man in den Wirtschaftsfächern nicht auch etwas gemeinsam unterrichten?“)

Im Post-Bologna-Reformdiskurs zielen beiden Fragen ab auf die breite Zustimmung zur rektoratsgesteuerten Steigerung universitärer Effizienz und Effektivität. Im aktuellen Reformkontext impliziert hier die Rede von *gesellschaftlicher Wirksamkeit* beispielsweise, die Studiendauer durch Nutzung von Synergieeffekten zu verkürzen. Diese Art von *gesellschaftlicher Wirksamkeit* kann statistisch erfasst, durch Kosten-Nutzen-Analysen evaluiert und, in Kennziffern verwandelt, für die weitere strategische Planung herangezogen werden.

Im Unterschied zur betrieblichen Veränderungskommunikation, in der oftmals dramatische Bedrohungsszenarien aufgebaut werden, um die Belegschaft für eine Erneuerung zu begeistern (cf. Hartz & Habscheid 2008: 124ff., Hartz 2009: 188ff., Karasek 2009: 87ff.), verzichtet das Rektorat zwar auf solche Dramatisierungen, es beansprucht jedoch ebenso wie Unternehmensführungen eine konkurrenzlose Wirklichkeitsdeutung. Die gesamte Rationalität des Organisationswandels kristallisiert sich in dem bereits zitierten Finalsatz, den die Rektorin äußert (cf. Beleg 7; IQ 1):

11. - Meidän täytyy tehdä totaaliremontti täällä yliopistossa, jotta me pärjätään tulevaisuudessa, sanoo rehtori Kaija Holli.
(„Wir müssen hier an der Universität eine Totalrenovierung machen, damit wir in Zukunft zurechtkommen“, sagt die Rektorin Kaija Holli.)

Die Definitionsmacht des Rektorats erstreckt sich auf alle wandelrelevanten Fragen: Es definiert die Probleme, es definiert die Ziele, es definiert die Mittel der Veränderung und es definiert durch den inkludierenden wir-Gebrauch die Einheitsperspektive auf den Organisationswandel.

⁴ Das englische Akronym SWOT steht für: **S**trengths (Stärken), **W**eaknesses (Schwächen), **O**pportunities (Chancen) und **T**hreads (Risiken); SWOT-Analysen sind Element strategischer Planung.

5.4 Das Argumentationsmuster, Effizienz und Effektivität'

Leitvorstellungen wie „Rationalisierung durch Standardisierung“ und „Priorisierung von Aufgaben und Zielen“, die bereits die formale Harmonisierung europäischer Studiengänge steuerten, werden im Zuge der aktuellen finnischen Universitätsreform weiter radikalisiert. Was an einer Universität gelehrt und geforscht wird, muss sich spätestens seit dem 1.1.2010 auch wirtschaftlich rechnen, denn als Körperschaften öffentlichen Rechts sind Universitäten nunmehr für die eigene Finanzierung verantwortlich⁵, obwohl nach wie vor eine staatliche Grundausrüstung gezahlt wird. Ein Prorektor kündigt dies wie folgt an (IQ 5):

12. Talouden näkökulmasta emme ole enää ensi vuoden alusta valtion virasto, pikemminkin taloudenpidon tulee vastata yksityisen yrityksen toimintaa. Myös henkilöstön asema muuttuu, siirrymme valtion virkamiehistä työsopimussuhteisiin. Tämä merkitsee monien oikeuksien ja velvollisuuksien muutoksia. Sen sijaan itse tutkimukseen ja opetukseen taikka opiskelijoiden asemaan yliopiston juridisen aseman muutokselle ei ole juurikaan vaikutuksia.

(In wirtschaftlicher Hinsicht sind wir ab Anfang nächsten Jahres keine staatliche Einrichtung mehr, vielmehr wird unsere Haushaltsführung der eines privaten Unternehmens entsprechen. Auch die Stellung des Personals ändert sich, aus Staatsbeamten werden Angestellte, was wiederum die Änderung vieler Rechte und Pflichten bedeutet. Dagegen werden Forschung und Lehre oder die Stellung der Studierenden überhaupt nicht von diesem juristischen Wechsel des Status der Universität berührt.)

Im Vorgriff auf das baldige Inkrafttreten des neuen Universitätsgesetzes legitimieren die Rektorin und der Vorstandsvorsitzende der Universität Tampere in derselben MAZ-Ausgabe unter dem metonymischen Titel „Yliopisto kaipaa vahvaa johtajuutta“ (*Die Universität verlangt nach starker Führung*) einen neuen Führungsanspruch (IQ 5):

13. - Asiantuntijaorganisaatio ei ole tottunut siihen, että sitä johdetaan eivätkä siellä työskentelevät ole halunneet tulla johdetuksi. Tämän vuoden aikana on käynyt ilmi, että kyllä täällä meidän yliopistossa kaivataan vahvaa johtajuutta, Holli sanoo.

(„Eine Expertenorganisation ist nicht daran gewöhnt, dass sie geführt wird, und die dort Arbeitenden wollen auch nicht geführt werden. Im Laufe dieses Jahres hat sich jedoch herausgestellt, dass man hier an unserer Universität nach starker Führung verlangt“, sagt Holli.)

14. Neilimo vahvistaa vahvan johtajan tarpeen. Hän hämmästelee, että suurin osa henkilöstöstä ei aiemmin edes tiennyt, kuka on yliopistossa johtaja tai työnantajan edustaja.

⁵ „Dies soll geschehen durch das eigene Wirtschaften, durch eingeworbene Fördermittel und private wie halböffentliche Spenden. Anhand einer genormten Multiplikation (eingeworbene Mittel x 2,5; z.B. 1 Mio. Euro + 2,5 Mio. vom Staat = 3,5 Mio. Euro) ergibt sich, wie viel Kapital der Staat zuschießt: Je mehr von außen eingeworben wird, desto mehr gibt es aus dem Staatssäckel.“ (Szurawitzki 2012: 12) Dieser Sachverhalt wird auch in IQ 4 erläutert.

Johtajuuteen liittyy visioiden ja tavoitteiden asettamisen kyky ja joukon sytyttäminen tämän vision kautta. Se on rehtorin keskeinen tehtävä ja se on erittäin vahva johtajuuden rooli, Neilimo painottaa.

(Neilimo bestätigt den Bedarf an starker Führung. Ihn verblüfft, dass der größte Teil des Personals früher nicht einmal gewusst hat, wer in der Universität der Leiter oder der Vertreter des Arbeitgebers ist.

„Zur Führung gehört die Fähigkeit, Visionen zu entwickeln und Ziele zu setzen und die Menge durch diese Vision zu entflammen. Das ist die zentrale Aufgabe des Rektors, und das ist eine besonders starke Führungsrolle, beteuert Neilimo.)

Beide Zitate arbeiten sich erkennbar an den Widersprüchen des Organisationswandels ab. In Beleg 11 stellt die Rektorin einerseits fest, dass eine Expertenorganisation nur ungern Führung duldet, behauptet aber andererseits, dass *man* an der Universität Tampere *nach starker Führung verlangt*. Wie dieser Widerspruch aufzulösen ist, wer *man* ist und warum und wozu dieses *man* nach *starker Führung* verlangt, wird nicht ausgeführt. Gelöst wird dieses Paradox in Beleg 12 durch Verzeitlichung: Die alte Organisationsstruktur war so beschaffen, dass Mitarbeitende nicht einmal ihren obersten Chef kennen mussten, so machtlos war er im Vergleich zur gesetzlich neu definierten Leitungsfunktion. Mit Inkrafttreten des neuen Universitätsgesetzes wird sich dies gewaltig ändern, da die Mitarbeiter entmachtet und Führungspositionen erheblich gestärkt werden. Aus diesem Grunde bedarf es überhaupt keiner in Beleg 12 gefeierten charismatischen Führung, um die Belegschaft hinter sich zu bringen. Mitarbeiterinnen verhalten sich nämlich nicht deshalb wandelkonform, weil Visionen oder Pathos des Rektorats sie mitreißen, sondern weil wesentlich wirksamere Mittel sie gefügig machen:

- Zielvereinbarungen, die jährlich zwischen jedem Mitarbeiter und seinem unmittelbaren Vorgesetzten, zwischen den Fachbereichen und dem Rektorat, und zwischen dem Rektorat und dem zuständigen Ministerium geschlossen werden,
- Erfassung aller Aktivitäten in Forschung und Verwaltung im online-Informationssystem SoleCRIS⁶, das durch seine Kategorien definiert, was als vergütungsrelevante Leistung zählt,
- leistungsbezogener Lohn, der periodisch nach erzielten Ergebnissen neu bemessen wird.

Es sind diese fortwährend perfektionierten Kontrollinstanzen, die qua Intranet dafür sorgen, dass in erster Linie zahlenförmig messbare Leistungen erbracht werden. Paradoxerweise wird diese Verbetriebswirtschaftlichung universitärer Aktivitäten im besagten Artikel sowohl bestritten als auch eingeräumt. Unter der Zwischenüberschrift „Yliopisto ei ole bisnestä“ (*Universität ist kein Business*) heißt es u. a. (IQ 5):

⁶ Siehe im Internet unter: <http://www.solenovo.fi/en/solutions/solecris/> [01.05.2017].

15. - Ei täällä voi käskyttää sillä tavalla kuin bisneksessä. Siellä voi valita kenen tahansa työntekijän, vaihtaa ihmisiä ketjuun ja mitä tahansa. Täällä sitä ei voi tehdä. Yrityselämässä voi sanoa, että nyt sinun täytyy tehdä tämä juttu näin, mutta jos täällä menee tutkijalle sanomaan, niin hän sanoo, että ei kuulu sinulle, Neilimo kertoo.

(„Hier kann man nicht so befehlen wie im Business. Dort kann man einstellen, wen man will, Leute endlos auswechseln und was nicht sonst noch alles. Hier kann man so was nicht machen. Im Betrieb kann man sagen, jetzt musst du diese Sache so machen, aber wenn man das hier einem Forscher sagen würde, dann sagte der, das geht dich nichts an“, sagt Neilimo.)

Der in Beleg 12 angesprochene Unterschied zwischen betrieblichem und universitärem Handeln überspielt den Unterschied zwischen direkter und indirekter Steuerung, denn sinnvoll geforscht und gelehrt werden kann nicht auf Kommando. Erkennbar ist, dass an der neuen Unternehmensuniversität nach Unternehmensvorbild vorrangig nach dem Prinzip der Ergebnisverantwortung gesteuert wird, was auf indirekte Steuerung durch Verpflichtung zu Selbstverpflichtung und Selbstkontrolle hinausläuft. Widersprüchlich wirken diese Ausführungen, weil sie doppelbödig verfahren: Einerseits legitimieren sie die *starke Führung*, andererseits spielen sie die Tatsache herunter, dass die Machtverschiebung die einstmals teilautonome Belegschaft in Befehlsempfänger verwandelt.

5.5 Postdemokratie: Recodierung einwandimmuner Leitbegriffe

Im Zuge des Organisationswandels werden neue Leitbegriffe stark gemacht, die zunächst völlig unschuldig und unverdächtig aussehen, tatsächlich aber den Blick auf Fallgruben verstellen. Im Rahmen der Prinzipal-Agenten-Kontrakte liefert die Vokabel „Zielvereinbarung“ hierfür das bekannte Beispiel: Auf den ersten Blick suggeriert das Wort die Vorstellung von ‚freiwilliger Vereinbarung zwischen gleichberechtigten Partnern‘, also symmetrische Machtverhältnisse, doch tatsächlich bezieht sich der Ausdruck auf asymmetrische Machtverhältnisse, da in institutionalisierten „Zielvereinbarungen“ der Prinzipal darüber entscheidet, was vereinbarungsbedürftig ist und was nicht (cf. Bröckling 2004, Dzierzbicka 2006). Beispiele für die schleichende Umdeutung eingebürgerter Leitvorstellungen finden sich gehäuft im neuen Leittext der „Universitätsstrategie“, z. B. (IQ 3: 5):

16. Values and responsibility

The University of Tampere is committed to promoting justice and equality in society, to enhancing the well-being of citizens at home and abroad, and to advancing multiculturalism and sustainable development.

The basic values of the University are academic freedom, creativity and social responsibility. This means that everyone has an equal right to learn, to acquire knowledge, to participate and to make an impact on society.

Zentrale Leitbegriffe offener Gesellschaften wie „Demokratie“, „demokratischer Prozess“, „Selbstbestimmung“, „Gemeinwohl“, „Wohlfahrt“ (cf. Cheneval 2015) oder „Wissen als öffentliches Gut“ kommen in diesem Text nicht (mehr) vor, und traditionell allseits bekannte Begriffe wie „Gerechtigkeit“, „Gleichheit“ oder „akademische Freiheit“ kommen nun in Kombination mit Neologismen wie „Nachhaltigkeit“ oder „gesellschaftliche Wirksamkeit“ vor, die selbstimmunisierend wirken, denn wer sie verwendet, „hat immer schon gewonnen, da diese Begriffe ihre Negation nur um den Preis der Selbstbeschädigung des Kritikers zulassen“ (Liessmann 2008: 111, cf. Knobloch 2008). Wer wollte nicht „nachhaltig“ und „gesellschaftlich wirksam“ arbeiten? Doch mit dem alten Universitätsideal von Bildung durch Wissenschaft und der Beförderung allgemeiner Humanität hat das neue Leitbild der *gesellschaftlichen Wirksamkeit* nur noch wenig zu tun, da es in rein ökonomischen Begriffen verstanden werden will. So definiert die „Universitätsstrategie“ es als „social mission“ der Universität, „visionaries“ auszubilden, „who understand the world and change it“ (IQ 2: 5). Je nach Lesart zitiert der Subtext dieser Zielformulierung den antiken Sisyphe-Mythos oder das trotzkistische Programm einer permanenten Revolution: Studierende sollen für die unendliche Wiederholung der „schöpferischen Zerstörung“ und ihre Folgen fit gemacht werden. Der universitäre „impact on society“ beispielsweise bezieht sich nicht auf öffentliche Diskussionen in der Zivilgesellschaft, sondern auf die Höhe der eingeworbenen Drittmittel oder die Anzahl der in A-Journalen auf Englisch publizierten Fachartikel per capita.

Für diese schleichende Recodierung alter Leitbegriffe findet sich in der MAZ ein besonders aufschlussreiches Beispiel, welches unter dem Titel „Nyt on helpompi hengittää”. Yliopistolain kriitikosta tieteenalayksikkön johtajaksi“ („Jetzt lässt sich leichter atmen“. *Vom Kritiker des Universitätsgesetzes zum Fachbereichsleiter*) in eine Konvertitenerzählung eingebettet ist (IQ 7):

17. Yliopistouudistuksen yhteydessä on valitettu, että valta on karannut kauas ja demokratia on kaventunut. Suoranta ei tätä puhetta ymmärrä. Se on suurta höpötystä. Yliopistodemokratiasta on tullut byrokratisoitunutta touhua. Vaikutuskanavia on yhä olemassa. [...] Mielelläni kuuntelen palautetta, kun ei ole laitosjohtajia ja dekaaneja ja muita putkimiehiä siinä välissä. Tervehdin ilolla kaikkia aloitteita ja kritiikkiä. En näe sitä demokratian katoamisena.

(Im Zusammenhang mit der Universitätsreform wurde geklagt, dass die Macht aus den eigenen Händen geglitten und die Demokratie geschrumpft sei. Suoranta versteht diese Einwände nicht. „Das ist großes Gelabere. Die Universitätsdemokratie ist zu einer bürokratisierten Beschäftigung verkommen. Einflussmöglichkeiten gibt es noch immer. [...] Gern höre ich Feedback, wenn keine Institutsleiter und Dekane und andere Klemptner dazwischenfunken. Mit Freude begrüße ich alle Initiativen und Kritik. Darin sehe ich kein Verschwinden von Demokratie.“)

So sprechen neue Führungskräfte über „Demokratie“. Dass der Begriff „Demokratie“ Bestimmungen wie ‚Initiativrecht‘, ‚Wahlrecht‘ und ‚Mitbestimmungsrecht‘ umfasst, wird in diesem Redebeitrag unterschlagen. Auf die dort gezeigte Weise wird der Begriff

der „Demokratie“ insgeheim umgedeutet in eine unternehmenskompatible Vokabel wie „Mitwirkung“ oder „Teilhabe“, was jeweils eingeschränkere Mitbestimmungsrechte bedeutet. Mit anderen Worten begrüßt der erwähnte Fachbereichsleiter eine Demokratie von seinen Gnaden: Alle dürfen gern ihre Meinung äußern, aber der Prinzipal behält das Sagen, was im Konfliktfall bedeutet, dass die Belegschaft gezwungen wird, auch gegen die eigene Überzeugung zu handeln, und das nicht nur in der Verwaltung, sondern auch in Forschung und Lehre. Im vorliegenden Kontext dient die zitierte Diskreditierung der „Demokratie“ unmittelbar der Verschleierung oder Bagatellisierung tatsächlicher Kräfteverschiebungen. Im Kern veranschaulicht dieses Beispiel, wie der Übergang von der „Demokratie“ zur „Postdemokratie“ medienwirksam kommuniziert wird: Zwar gibt es noch Wahlen, aber „die reale Politik [wird] hinter verschlossenen Türen gemacht: von gewählten Regierungen und Eliten, die vor allem die Interessen der Wirtschaft vertreten“ (Crouch 2008: 10).

5.6 Kritik des Organisationswandels

Ausdrücklich ist zu erwähnen, dass in der MAZ sowohl von einfachen MitarbeiterInnen als auch von renommierten Persönlichkeiten Kritik am Organisationswandel geübt wird. Diese Kritik bezieht sich meist auf einzelne Reformaspekte, doch gelegentlich wird auch Fundamentalkritik vorgebracht. Eine solch radikale Kritik äußert ein Emeritusprofessor für Sozialpolitik, -rektor und -kanzler ebenfalls im Rahmen einer Konvertitenerzählung, da er sich vom *Befürworter zum Gegner von Studiengebühren* gewandelt hat (IQ 8):

18. Sipilän mukaan lahjoitusvarojen keräysrulljanssi sai yliopistot orientoitumaan voimakkaasti siihen, kuinka ne voisivat miellyttää ulkopuolisia tahoja, vaikka lahjoituspotit ovat olleet merkityksellisiä vain säätiöyliopistoissa. Lisäksi yliopistojen kokonaisuiden hallinta perustuu raakaan rahan matematiikkaan. [...]

Vaikka yliopiston pitäisi olla entistä itsenäisempi, se ei ole vielä päässyt eroon New Public Managementista, siis uuden julkisjohtamisen hallintatavasta. Se yhdenmukais-taa yliopistolaisten työtehtäviä ja asettaa heidät toistensa kilpailijoiksi estäen hyvää yhteistyötä. [...]

Koko New Public Management on ollut virheliike. [...]

Suomessa pitäisi etsiä pohjoismaiseen työkuultuuriin sopivia johtamisen ja hallinnan tapoja eikä tuoda niitä aivan erilaisista instituutioista, esimerkkeinä USA, EU, YK ja Nokia. Yliopisto ei ole tehdas tai logistinen ketjukaan.

(Laut Sipilä führt der ganze Rummel um Schenkungseinwerbungen dazu, dass die Universitäten nur noch um die Gunst externer Mitspieler wetteifern, obwohl nur die Stiftungsuniversitäten bedeutende Zuwendungen erhalten. Zudem beruhe die gesamte Steuerung der Universitäten auf nackter Geldmathematik. [...])

Obwohl die Universitäten unabhängiger als früher sein sollten, hätten sie das New Public Management, also die neue Weise öffentlicher Steuerung, noch nicht überwunden. Dies vereinheitliche die Arbeitsaufgaben der Mitarbeiter und mache sie zu Konkurrenten, wodurch gute Zusammenarbeit verhindert werde. [...]

„Das ganze New Public Management war ein Fehlgriff. [...]

In Finnland müsste man nach Führungs- und Steuerungsweisen suchen, die zur nordischen Arbeitskultur passen und sie nicht aus völlig unterschiedlichen Institutionen wie den USA, der EU, den UN oder Nokia importieren. Die Universität ist weder eine Fabrik noch eine logistische Kette.“)

In formaler Hinsicht belegen diese Auszüge abermals die allgemeine Struktur der zitierten MAZ-Beiträge: Sie sind meist als Interviews gehalten, in denen der neutrale Redakteur stellenweise die Rede der Befragten zusammenfasst (cf. Reuter 2011: 315). Inhaltlich bewegt sich die geäußerte Kritik im Rahmen des wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschrittsdiskurses: Sie bestreitet keineswegs die Prämissen des Reformdiskurses, jedoch vehement die Angemessenheit des gewählten neuen Steuerungsmodells, weil dies einer radikalen Ökonomisierung von Forschung, Lehre und Verwaltung Vorschub leiste. Diese Kritik gipfelt in dem Vorwurf, die gesamte Reform à la NPM sei ein *Fehlgriff*, da es NPM an der erforderlichen Kontextsensitivität fehle und sich sein Gebrauch auf Dauer kontraproduktiv auswirke. Mit dem Einwand, die Universität sei weder *Nokia* noch *Logistikkette*, wird zudem auf die Heerscharen von Unternehmensberatern angespielt, die seit Reformbeginn in die finnischen Universitäten einfallen, von Wissenschaft zwar keine Ahnung haben, aber ohne jeden Skrupel neoliberale Re-education betreiben und der Belegschaft einhämmern, dass und wie sie sich ab sofort zu verkaufen habe.

Festzuhalten ist allerdings auch, dass die zitierte Kritik mit keinem ausgearbeiteten Gegenvorschlag aufwartet. Stattdessen schlägt sie ein Forschungsprojekt vor, das genau jene Verwaltungswissenschaftler durchführen sollten, die *uns den Segen des NPM* eingebracht haben (IQ 8):

19. - Heidän pitäisi hartaasti analysoida, mitkä ovat kustannukset tästä byrokraattisesta ja aikaa vievästä hallintajärjestelmästä ja rakentaa koejärjestelyjä siitä, miten vapaasti toimiva yliopisto suoriutuu omista tehtävistään verrattuna manageerattuun yliopistoon.

(„Sie müssten gewissenhaft untersuchen, was die Kosten dieses bürokratischen und Zeit raubenden Steuerungssystems sind und durch eine Versuchsanordnung ermitteln, wie eine frei agierende Universität ihre Aufgaben erledigt im Vergleich zu einer gemanagten Universität.“)

Im Ergebnis bestreitet diese Kritik die von den Sachwaltern der Universitätsreform behauptete Effizienz und Effektivität des neuen Steuerungssystems. Im Einklang mit ähnlichen Kritiken der neoliberalen Hochschulreform operiert sie auf der Grundlage der Basisopposition von ‚freier Universität‘ und ‚Unternehmensuniversität‘ und gibt unmissverständlich zu verstehen, dass die zentralwirtschaftlichen Strukturen der neuen Unternehmensuniversität genuine Forschung und Lehre zerrütten.

6 „Revolution von oben“: Ergebnisse und Schlussfolgerungen

Durch die exemplarische Analyse ausgewählter Beiträge aus der MAZ „Aikalainen“ konnten zentrale Züge der universitären Veränderungskommunikation ermittelt und beschrieben werden. Gezeigt wurde, auf welche kommunikative Weise sich eine durch Gesetz dazu ermächtigte lokale Universitätsleitung als Prinzipal der Universitätsbelegschaft präsentiert und in allen wandelrelevanten Fragen Deutungs- und Entscheidungshoheit beansprucht. Ohne die unternehmenstypischen Bedrohungsszenarien aufzubauen, versucht die beobachtete Universitätsleitung, die Belegschaft auf eine Einheitsperspektive und eine wissenschaftliche Einheitskultur einzuschwören, von der unterstellt wird, dass sie die einzig rationale Anpassung an eine vernünftig erkannte Realität verbürgt (cf. Vacek 2009: 290ff.). Ferner konnte ausschnitthaft nachgewiesen werden, dass neue Führungskräfte paradoxerweise das neue inneruniversitäre Machtgefälle zugleich inaugurieren und bestreiten. Konformitätsdruck wird dadurch ausgeübt, dass die neuen Führungskräfte durch ihre Äußerungen neue Machtmittel aufblitzen lassen, zugleich aber beschwichtigen, dass sie davon keinen Gebrauch machen werden, da jeder, der vernünftig sei, die Reform freiwillig mittrage. Schließlich konnten am Beispiel von zwei Konvertitenerzählungen die beiden erwartbaren Reaktionen auf den Organisationswandel ausschnitthaft beleuchtet werden: Zustimmung und Ablehnung. Der Kontrast beider Beispiele veranschaulicht zugleich den Kontrast von neuem Hegemonial- und Gegendiskurs, welcher impliziert, dass die regulative Idee vom „zwanglosen Zwang des besseren Arguments“ (Habermas) der alten Universität an der Unternehmensuniversität ausgedient hat und vorerst vermutlich nur noch im innerwissenschaftlichen Forschungsdiskurs zu überleben vermag.

Für die historische Einordnung der hier pars pro toto analysierten neuartigen staatlichen Universitätslenkung durch kleinste Führungseliten ohne nennenswerte demokratische Legitimation bietet sich der geschichtswissenschaftliche Begriff der „Revolution von oben“ (*revolution from above*) an. Im Falle Finnlands bedeutet dies konkret, dass das neue Universitätsgesetz vom Parlament ohne breite öffentliche Diskussion an der Bevölkerung vorbei verabschiedet wurde (cf. Tomperi 2009). Im Rückgriff auf die Strategie des *burying* (Versenken), die in Finnland weithin Schule macht, werden Betroffene jeweils möglichst spät über für sie nachteilige Entscheidungen informiert, um jeden möglichen Widerstand bereits im Keim zu ersticken. An finnischen Hochschulen und Universitäten werden Spar- und Fusionsbeschlüsse sowie Entlassungen demzufolge kurz vor Weihnachten oder kurz vor den Sommerferien mitgeteilt und so die betroffene Belegschaft überrumpelt, der wegen jahreszeitlich bedingter anderer Verpflichtungen weder Kraft noch Zeit bleibt, Gegenwehr zu organisieren.

Nur ansatzweise konnte die exemplarische Diskursanalyse eine Antwort auf die Frage finden, wie die Hochschulreform den ‚tüchtigen Mitarbeiter‘ der alten Universität in das ‚unternehmerische akademische Subjekt‘ der neuen postdemokratischen Unternehmensuniversität transformiert. Unverkennbar ist deren neues Markenzeichen jedoch die Quantifizierung aller individueller Leistungen in Forschung, Lehre und Verwaltung: mehr Studienabschlüsse, schnellere Durchlaufzeiten, mehr Publikationen, mehr eingeworbene Drittmittel, besseres Ranking. Weiteren Untersuchungen muss es vorbehalten bleiben zu klären, wie im Alltag von Forschung und Lehre reformgenerierte Identitätsarbeit betrieben wird und wie sich neue akademische Habitusformationen konstituieren. In Umrissen ist allerdings bereits erkennbar, dass neue Konzepte marktgerechter Ausbildung alte Konzepte von Bildung durch Wissenschaft verdrängen, weshalb etwa Lösungs suchende Diskussionen gesellschaftlicher Probleme nur noch „im Schatten der Vermittlung marktgängiger Fertigkeiten zur Verfolgung von ‚Karrieren‘ in Gesellschaften“ erfolgen können, „die ihre Integration vor allem über Normen eines sozial korrekten Konsums vollziehen“ (Streeck 2017: 60). Die Folgen des universitären Organisationswandels äußern sich deshalb in der Abwahl geisteswissenschaftlicher Inhalte (cf. Meretoja et al. 2015) und im studentischen Verlangen nach zukunftssicherer Ausbildung (cf. Aho et al. 2017). Dass die Befolgung neoliberaler Imperative wie permanente „Aktivität und Selbstgestaltung“ (Klingovsky 2009: 203) die akademische Lehre längst nicht automatisch verbessert, wie die Reformer unablässig predigen, lässt die Johannesburger Schriftstellerin Nadine Gordimer in ihrem Roman „Keine Zeit wie diese“ (2012) durchblicken. Obwohl ihre Geschichte in einem anderen soziokulturellen Kontext spielt, ähneln die Klagen der südafrikanischen Universitätsmitarbeiter den Klagen ihrer europäischen, insbesondere ihrer finnischen KollegInnen: Lehrveranstaltungen verkommen zu „Säuglingspflegeseminaren“ (ibid., 98), weil das „Vokabular in den Fächern, die wir an der Uni lehren, den Horizont der Studierenden weit“ übersteigt. „Sie gehen ins Internet, wenn sie ein Wort nicht verstehen, nicht schreiben können, die schnelle Lösung; sie greifen nicht zu den Lexika, aus denen die verschiedenen Bedeutungen, Zusammenhänge, der Wortgebrauch zu erfahren ist“ (ibid., 111-112).

Literatur

- Aho, Sarianna & Jutta Lankinen & Meeri Pekkola & Pekka Rantanen & Ewald Reuter & Stephanie Silvan & Katariina Ylönen 2017: Mehrsprachige Germanistinnen im Beruf. Ergebnisse einer explorativen Verbleibstudie unter Germanistikalumnae der Universität Tampere“, in: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 22/2 (2017), 30–43, im Internet unter: <http://tujournals.ulb.tu-darmstadt.de/index.php/zif/article/view/856.857> [31.10.2017].
- Angermüller, Johannes & Silke van Dyck (eds.) 2010: *Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung.. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen*, Frankfurt a. M. / New York: Campus.

- Ash, Mitchell G. 2008: „From ‚Humboldt‘ to ‚Bologna‘: History as Discourse in Higher Education Reform Debates in German-Speaking Europe“, in: Jessop & Fairclough & Wodak (eds.) 2008, 41–61.
- Bischl, Karin 2000: *Die Mitarbeiterzeitung. Kommunikative Strategien der positiven Selbstdarstellung*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Biebricher, Thomas 2012: *Neoliberalismus zur Einführung*, Hamburg: Junius.
- Bogumil, Jörg & Rolf G. Heinze 2009: „Von Äpfeln, Birnen und Neuer Steuerung. Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Reformprojekten in Hochschulen und Kommunalverwaltungen“, in: Bogumil & Heinze (eds.) 2009, 131–149.
- Bogumil, Jörg & Rolf G. Heinze (eds.) 2009: *Neue Steuerung von Hochschulen. Eine Zwischenbilanz*, Berlin: edition sigma.
- Bonner, Withold 2012: „In der Spree fließt der Nil. Anmerkungen zu Fragen der Interkulturalität interkultureller Literatur“, in: Hess-Lüttich et al. (eds.) 2012, 59–74.
- Bonner, Withold 2016: „Konstruktionen von Heimat. Hedda Zinner, Anna Seghers, Christa Wolf, Jenny Erpenbeck“, in: Hess-Lüttich et al. (eds.) 2016, 221–237.
- Bonner, Withold & Annikki Liimatainen & Olli Salminen & Jürgen F. Schopp (eds.) 2012: *Deutsch im Gespräch*, Berlin: SAXA.
- Bonner, Withold & Ewald Reuter (eds.) 2011: *Umbrüche in der Germanistik. Ausgewählte Beiträge der Finnischen Germanistentagung 2009*, Frankfurt a. M.: Lang.
- Bröckling, Ulrich 2004: „Kontrakt“, in: Ulrich Bröckling & Susanne Krasmann & Thomas Lemke (eds.) 2004: *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 132–138.
- Bröckling, Ulrich & Susanne Krasmann & Thomas Lemke (eds.) 2000: *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bruhn, Manfred 2006: *Integrierte Unternehmens- und Markenkommunikation. Strategische Planung und operative Umsetzung*, 4. Auflage, Stuttgart: Schäffer-Poeschel.
- Brunsson, Nils & Kerstin Sahlin-Andersson 2000: „Constructing Organizations: The Example of Public Sector Reform“, in: *Organization Studies* 21.4 (2000), 721–746.
- Cauers, Christian 2009: *Mitarbeiterzeitschriften heute. Flaschenpost oder strategisches Medium*, 2., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Cheneval, Francis 2015: *Demokratietheorien zur Einführung*, Hamburg: Junius.
- Crouch, Colin 2008: *Postdemokratie*, aus dem Englischen (2004) von Nikolaus Gramm, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Demarmels, Sascha & Dorothea Schaffner (2011): „Gendersensitive Sprache in Unternehmenstexten“, in: Sascha Demarmels & Wolfgang Kesselheim (eds.) 2011: *Textsorten in der Wirtschaft. Zwischen textlinguistischem Wissen und wirtschaftlichem Handeln*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 98–120.
- Dzierzbicka, Agnieszka 2006: „Vereinbarungskultur“, in: Agnieszka Dzierzbicka & Alfred Schirlbauer (eds.) 2006: *Pädagogisches Glossar der Gegenwart. Von Autonomie bis Wissensmanagement*, Wien: Löcker, 279–287.

- Etzkowitz, Henry 2008: *The Triple Helix. University-Industry-Government Innovation in Action*, New York: Routledge.
- Foucault, Michel 2000: „Die ‚Gouvernementalität‘“, in: Bröckling et al. (eds.) 2000, 41–67.
- Gertenbach, Lars 2012: „Gouvernementality Studies“, in: Moebius, Stephan (eds.) 2012: *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies*, Bielefeld: transcript, 108–127.
- Gibbons, Michael & Camille Limoges & Helga Nowotny & Simon Schwartzman & Peter Scott & Martin Trow 1994: *The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*, London: Sage.
- Gordimer, Nadine 2012: *Keine Zeit wie diese*, aus dem Englischen (2012) von Barbara Schaden, Berlin: Berlin Verlag.
- Habscheid, Stephan & Clemens Knobloch (eds.) 2009: *Einigkeitsdiskurse. Zur Inszenierung von Konsens in organisationaler und öffentlicher Kommunikation*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hartz, Ronald 2009: „Die sprachliche Inszenierung von Konsens in Organisationen: Qualitative Befunde zu Mitarbeiterzeitungen“, in: Habscheid & Knobloch (eds.) 2009, 178–206.
- Hartz, Ronald & Stephan Habscheid 2008: „Die Konstruktion von Konsens und Einigkeit in Organisationen – am Beispiel der Mitarbeiterzeitung“, in: Florian Menz & Andreas P. Müller (eds.) 2008: *Organisationskommunikation. Grundlagen und Analysen der sprachlichen Inszenierung von Organisation*, München / Mehring: Hampp, 119–139.
- Herrmann, Ulrike (2016): *Kein Kapitalismus ist auch keine Lösung. Die Krise der heutigen Ökonomie oder was wir von Smith, Marx und Keynes lernen können*, 4. Auflage, Frankfurt a. M.: Westend.
- Hess-Lüttich, Ernest W.B. & Corinna Albrecht & Andrea Bogner (eds.) 2012: *Re-Visio-nen. Kulturwissenschaftliche Herausforderungen interkultureller Germanistik*, Frankfurt a. M. u.a.: Lang.
- Hess-Lüttich, Ernest W.B. & Carlotta von Maltzan & Kathleen Thorpe (eds.) 2016: *Gesellschaften in Bewegung. Literatur und Sprache in Krisen- und Umbruchzeiten*, Frankfurt a. M. u.a.: Lang.
- Jessop, Bob & Norman Fairclough & Ruth Wodak (eds.) 2008: *Education and the Knowledge-Based Economy in Europe*, Rotterdam / Taipei: Sense Publishers.
- Karasek, Tom 2009: „Globalisierung und Reform: Die Hegemonie des Globalisierungs- und Reformdiskurses am Beispiel der ‚Frankfurter Allgemeinen Zeitung‘“, in: Habscheid & Knobloch (eds.) 2008, 71–116.
- Keim, Inken & Wilfried Schütte (eds.) 2002: *Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für Werner Kallmeyer zum 60. Geburtstag*, Tübingen: Narr.
- Klingosvsky, Ulla 2009: *Schöne Neue Lernkultur. Transformationen der Macht in der Weiterbildung. Eine gouvernementalitätstheoretische Studie*, Bielefeld: transcript.

- Knobloch, Clemens 2008: „Das Neuakademische. Anmerkungen zur Sprache der unternehmerischen Hochschule“, in: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur*, 3 (2008), 123–170.
- Kurz, Heinz D. (2013): *Geschichte des ökonomischen Denkens*, München: Beck.
- Lane, Jan-Erik 2000: *New Public Management*, London: Routledge.
- Lemke, Thomas & Susanne Krasmann & Ulrich Bröckling 2000: „Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung“, in: Bröckling et al. (eds.) 2000, 7–40.
- Liessmann, Konrad Paul 2008: „Die evaluierte Elite im Bologna-Prozess. Sprache und Geist der Universitätsreform“, in: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur*, 3 (2008), 107–122.
- Meier, Frank 2009: *Die Universität als Akteur. Zum institutionellen Wandel der Hochschulorganisation*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Meretoja, Hanna & Saija Isomaa & Pirjo Lyytikäinen & Kristina Malmio (eds.) 2015: *Values of Literature*, Leiden / Boston: Brill Rodopi.
- Müller, Andreas Paul 2002: „Interaktionsregeln in innerbetrieblichen sozialen Welten“, in: Keim & Schütte (Hrsg.) 2002, 85–107.
- Münch, Richard 2011: *Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform*, Berlin: Suhrkamp.
- Opitz, Sven 2004: *Gouvernementalität im Postfordismus. Macht, Wissen und Techniken des Selbst im Feld unternehmerischer Rationalität*, Hamurg: Argument-Verlag.
- Paletschek, Sylvia 2002: „Die Erfindung der Humboldtschen Universität. Die Konstruktion der deutschen Universitätsidee in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“, in: *Historische Anthropologie* 10 (2002), 183–205.
- Patomäki, Heikki 2007: *Uusliberalismi Suomessa. Lyhyt historia ja tulevaisuuden vaihtoehto* [Neoliberalismus in Finnland. Kurze Geschichte und die Alternativen der Zukunft], Helsinki: WSOY.
- Reuter, Ewald 2009: „Die internationale Germanistik im Wind der Weltwirtschaft: Praxisrelevanz zwischen demokratischer Selbstbestimmung und neoliberaler Ökonomisierung“, in: Ernest W.B. Hess-Lüttich & Peter Colliander & Ewald Reuter (eds.) 2009: *Wie kann man vom ‚Deutschen‘ leben? Zur Praxisrelevanz der interkulturellen Germanistik*, Frankfurt a. M. u.a.: Lang, 59–80.
- Reuter, Ewald 2011: „Veränderungskommunikation in Hochschulen – Die sprachliche Inszenierung universitären Organisationswandels“, in: Niina Nissilä & Nestori Siipponkoski (eds.) 2011: *Sprache und Ethik. VAKKI-symposiumi XXXI. Vaasa 11.-12.2.2011*. Vaasa: Vaasan yliopisto, 309–320, im Internet unter: http://www.vakki.net/publications/2011/VAKKI2011_Reuter.pdf [01.05.2017].
- Reuter, Ewald 2012: „Postnationale Identitätskonstruktionen in auslandsgermanistischen Qualifikationsarbeiten“, in: Hess-Lüttich et al. (eds.) 2012, 657–670.
- Reuter, Ewald 2014: „Murrende PISA-Sieger. Einheimische Kritik der neuen finnischen Bildungspolitik“, in: Julija Boguna & Jürgen Joachimsthaler & Jouko Nikkinen & Ewald Reuter & Detlef Wilske (eds.) 2014: *Vom Text zum Text. Übersetzungskunst*,

philologische Präzision und interkulturelle Erfahrung. Festschrift für Andreas F. Kelletat zum 60. Geburtstag, Berlin: Frank & Timme, 253–265.

- Reuter, Ewald 2016: „Globaler Systemwandel an Hochschulen. Die kommunikative Durchsetzung universitären Organisationswandels am Beispiel einer finnischen Mitarbeiterzeitung“, in: Hess-Lüttich et al. (eds.) 2016, 105–124.
- Reuter, Ewald & Withold Bonner 2011: „Umbrüche in der finnischen Germanistik. Ökonomisierung von Forschung und Lehre, Fragen gesellschaftlicher Relevanz“, in: Bonner & Reuter (eds.) 2011, 9–17.
- Schimank, Uwe 2009: „Governance-Reformen nationaler Hochschulsysteme. Deutschland in internationaler Perspektive“, in: Bogumil & Heinze (eds.) 2009, 123–137.
- Spranz-Fogasy, Thomas 2002: „Das letzte Wort. Untersuchungen zum Kontrollhandeln gesellschaftlicher Führungskräfte in Gesprächen“, in: Keim & Schütte (eds.) 2002, 137–159.
- Streeck, Wolfgang 2017: „Narrative über Europa. Geschichten, Märchen, Sakralisierungen und andere dienliche Konstrukte“, in: *Lettre International* 117, 2 (2017), 59–61.
- Szurawitzki, Michael 2012: „Reform nach der ökonomischen Messlatte. Über die aktuelle Situation an finnischen Hochschulen“, in: *Forschung und Lehre. Alles was die Wissenschaft bewegt*, 3 (2012), 214–215, im Internet unter: www.forschung-und-lehre.de/wordpress/Archiv/2012/pdf/ful_03-2012.pdf [01.05.2017].
- Tomperi, Tuukka 2009: „Yliopistolaki taustoinen. Koulutuspoliittinen tarkastelu“ [Das Hochschulgesetz und seine Hintergründe], in: Tuukka Tomperi (ed.) 2009: *Akateemien kysymys? Yliopistolain kritiikki ja kiista uudesta yliopistosta* [Eine akademische Frage? Die Kritik des Hochschulgesetzes und der Streit um die neue Universität], Tampere: Vastapaino, 145–202.
- Vacek, Edelgard 2009: *Wie man über Wandel spricht. Perspektivische Darstellung und interaktive Bearbeitung von Wandel in Organisationsprozessen*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ward, Steven C. 2012: *Neoliberalism and the Global Restructuring of Knowledge and Education*, London: Routledge.
- Wurmseer, Grit 2010: *Auf dem Weg zu neuen Hochschultypen. Eine organisationssoziologische Analyse vor dem Hintergrund hochschulpolitischer Reformen*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Yliopistolaki 24.7.2009/558. www.finlex.fi/fi/laki/alkup/2009/20090558 [01.05.2017].

Zitierte Internetquellen (IQ)

- IQ 1 Yliopisto remonttiin (*Universität in die Renovierung*), im Internet unter: <http://aikalainen.uta.fi/2009/11/19/yliopisto-remonttiin/> [01.05.2017].
- IQ 2 Let's Shape the Future! Change in the University of Tampere 2010-2015. [Nicht mehr abrufbar.]

- IQ 3 Tehdään tulevaisuus! Tampereen yliopiston muutos 2010-2015 (*Gestalten wir die Zukunft!*) [Nicht mehr abrufbar.]
- IQ 4 Sivistynyt, uudistuva ja yhteiskunnallinen vastuunsa tunteva Tampereen yliopisto. Tampereen yliopiston strategia. 2006 (*Gebildete, innovative und gesellschaftlich verantwortliche Universität Tampere. Strategie der Universität Tampere. 2006*). [Nicht mehr abrufbar.]
- IQ 5 Uuteen yliopistoon (*Richtung neue Universität*), im Internet unter: <http://aikalainen.uta.fi/2009/12/15/uuteen-yliopistoon/> [01.05.2017].
- IQ 6 „Yliopisto kaipaa vahvaa johtajuutta“ (*Universität verlangt nach starker Führung*), im Internet unter: <http://aikalainen.uta.fi/2009/12/16/yliopisto-kaipaa-vahvaa-johtajuutta/> [01.05.2017].
- IQ 7 „Nyt on helpompi hengittää“ („*Jetzt lässt sich leichter atmen*“), im Internet unter: <http://aikalainen.uta.fi/2011/01/25/%e2%80%9dnyt-on-helpompi-hengittaa%e2%80%9d/> [01.05.2017].
- IQ 8 „Rahasta kilpaileminen tappaa yliopiston hengen“ (*Wettbewerb ums Geld tötet Geist der Universität*), im Internet unter: <http://aikalainen.uta.fi/2011/04/14/rahasta-kilpaileminen-tappaa-yliopiston-hengen/> [01.05.2017].

BeiträgerInnen

Withold Bonner, Dr. phil., Lektor (em.) für Literatur und Kultur der deutschsprachigen Länder an der Fakultät für Kommunikationswissenschaften der Universität Tampere.

Arbeitsschwerpunkte: DDR-Literatur, Heimat, interkulturelle bzw. transkulturelle Texte aus Literatur und Film.

Anschrift: Fakultät für Kommunikationswissenschaften, Deutsche Sprache, Kultur und Translation, Kanslerinrinne 1, FI-33014 Universität Tampere, Finnland.

E-Mail: withold.bonner@staff.uta.fi

Tuncer Cabadağ, Dr. phil., Dozent für kontrastive Linguistik und Soziolinguistik am Oberstufenkolleg an der Universität Bielefeld.

Arbeitsschwerpunkte: Türkisch als fortgeführte Fremdsprache in der gymnasialen Oberstufe, Interkulturalität und Genderisierung in literarischen Erzählungen.

Anschrift: Oberstufenkolleg an der Universität Bielefeld, Universitätsstraße 23, D-33615 Bielefeld, Deutschland.

E-Mail: tuncer.cabadag@uni-bielefeld.de

Cora Dietl, Dr. phil., Professorin für Deutsche Literaturgeschichte mit dem Schwerpunkt Mittelalter/Frühe Neuzeit an der Universität Gießen.

Arbeitsschwerpunkte: Theater- und Dramengeschichte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit; religiöse Literatur; höfische Erzählliteratur; dt. Regionalliteratur des Mittelalters.

Anschrift: Justus-Liebig-Universität Gießen, Institut für Germanistik, Otto-Behaghel-Straße 10B, D-25294 Gießen, Deutschland.

E-Mail: cora.dietl@germanistik.uni-giessen.de

Sabine Egger, Dr. phil., Dozentin im Fachbereich German Studies am Mary Immaculate College der Universität Limerick.

Arbeitsschwerpunkte: Literatur des 19.–21. Jahrhunderts, Inter- und Transkulturalität, Intermedialität, Spatial Turn, Europabilder, Erinnerung und Gedächtnis nach 1945 und 1989.

Anschrift: German Studies, Mary Immaculate College, University of Limerick, IE-Limerick V94 VN26, Irland.

E-Mail: sabine.egger@mic.ul.ie

Rūta Eidukevičienė, Dr. phil., Dozentin für Deutsche Sprache und Literatur an der Vytautas Magnus Universität Kaunas.

Arbeitsschwerpunkte: Deutsche Literatur- und Kulturwissenschaft, Komparatistik, Interkulturelle Kommunikation.

Anschrift: Lehrstuhl für Fremdsprachen, Literatur und Translationswissenschaft, Vytautas Magnus Universität, V. Putvinskio Str. 23-304

E-Mail: ruta.eidukeviciene@vdu.lt

Yüksel Ekinci, Dr. phil., Professorin für Erziehung und Bildung – Bildungsbereich Sprache an der Fachhochschule Bielefeld University of Applied Sciences.

Arbeitsschwerpunkte: Deutsch als Zweit- und Fremdsprache, Mehrsprachigkeit, Spracherwerb, Sprachdidaktik und Interkulturelle Kommunikation.

Anschrift: Fachhochschule Bielefeld University of Applied Sciences, Fachbereich Sozialwesen, Interaktion 1, D-33 619 Bielefeld, Deutschland

E-Mail: yueksel.ekinci@fh-bielefeld.de

Frank Thomas Grub, Dr. phil., Dozent für Deutsch, Universitätslektor an der Universität Uppsala.

Arbeitsschwerpunkte: Deutschsprachige Literatur des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart, Literarisches Leben, Reiseliteratur, Literatur und Landeskunde in der Lehre des Deutschen als Fremdsprache.

Anschrift: Institutionen för moderna språk, Engelska parken - Humanistiskt centrum, Uppsala universitet, Thunbergsvägen 3L/Box 636, SE-751 26 Uppsala, Schweden.

E-Mail: thomas.grub@moderna.uu.se

Jacqueline Gutjahr, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Abteilung Interkulturelle Germanistik, Georg-August-Universität Göttingen.

Arbeitsschwerpunkte: Interkulturalität und Literatur/Film, Poetik(en) der Mehrsprachigkeit, Sprachenpolitik und Sprachenvermittlung.

Anschrift: Georg-August-Universität Göttingen, Seminar für Deutsche Philologie, Abteilung Interkulturelle Germanistik, Käte-Hamburger-Weg 6, D-37073 Göttingen, Deutschland.

E-Mail: jacqueline.gutjahr@phil.uni-goettingen.de

Marja-Leena Hakkarainen, Dr. phil., Dozentin für Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Turku.

Arbeitsschwerpunkte: Deutschsprachige Gegenwartsliteratur, Interkulturelle Literatur, Erinnerungsliteratur.

Anschrift: Koulukatu 18 as 11, FI-20100 Turku, Finnland.

E-Mail: maleha@utu.fi

Stephan Holz, Dr. math., Akad. Dir., Oberstufenkolleg an der Universität Bielefeld,

Arbeitsschwerpunkte: interkulturelle Geschlechtersoziologie, Sozialphilosophie, Logik, Linguistik von Computersprachen.

Anschrift: Oberstufenkolleg an der Universität Bielefeld, [Universitätsstr. 23, D-33615 Bielefeld](#), Deutschland.

E-Mail: stephan.holz@uni-bielefeld.de

Mahmut Karakus, Dr. phil., Professor für Deutsche Sprache und Literatur an der Istanbul Universität.

Arbeitsschwerpunkte: Neuere deutsche Literatur, Literatur der Postmigration, Vergleichende Literaturwissenschaft, Imagologie.

Anschrift: Istanbul Universitesi Edebiyat Fakultesi Alman Dili ve Edebiyatı, 34459 Laleli - Istanbul, Türkei.

E-Mail: karakus.mahmut@gmail.com

Hannes Krauss, Dr. phil., Akademischer Rat i. R. für Germanistik / Literaturwissenschaft an der Universität Duisburg-Essen, Prof. h. c. an der Far Eastern State University of Humanities Khabarovsk (RUS).

Arbeitsschwerpunkte: Deutschsprachige Literatur nach 1945, Literatur der DDR, Literatur im Fremdsprachenunterricht

Anschrift: Rosastr. 57, D-45130 Essen, Deutschland.

E-Mail: hannes.krauss@uni-due.de

Annikki Liimatainen, Dr. phil., Priv.-Doz., Professorin für mehrsprachige Kommunikation und Translationswissenschaft, insb. im Sprachenpaar Deutsch-Finnisch, an der Fakultät für Kommunikationswissenschaften der Universität Tampere.

Arbeitsschwerpunkte: Fachsprachenforschung, Fachübersetzen, Neuübersetzen, Sichtbarkeit und Rezeption von Übersetzungen, Geschichte des Übersetzens, Wissenschaftssprache, kontrastive Linguistik, Lexikografie, Phraseologie, Wortbildung.

Anschrift: Fakultät für Kommunikationswissenschaften, Deutsche Sprache, Kultur und Translation, Kanslerinrinne 1, FI-33014 Universität Tampere, Finnland.

E-Mail: annikki.liimatainen@uta.fi

Dieter Neidlinger, M.A., Lehrbeauftragter für deutsche Sprache, Literatur und Kultur an der Universität Tartu, freier Übersetzer und Autor für Bildungsmedien.

Arbeitsschwerpunkte: Literarische Interkulturalität, Literatur- und Kulturdidaktik Deutsch als Fremdsprache.

Anschrift: Universität Tartu, Institut für Fremdsprachen und Kulturen, Abteilung für Germanistik, Lossi 3, EE-51003 Tartu, Estland.

E-Mail: klausn@ut.ee

Silke Pasewalck, Dr. phil., Assoziierte Professorin für Deutsche Literatur an der Universität Tartu.

Arbeitsschwerpunkte: Literarische Interkulturalität, Literarische Erinnerungskonzepte, Nationsbildung und Literatur, Literatur- und Kulturdidaktik Deutsch als Fremdsprache

Anschrift: Universität Tartu, Institut für Fremdsprachen und Kulturen, Abteilung für Germanistik, Lossi 3, EE-51003 Tartu, Estland.

E-Mail: silkep@ut.ee

Ewald Reuter, Dr. phil., Professor für Deutsche Sprache und Kultur an der Fakultät für Kommunikationswissenschaften der Universität Tampere.

Arbeitsschwerpunkte: Deutsch als Fremdsprache, interkulturelle Unternehmens- und Wissenschaftskommunikation, gesprächsanalytisch basierte Kommunikationstrainings, Fachkommunikationsforschung und -didaktik, Literatursoziologie.

Anschrift: Fakultät für Kommunikationswissenschaften, Deutsche Sprache, Kultur und Translation, Kanslerinrinne 1, FI-33014 Universität Tampere, Finnland.

E-Mail: ewald.reuter@staff.uta.fi